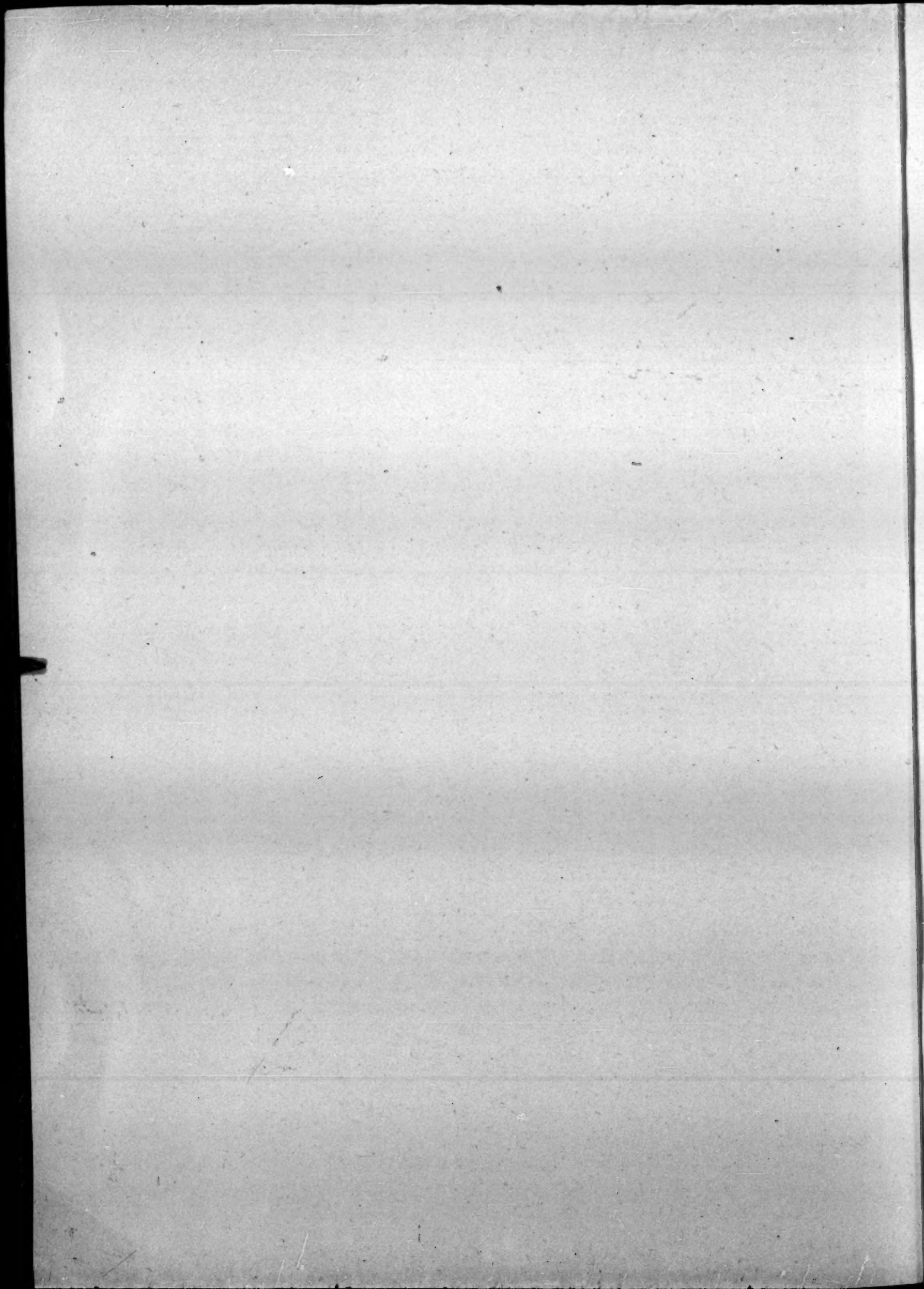


Studienhefte der Evangelischen Akademie
Rheinland-Westfalen, Iserlohn

Nr. 5/6

Forschung und Führung im Handwerk

Haus Ortlohn 1956



Studienhefte der Evangelischen Akademie
Rheinland-Westfalen, Iserlohn

Nr. 5/6

1.

Was sagt die heutige Wissenschaft
zum Wesen der Handwerkswirtschaft
und Handwerkerpersönlichkeit?

Von Wilhelm Wernet

2.

Grundriß einer
Evangelischen Sozialethik
für den Handwerker

Von Walther Bienert

Haus Ortlohn 1956

Zum Geleit

Die nachstehenden Arbeiten sind der wesentliche und z. T. erweiterte Niederschlag von Referaten der beiden Verfasser auf einer Tagung der Evangelischen Akademie Hemer-Iserlohn, die am 2./3. 12. 1955 gehalten wurden.

Noch ringt der Gedanke berufsständischer Seelsorge als „Diakonie der Liebe“ um Verständnis, Anerkennung und zureichende Gestaltung. Indessen ruft die Wirtschaftswissenschaft nach einer „radikalen Besinnung auf die ethischen Grundfragen unseres Wirtschaftssystems“ und verlangt im Rahmen einer Gesamtordnung für das wirtschaftliche Geschehen nach einer „Ethik der Gemeinschaft“. Ein westfälischer Handwerksführer schrieb: „Wir müssen - - - einen Standpunkt zu gewinnen versuchen, dessen Kern die 10 Gebote sind und von hier aus sind alle Tatsachen zu beurteilen, so verwirrend mannigfaltig sie uns auch entgegentreten.“ Auf die noch ungelösten Fragen zwischen Kirche und Handwerk, einem soziologisch so völlig eigenartig gelagerten Teil der wirtschaftlich selbständigen „Mittelschicht“, wird von Seelsorgern fast schon ein Jahrhundert lang hingewiesen. Ein weiteres Hinauszögern oder Ausweichen vor diesen Fragen ist nicht mehr zu verantworten.

Für das nun in besonderer Weise eröffnete Gespräch zwischen Evgl. Kirche und Handwerk, dem wir — beiden zu Nutz und Frommen — ein lebhaftes Echo wünschen, sind Besonderheiten zu beachten.

Es gibt ein selbständiges Handwerk in den „Meisterbetrieben“. Daneben steht die hohe Zahl „abhängiger Handwerker“ in der Industrie und den Regiebetrieben der Bahn, Post und Ortsverwaltungen. Im Handwerk werden in großer Zahl auch Frauen angesprochen. Es handelt sich sodann anhaltend um die aus dem „Erziehungscharakter“ des Lehrvertrages der handwerklichen Meisterlehre erwachsenden besonderen pädagogischen Aufgaben. Über 60 % aller gewerblichen Lehrlinge gehen durch die Erziehungsschule des Handwerks. Über sozial- und wirtschaftspolitische Gegebenheiten hinaus handelt es sich im Handwerker-tum um eine volks- und staatspolitische Aufgabe von geschichtsbestimmender Bedeutung. Vor einem Jahrhundert blieb das Handwerk unbefriedigt und stellte die Führer für weltrevolutionäre Bewegungen. Die Gesellschaft hat ihr Versagen gegenüber dem Handwerkertum teuer bezahlt. Die entscheidenden Fragen sind auch heute noch brennend und ungeklärt.

Das Wagnis einer „Ethik für den evangelischen Handwerker“ ist ein mutiger „Versuch und Anfang“.

Allen, die an der Bewältigung dieser Fragen- und Aufgabengebiete mitarbeiten, muß klar werden, daß hier in besonderer Weise jeder noch so gut gemeinte „Dilettantismus“ den Arbeitserfolg gefährdet, wie die soziologische

Eigenart des Handwerkertums eine gemeinsame Bemühung aller kirchlichen Werke erzwingt. Uniformistische Bevormundung in der Gestaltung dieses Zweiges berufsständischer Seelsorge würde die Eigenart und notwendige Selbständigkeit hemmen oder gar lähmen.

Der Evgl. Kirche von Westfalen gebührt Dank für ihre verantwortungsfreudige Weitsicht durch Schaffung des Amtes des Beauftragten für Handwerkerfragen, wie dadurch, daß sie dem Bemühen um die Handwerker an der Evgl. Akademie Iserlohn eine besondere Heimstatt schuf.

Außerdem sind wir den Herren Referenten für ihren uneigennütigen Dienst zu Dank verpflichtet.

Wilhelm Becker

Landespfarrer – Studienleiter

Gottfried Herbers

Pastor – Beauftragter für Handwerkerfragen

Studienhefte der Evangelischen Akademie
Rheinland-Westfalen, Iserlohn

Nr. 5/6

1.

Was sagt die heutige Wissenschaft
zum Wesen der Handwerkswirtschaft
und Handwerkerpersönlichkeit?

von

Wilhelm Wernet
Privatdozent, Dr. phil. habil.

Haus Ortlohn 1956

Inhaltsverzeichnis

I. Sozialwissenschaft und Handwerksforschung

- 1. Frühere Problemstellungen und Lösungsversuche 7
- 2. Spezielle Einrichtungen der Handwerksforschung 8
- 3. Entwicklungslinien der Handwerksforschung 10

II. Grundlegung einer ökonomischen Wesenslehre vom Handwerk

- 1. Vorbemerkungen 14
- 2. Von der Einheit des Wirtschaftens 15
- 3. Das Grundprinzip der Personalität 18
- 4. Handwerk als Beruf 21
- 5. Qualität und Quantität 36
- 6. Werkstatt, Betrieb und Unternehmung 41
- 7. Handwerksleistung im Wettbewerb 51

III. Der Handwerker im Zeitgeschehen

- 1. Es ändern sich die Zeiten 57
- 2. . . . und wir mit ihnen 61

I. Sozialwissenschaft und Handwerksforschung

1. Frühere Problemstellungen und Lösungsversuche

Ein lehrgeschichtlicher Überblick über die spezielle Behandlung des Handwerksproblems im Werdegang der Wirtschafts- und Gesellschaftslehre ist bisher nicht versucht worden. Würde er unternommen werden, so müßten sich daraus aufschlußreiche Beziehungen ergeben — einmal der sozialökonomischen Forschung zu ihrem Gesamtobjekt Wirtschaft, sodann aber auch der Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaften überhaupt zu den tragenden und gestaltenden geistigen Kräften der Zeit. Und zwar insofern und insoweit, als man bereit ist, *im Gesamthema Handwerk ein Kulturproblem umfassender Art* zu erblicken, also mehr als ein nur fachwissenschaftliches Anliegen der Ökonomie und Soziologie.

Die historisch-empirische Forschungsrichtung in der Nationalökonomie hat bis zu ihrem zeitlichen Ausklang, der etwa mit dem ersten Weltkriege zusammenfällt, der Handwerksfrage große Aufmerksamkeit geschenkt und umfangreiche Untersuchungen gewidmet. Das bleibende Ergebnis besteht in einer Fülle von Einzelbeschreibungen älterer und neuerer Handwerksverhältnisse, die es ermöglichen, den Entwicklungsverlauf bis zur letzten Jahrhundertwende ausreichend deutlich zu erkennen, zu erklären und zu verstehen. Auch die handwerks- und gewerbepolitische Entwicklung wurde in dieser Weise mit hinreichender Genauigkeit registriert. Es hat sich aber als unmöglich erwiesen, auf diesem Wege zu einem tieferen, gedanklich fundierten Verständnis des Geschehens zu gelangen — mit anderen Worten: die aufgezeigten Vorgänge in Gestalt einer Theorie (Gesamtschau) geistig zu bewältigen. In der bekannten negativen Formulierung — Handwerk ist zum Untergang bestimmt — ist diese Theorie vom Marxismus zur Verfügung gestellt und anderwärts übernommen worden.

Die theoretisch-abstrakte wirtschaftswissenschaftliche Forschung hat einen völlig andersartigen Weg eingeschlagen; sie verzichtet darauf, von volkswirtschaftlichen Strukturproblemen Kenntnis zu nehmen. Sie begrenzt ihren Arbeitsbereich auf die wissenschaftliche Klärung funktioneller Zusammenhänge des Wirtschaftens schlechthin mit dem Ziel, darin den größtmöglichen Grad exakter, objektiv gültiger Erkenntnis zu erreichen. In diesem Forschungsbereich findet zwar das Handwerk gelegentlich Erwähnung und sogar spezielle Berücksichtigung; die theoretischen Aussagen bleiben aber — aus dem gesteckten Forschungsziel und der geübten Methode heraus: notwendigerweise — blaß und unscharf, da sich das Handwerkliche (wie sich noch zeigen wird) der verallgemeinernden Vereinfachung (generalisierenden Abstraktion) weithin widersetzt.

Begreiflicherweise hat es an wissenschaftlichen Versuchen nicht gefehlt, einen Brückenschlag zwischen konkreter Einzelforschung und abstrakter Allgemein-erkenntnis zu vollziehen. Wir sind heute in der Lage zu beurteilen, inwieweit das unter spezieller Blickrichtung auf das Handwerksproblem gelungen ist. Auch dort, wo auf der breiten Grundlage historisch-empirischer Einzelforschung eine

gedankliche Synthese der Gesamtentwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft vollzogen worden ist, befriedigen die Ergebnisse nicht mehr. Was in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten an neuen Tatsachen und Entwicklungstendenzen in Erscheinung getreten ist, hat derart grundlegende Veränderungen zum Inhalt, daß ein neuer Ansatz unabweislich geworden ist. Darin müßte wohl auch das Handwerksproblem eine neue Bewertung und Formulierung finden.

Allgemein läßt sich feststellen, daß die *Eigenart der Handwerkerscheinung* zwar nicht übersehen oder geleugnet wird, daß die Wirtschaftslehre sie aber nicht zum Anlaß nimmt, daraus eine besondere Fragestellung zu entwickeln.

2. Spezielle Einrichtungen der Handwerksforschung

Das Bedürfnis, die Fragen des Handwerks im weitesten Sinne der wissenschaftlichen Forschung zu unterbreiten und aus ihren Erkenntnissen praktischen Nutzen zu ziehen, hat sich bei der öffentlich-rechtlichen Berufsorganisation der Handwerkerschaft schon vor dem ersten Weltkriege zum Wort gemeldet. Als der Ruf der Praxis in dieser Richtung auch nach Kriegsende unbeantwortet blieb, ist man in weitblickenden Kreisen zur Selbsthilfe geschritten und hat besondere Einrichtungen außerhalb der Hochschule ins Leben gerufen.

Es entstanden:

1919 das Forschungsinstitut für rationelle Betriebsführung im Handwerk e. V. in Karlsruhe/B. auf Initiative des damaligen Leiters des Badischen Landesgewerbeamtes, Oberregierungsrat W. Bucerius, und der Handwerkskammer Mannheim;

1920 das Wissenschaftliche Forschungsinstitut für deutsche Handwerkerpolitik beim Reichsverband des deutschen Handwerks in Hannover auf Initiative des damaligen Generalsekretärs Dr. H. Meusch;

1922 die Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur e. V. in Hannover auf Mitveranlassung des damaligen Reichskunstwarts Dr. Redslob und unter Beteiligung verschiedener Ministerien.

1928 ist aus der Zusammenfassung der drei genannten Einrichtungen das Deutsche Handwerks-Institut hervorgegangen, das erst in Hannover, dann in Berlin seinen Sitz nahm. Die finanziellen Mittel für die Durchführung spezieller Handwerksuntersuchungen wurden weiterhin in der Hauptsache von Handwerkskreisen aufgebracht und waren demzufolge bescheiden. Trotzdem ist festzustellen, daß es dem Deutschen Handwerks-Institut gelungen ist, die satzungsgemäß gestellten Aufgaben so erfolgreich zu verwirklichen, daß die Institutsarbeiten weit über die Reichsgrenzen hinaus Beachtung und Anerkennung gefunden haben. Das Institut hatte zur Aufgabe:

die technischen, wirtschaftlichen und kulturellen Fragen des Handwerks in ihrer Gesamtheit zu erforschen, im besonderen die mannigfaltigen Beziehungen zu klären, in denen das Handwerk zur gesamten sozialen Umwelt sich befindet; die theoretischen und praktischen Fragen des Handwerks im einzelnen zu behandeln, im besonderen die aus der fortschreitenden Entwicklung sich ergeben-

den technischen und kaufmännischen, volkswirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Probleme aufzugreifen und für das Handwerk zu bearbeiten; die Ergebnisse hieraus für die Praxis nutzbar zu machen, Handwerk und handwerkliches Schaffen am allgemeinen Fortschritt zu beteiligen und seine innere und äußere Entwicklung zu fördern und zu lenken.

Es hat in der Natur der Sache gelegen, daß der junge Forschungszweig sich zunächst und in der Hauptsache solchen Problemen zugewendet hat, die für die praktische Weiterentwicklung und Modernisierung der handwerklichen Arbeitsstätten von unmittelbarer Bedeutung waren, mithin solchen betriebstechnischer und betriebswirtschaftlicher Art. Die geistigen und methodischen Grundlagen hat im betriebstechnischen Bereich der bereits genannte Reformator der handwerklichen Betriebsweise, *W. Bucerius*, gelegt; im betriebswirtschaftlichen Bereich kommt das entsprechende Verdienst dem Universitätsprofessor Dr. *Karl Rößle* zu. Beide haben die benötigte wissenschaftliche Literatur für ihr Fachgebiet geschaffen und der Übertragung der erzielten Forschungsergebnisse in die handwerkliche Praxis die Wege geebnet. Bucerius ist leider früh verstorben; Rößle wirkt als Ordinarius für Betriebswirtschaftslehre an der Universität München und hat gleichzeitig die Leitung des neuen Deutschen Handwerks-Instituts inne.

Neben der unmittelbaren Wirkung der außerhalb des Hochschulbereiches geleisteten Tätigkeit auf die Betriebs- und Wirtschaftsverhältnisse des Handwerks stellte sich alsbald eine mittelbare Auswirkung von nicht geringerer Bedeutung ein. Es fanden sich allmählich in steigender Zahl Gelehrte, insbesondere der Wirtschaftswissenschaften, die aktives Interesse an den Problemen der neuzeitlichen Handwerksforschung nahmen und sie im Rahmen akademischer Vorlesungen behandelten. Daraus erwuchs ein Kreis von akademischen Forschungseinrichtungen an Universitäten und Hochschulen, dem das Come back der Handwerksforschung als spezieller Forschungsrichtung in den offiziellen akademischen Lehrbereich vornehmlich zu danken ist. An mannigfachen Schwierigkeiten und Hindernissen in dem Bestreben, das Thema Handwerk im Hochschulbereich wieder heimisch zu machen, hat es nicht gefehlt.

Nach dem Zusammenbruch von 1945 konnte ein Teil der früheren Positionen schrittweise zurückgewonnen werden. Auch das Deutsche Handwerks-Institut ist neu errichtet worden und nimmt wieder eine auch im Ausland vielbeachtete Stellung ein. Die heutige Formulierung der Aufgaben lautet zusammenfassend:

Das Deutsche Handwerks-Institut hat den Zweck, Fragen des Handwerks wissenschaftlich zu untersuchen und durch wissenschaftliche Forschungsarbeit die deutsche Handwerkswirtschaft zu fördern.

Unter Auswertung der wissenschaftlichen Forschungsarbeiten hat das Deutsche Handwerks-Institut ferner den Zweck, gewerbefördernde Maßnahmen in Verbindung mit der Handwerksorganisation zu unterstützen oder durchzuführen.

Die internationale Zusammenarbeit der Gewerbe- und Handwerksforschung hat nach Kriegsende bedeutende Fortschritte gemacht und wendet sich in wachsendem Maße der Durchführung gemeinsamer Aufgaben zugunsten einer fortschrittlich eingestellten klein- und mittelbetrieblichen Wirtschaftsweise zu. In

den Grenzen der Bundesrepublik sind gegenwärtig nachstehende Hochschuleinrichtungen zur wissenschaftlichen Pflege des Handwerks vorhanden:

Seminar für Handwerkswirtschaft München

Leiter: Prof. Dr. Dr. h. c. Karl Rößle

Institut für Handwerkswirtschaft an der Universität Frankfurt a. M.

Leiter: Prof. Dr. Dr. Emil Wehrle

Institut für Handwerkswirtschaft an der Technischen Universität Berlin

Leiter: Prof. Dr. Konrad Mellerowicz

Institut für Berufserziehung im Handwerk an der Universität Köln

Leiter: Prof. Dr. Friedrich Schlieper

Seminar für Handwerkswesen an der Universität Göttingen

Leiter: Privatdozent Dr. phil. habil. Wilhelm Wernet

Handwerkstechnisches Institut an der Technischen Hochschule Hannover

Leiter: Prof. Dr. Heinz Piest

Forschungsstelle für handwerkliche Formentwicklung Frankfurt a. M.

Leiter: Dozent Dr. habil. Hans Werner Hegemann

3. Entwicklungslinien der Handwerksforschung

Die Werkstätte des Handwerkers und sein berufliches Wirken zum Gegenstand wissenschaftlicher Überlegungen und Erkenntnisse zu machen, mußte anfangs als ein seltsames und unfruchtbares Beginnen erscheinen. Der Zeitpunkt hierfür war indessen nicht zufälliger Art, sondern fiel mit der *Herausbildung einer neuen Entwicklungsstufe des handwerklichen Wirtschaftens* zusammen: aus der traditionellen Meisterwerkstatt der älteren Zeit ging im ersten Viertel unseres Jahrhunderts sichtbar der moderne Handwerksbetrieb zunehmend rationaler Prägung hervor. Das geschah nicht plötzlich und auch keineswegs sofort auf breiter Linie, sondern fast unbemerkt und zunächst auf unzusammenhängende Einzelfälle verteilt. Als dann in der Mitte der 1920er Jahre der deutsche Wirtschaftskörper einer großangelegten Rationalisierungsbewegung unterzogen wurde, schwenkte auch das Handwerk unter der geistigen Führung der jungen wissenschaftlichen Handwerksforschung in diese Bewegung ein. So wirkten interne Ursachen und äußere Umstände dahin zusammen, daß auf lange Zeit hinaus der Betrieb in den Mittelpunkt der Forschungsarbeiten trat. Die betriebswissenschaftliche (betriebstechnische und betriebswirtschaftliche) Richtung hat dank ihres bevorzugten Standortes gegenüber den praktischen Erfordernissen des Wirtschaftslebens diese Vorrangstellung auch späterhin bewahrt.

Worum geht es in diesem Forschungsbereich? Es geht im Grundsätzlichen um die Ermittlung und Klärung der persönlichen und sachlichen Bedingungen, unter denen die Wirtschaftswelt des Handwerks, aus hunderttausenden von Betriebsstätten der verschiedensten Art zusammengesetzt, im Gleichschritt mit der allgemeinen Entwicklung in Technik, Wirtschaft und Gesellschaft gehalten, in diese Entwicklung reibungslos und fruchtbar eingegliedert werden kann. Darüber, daß diese laufende Anpassung herbeigeführt werden soll, herrschen kaum Meinungsverschiedenheiten; auch darüber nicht, daß der fragliche Prozeß nicht „von selbst“ ablaufen kann, daß er vielmehr sowohl der geistigen Vorbereitung und Durchdringung als auch der praktischen Steuerung bedarf. Hand-

werkwissenschaft und Handwerkspolitik finden damit eine zeitlich dauernde Aufgabe vor, die an praktischem Gewicht innerhalb der gesamten Handwerks- und Gewerbepolitik vermutlich laufend zunehmen wird. Das Handwerk in den Fluß der technisch-kommerziellen Entwicklung aktiv hineinzustellen, heißt aber ohne Frage zugleich: seine Wesensmerkmale verändern, es einem Prozeß fortlaufender Mutation (Merkmal-Änderung) überantworten und in deren (geistiger und praktischer) Bewältigung seine spezifische Zukunftsaufgabe erblicken.

Der Vorgang selbst ist zwangsläufiger Natur; ihn unterbinden oder verneinen, hieße für den weitaus größten Teil der Handwerksbetriebe: sie aus dem volkswirtschaftlichen Gesamtprozeß herausnehmen und in abgelegenen Bezirken des Wirtschaftslebens isolieren und konservieren. Den Vorgang bejahen, fördern und beeinflussen, heißt auf der anderen Seite aber auch: die strukturellen Wandlungen mit wachem Auge verfolgen, ihre Folgen und Folgerungen mit kühlem Urteil zur Kenntnis nehmen, das sich ständig verändernde Erscheinungsbild also mit wissenschaftlicher Genauigkeit aufzuzeichnen und ins allgemeine Bewußtsein zu heben. Hierin sieht die handwerksbetriebliche Forschung noch zahlreiche ungelöste Aufgaben vor sich liegen, deren Bewältigung über die bloße Bereitstellung praktisch verwertbarer Erkenntnisse betriebstechnischen und betriebswirtschaftlichen Fortschritts hinausführt. Ein gedanklich durchgearbeitetes System der betriebstechnischen Problematik im Handwerksbereich, eine wissenschaftliche Technologie des Handwerks, besitzen wir nicht, wohl aber wertvolle Vorarbeiten und entwicklungsfähige Ansätze dazu. Die speziellen betriebswirtschaftlichen Forschungsarbeiten im Handwerksbereich haben sich in jahrzehntelanger Arbeit zu einem betriebswirtschaftlichen System verdichtet, dessen Grundzüge sich von anderen speziellen Betriebswirtschaftslehren deutlich abheben. Das bedeutet nicht, daß in dieser Richtung nichts mehr zu tun wäre; der schärferen Ausrichtung des begrifflichen und methodischen Instrumentariums der Betriebswirtschaftslehre auf spezielle und unverkennbare Wesenszüge der Handwerkserscheinung steht noch ein beträchtlicher Spielraum offen.

Der Weg von der Erstellung aussagefähigen Tatsachenmaterials über die Verknüpfung konkreter Einzelerkenntnisse in größere Zusammenhänge zur *Konzeption eines wissenschaftlich-theoretischen Gesamtbildes* ist auch in der volkswirtschaftlich gerichteten Handwerksforschung deutlich zu verfolgen. Die Überwindung äußerer, in der Technik und Systematik unserer Wirtschaftsstatistik und Wirtschaftsbeobachtung begründeter Schwierigkeiten war hier besonders wichtig und hat eines längeren Zeitraumes bedurft. Den Wendepunkt bezeichnet die groß angelegte Handwerksuntersuchung des Ausschusses zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft (Enquête-Ausschuß), die auf Initiative des Deutschen Handwerkskammertages durchgeführt, von diesem selbst maßgeblich bearbeitet und im Jahre 1930 in vier Bänden veröffentlicht worden ist. Dieser Handwerksbericht des Enquête-Ausschusses ist dadurch bedeutsam und zum Ausgangspunkt einer neuen Phase der Handwerksforschung geworden, daß er sowohl eine umfassende statistische Erhebung über das Handwerk als auch eine umfangreiche Befragung handwerklicher Sachverständiger und eine wissenschaftliche Bear-

beitung der gewonnenen Ergebnisse brachte. Die Wirkungen des Berichtes in der wissenschaftlichen und sonstigen Öffentlichkeit waren bemerkenswert. Hierzu wäre auf Werner Sombart zu verweisen, der um die gleiche Zeit seine frühere Auffassung über das Handwerk grundlegend berichtigte, ohne allerdings aus dem gedanklichen Grundschema herauszutreten, welches er seinem „Modernen Kapitalismus“ zugrunde gelegt hat. Immerhin war eine deutliche Bresche geschlagen und diejenigen Gelehrten, die sich fortan mit Handwerksproblemen beschäftigten, konnten sich darauf berufen, daß ihrem Forschungsobjekt noch eine gewisse Lebensdauer ausdrücklich bescheinigt war.

Ist es somit auch hier die Berufsorganisation gewesen, die in langen und zähen Bemühungen die unsichtbare Mauer des Schweigens und Vergessens um das Handwerk durchbrochen hat, so gilt diese Feststellung mit geringen Abschwächungen für den gesamten weiteren Verlauf der Dinge bis in unsere Tage. Als wichtigste Etappen ragen hervor: die Einleitung amtlicher Kostenstrukturerhebungen über das Handwerk, die methodische Umstellung der amtlichen Gewerbezahlungen auf die statistische Erfassung der Handwerker, die Durchführung selbständiger amtlicher Handwerkszählungen und die Einschaltung des Handwerks in die Produktionsstatistiken, Konjunkturbeobachtungen und ähnliche Veranstaltungen zur Ergründung und Klarstellung gesamtwirtschaftlicher Zusammenhänge. In der Sammlung von Daten zur Wirtschaftsstruktur und Wirtschaftsbewegung ist damit ein Stand erreicht, der ein zuverlässiges wissenschaftliches Arbeiten über die volkswirtschaftlichen Probleme des Handwerks ermöglicht. Zwei Umstände haben sich dieser positiven Entwicklung als förderlich erwiesen: die bemerkenswerten wirtschaftlichen Leistungen der Handwerkswirtschaft in Frieden und Krieg der letzten Jahrzehnte sowie eine gewisse wachsende Einsicht wirtschaftlicher, politischer und gesellschaftlicher Kreise in die Mannigfaltigkeit der Schichten und Kräfte, welche das System des modernen Industrialismus in Wirklichkeit tragen.

Die Situation ist auch hier dadurch gekennzeichnet, daß sich sowohl das Objekt der Forschung als auch diese selbst in ihren Ausgangspunkten, Zielen und Methoden in schneller Bewegung befinden. Wir finden unablässig neue Sachverhalte in der Wirklichkeit vor und geben uns mit früheren Fragestellungen und den bisherigen Antworten darauf nicht mehr zufrieden. Wer sich speziell mit Handwerksforschung befaßt, sieht sich immer deutlicher vor die in ihren wissenschaftlichen Konsequenzen noch unerschlossene Einsicht gestellt, daß er zwar einen speziellen Ausschnitt der sozialökonomischen Wirklichkeit bearbeitet, daß ihn die Bemühungen um wissenschaftliche Erkenntnisse und Klärung aber immer tiefer in gesamtwirtschaftliche und gesamttheoretische Zusammenhänge hineinführen. Er muß ihnen Rechnung tragen, wenn er seinen speziellen Auftrag zu einem guten Ende führen will. Denn aus sich selbst und um seiner selbst willen läßt sich das neuzeitliche Handwerksproblem nicht mehr begreifen und erklären; seine schlüssige Erklärung dürfte nur noch in der Richtung möglich sein, daß die Baugesetze und Schichtungstendenzen des Gesamtsystems gesellschaftlicher Wirtschaft aufgedeckt werden, das wir als modernen Industrialismus bezeichnen.

Deutlich tritt dieser Gesichtspunkt auch für das ungeübte Auge im Bereich des wirtschaftspolitischen Handelns zutage. Dort begegnen wir kaum grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten darüber, ob das Kleingewerbe, die gewerblichen Mittelschichten usw. wirtschaftspolitische Beachtung finden sollen oder nicht. Lediglich über die hierfür geeigneten Methoden gehen die Meinungen weit auseinander. Das ist eine unmittelbare und verständliche Folge des Fehlens einer gedanklichen, wissenschaftlich fundierten Konzeption über die Stellung der dezentralisiert wirtschaftenden einzelnen in der heutigen Volkswirtschaft, auf welches mit Recht immer wieder verwiesen wird. Diesem Fehlen liegt natürlich keine leichtfertige Unterlassung zugrunde, sondern es ist im gegenwärtigen Stande unserer gesamtwirtschaftlichen Erkenntnis wohl begründet. Eine Theorie der Handwerkspolitik z. B. ist solange nicht konzipierbar, als eine ökonomische Theorie der Handwerkserscheinung in der modernen Wirtschaftswelt fehlt. Diese wiederum setzt aber aus leicht verständlichen Gründen völlige *gedankliche Klarheit über die Wesensart des einzelnen Handwerkers und seines Wirtschaftens* voraus, die offensichtlich von anderen Wirtschaftserscheinungen so grundlegend verschieden ist. Zum mindesten ist sie es bisher gewesen, und die Erklärung hat gleichzeitig deutlich zu machen, weshalb die ursprüngliche Form des handwerklichen Wirtschaftens im Schwinden begriffen ist.

Den bisher vorliegenden gewerbe- und handwerkspolitischen Untersuchungen kann insofern nur eine eingeschränkte Bedeutung zugemessen werden. Die bloße Vermehrung von Arbeiten der einschlägigen Art führt noch keinen entscheidenden Schritt weiter, so sehr die Bereicherung des ausgebreiteten Stoffs zu begrüßen ist. Es liegen aber inzwischen Arbeiten zur wissenschaftlichen Klärung der Gewerbepolitik vor, die nicht so sehr von der Analyse der im Gewerbebereich vorliegenden Gegebenheiten und ihrer besonderen Wesensart ausgehen, als vielmehr von allgemeinen theoretischen Lehrsätzen der Ökonomik, deren problematische Anwendbarkeit gerade das Thema der wissenschaftlichen Gewerbeforschung ausmacht. Im Gesamtbild ergibt sich, daß das Handwerksproblem und seine wissenschaftliche Bewältigung um so größeren Schwierigkeiten begegnen, je weiter wir uns von dem konkreten Erscheinungsbild des betrieblich wirtschaftenden Handwerkers entfernen. Die Erklärung dafür: es treten immer mehr Beziehungskomplexe und Problemketten in den Gesichtskreis der Forschung, die dadurch gezwungen wird, immer weiter auszuholen und ihre Fragestellungen mit einer wachsenden Zahl von Forschungsbereichen zu verknüpfen.

Das ist im besonderen Maße auf geschichtlichem, soziologischem, kulturphilosophischem Gebiet der Fall, wo sich das Handwerksproblem unlösbar mit den übrigen Lebensbereichen verknüpft. Daß wir hierüber noch nicht allzuviel wissen, besagt nicht, daß der Umfang des Wissenswerten gering sei. Man weiß, daß sich etwa die soziologische Forschung nicht allen Lebensbereichen der Gesellschaft im gleichen Maße gewidmet, wohl aber gelegentlich gewissen Modeströmungen gehuldigt hat, zu denen beispielsweise das Handwerk niemals rechnete. Demgegenüber hat etwa die Volkskunde in diesem Punkte Bemerkenswertes geleistet. Alles in allem — es liegt ein weites Feld zur Bearbeitung offen.

II. Grundlegung einer ökonomischen Wesenslehre vom Handwerk

1. Vorbemerkungen

Es ist merkwürdig genug, daß nicht wenige selbständige Handwerker heute in der gleichen Weise wirtschaften und eine sehr große Zahl gerne wirtschaften möchte, wie die Vorfahren im Mittelalter es getan haben mögen — bedächtig und gediegen, unauffällig, die tägliche Nahrung im Auge, gesichert und unberührt vom Lärm und der Hast unserer Tage. Was für zeitferne Menschen mögen dies sein und was stellen sie sich unter „wirtschaften“ vor?

Die meisten von ihnen lesen kaum mehr als ihre Zeitung und fast niemals ein Buch. Viele bleiben auch der Innungsversammlung fern und betrachten die Handwerkskammer als eine ferne Behörde, die Beiträge erhebt. Sie können von daher keine Kenntnis haben von den Gepflogenheiten der alten Zunftmeister und wandeln dennoch in deren Bahnen. Nur noch wenige führen ihren Stamm in direkter Linie auf zünftige Ahnen zurück, eine wachsende Zahl kommt aus modernen Familien; es kann also auch kein lebendiges Erbgut wirksam sein, jedenfalls nicht in der Mehrzahl der Fälle. Woher haben diese Menschen ihren handwerklichen Habitus und wiederholen und erneuern ihn fortwährend, der so stark dem wirtschaftlichen Gebaren früherer Jahrhunderte ähnelt?

Und noch eine dritte Frage: von äußerlichen Momenten abgesehen, legen Handwerker aller Völker und Zonen ein überraschend ähnliches, nahezu gleichartiges wirtschaftliches und soziales Verhalten an den Tag. Sie gleichen darin den Bauern in aller Welt und stellen gemeinsam mit diesen bestimmte Grundtypen wirtschaftender Menschen dar. Sie sind irgendwie geprägt und verharren nicht nur in diesem Geprägtsein in der Regel ein Leben lang, sondern bringen es immer wieder an sich selbst neu hervor. Woher kommt das und wie mag es zu erklären sein?

Da nach den Aussagen der Sozialstatistik erbkonstitutive Merkmale für einen großen Teil der heutigen Handwerkerschaft ausscheiden, müssen andere Merkmale für die *laufende Herausbildung eines bestimmt geprägten Typus Handwerker* konstitutiv wirksam sein. Als das Maßgebliche und Entscheidende sehen wir die Art der Berufsleistung an: die handwerkliche = handwerksgemäße Hantierung als solche. Welche Umstände machen aber eine berufliche Hantierung zu einer solchen, die handwerksgemäß ist?

Wäre damit nur ein einfacher Vorgang erfaßt, so böte die Erklärung der Handwerkserscheinung in der modernen Wirtschaftswelt keine Schwierigkeiten, und die gedankliche Lösung des Handwerksproblems hätte längst gefunden sein müssen. In Wahrheit handelt es sich um komplexe Sachverhalte von unterschiedlichem Charakter, die im Erscheinungsbild des Handwerkers zusammenfließen und eine systematische gedankliche Aufhellung erforderlich machen. Ähnliches ist zwar da und dort schon erkannt und versucht worden, aber doch außerhalb einer selbständigen und in sich geschlossenen gedanklichen Konzeption. Dabei hat sich immer wieder gezeigt, daß die Wahl eines ökonomisch fundierten Ausgangspunktes für die Erfassung der Wesensart des Handwerklichen

zu unbefriedigenden Ergebnissen führt und im Äußerlichen verharret. Das ist letzten Endes auch der Grund, weshalb die Handwerkserscheinung als solche — als eine im Goetheschen Sinne geprägte Form, die lebend sich entwickelt — in den Erkenntnisbereich der ökonomischen Theorie nicht eingeht; sie kann es einfach nicht, weil in der Figur des Handwerkers zu viel unberechenbarer Mensch und zu wenig quantitative Ökonomik enthalten ist. Soll aber und muß deshalb auf eine zeitgerechte wissenschaftliche Durchdringung des Phänomens Handwerk überhaupt verzichtet werden?

Das ist die Frage, welche der zeitgenössischen Handwerksforschung im speziellen und der Wirtschaftslehre im weiteren Sinne gestellt ist. Für die letztere, die wissenschaftliche Erkenntnis vom „Bau und Leben“ (Schäffle) der sozialökonomischen Wirklichkeit, ergibt sich daraus die Alternative: entweder eine „wesensgemäße“ Erklärung der Handwerkserscheinung zu akzeptieren und sie bei sich aufzunehmen, oder aber weiterhin auf eine sachadäquate, d. h. der Natur und Wesensart des Erkenntnisobjektes Handwerk entsprechende Erklärung zu verzichten — was gleichbedeutend damit ist, es auch künftig bei den Teilerkenntnissen und Pseudoerklärungen des Gegenstandes zu belassen.

Noch ein Wort zur stofflichen Begrenzung des Themas. Unter den mannigfachen Erscheinungsformen, in welchen Handwerk in der wirtschaftlichen Wirklichkeit vorkommt, interessiert hier in erster Linie diejenige, in welcher sich die Wesenszüge des Handwerklichen in umfassender Vollständigkeit zusammenfinden und die zugleich die geschichtlich am höchsten entwickelte Form des Handwerks darstellt. Das ist der selbständig wirtschaftende Handwerker, der das Ergebnis seiner Berufsleistung im wirtschaftlichen Wettbewerb mit anderen Produzenten auf dem Markte anbietet und vom Ertrag seines wirtschaftenden Handelns die physische Existenz und die Aufrechterhaltung nebst Fortentwicklung des zur Verfügung stehenden Betriebsapparates bestreitet. Das Erfahrungsmaterial, welches den gedanklichen Einsichten und Schlußfolgerungen zu Grunde liegt, ist dem mitteleuropäischen Wirtschaftsbereich in seiner jetzigen und früheren Verfassung entnommen.

2. Von der Einheit des Wirtschaftens

Es mag unzeitgemäß erscheinen, im Angesicht der beherrschenden Apparaturen und ihrer wachsenden Ausmaße vom einzelnen zu sprechen, der da scheinbar überflüssigerweise noch zwischen diesen Apparaturen herumwirtschaftet und in einer Art eigensinniger Verblendung darin eine Lebensaufgabe, wenigstens aber einen Lebensinhalt erblickt. Von allen Hinweisen auf die vielschichtige Diskussion unserer Zeit um die Rolle des einzelnen im Zeitalter der Masse abgesehen, die ganze Bibliotheken füllt und trotzdem wenig gestaltendes Handeln zur Folge hat — hiervon ganz abgesehen muß eine lapidare Tatsache ins Bewußtsein gerückt werden, welche die Beschäftigung mit dem wirtschaftenden Individuum weniger sinnlos erscheinen läßt.

Gemeint ist die *Tatsache*, daß nur der Mensch wirtschaftet, nicht die Natur, nicht das Tier, nicht der Apparat, nicht die Organisation. Der Mensch wirtschaftet „mit“ diesen Faktoren, wirtschaften tut aber immer nur er selbst. Dessen

eingedenk sollte Klarheit darüber bestehen, daß es einen prinzipiellen Unterschied zwischen dem Generaldirektor und dem Alleinmeister in bezug auf die Tatsache des Wirtschaftens nicht geben kann, sondern daß ein nur gradueller Unterschied besteht. Zum anderen muß darauf hingewiesen werden, daß wohl aber ein prinzipieller Unterschied besteht zwischen dem Generaldirektor und dem Alleinmeister auf der einen Seite, dem Werkmeister oder dem Nachwächter in der Firma des Generaldirektors auf der anderen. Jene beiden wirtschaften insofern, als sie auf den Markt bezügliche Entscheidungen treffen und sie mit allen Folgerungen daraus zu vertreten haben. Diese beiden und die vielen Tausende ihrer Werkgenossen führen im Rahmen wirtschaftlicher Entscheidungen, die von anderen getroffen werden, technische Verrichtungen aus. Sie gehören mit zur Wirtschaft und tragen das wirtschaftliche Geschehen, aber sie wirtschaften im ursprünglichen und eigentlichen Sinne nicht. Das ist bekannt, und trotzdem ist zu vermerken, daß die Wirtschaftslehre von den Gesetzen des Marktgeschehens den unselbständigen Wirtschaftsträger ebenfalls nicht kennt. Sie kennt überhaupt keine Menschen, sondern nur Marktfiguren ohne Unterschied der Art und der Größe.

Darauf wollen wir uns aber jetzt nicht näher einlassen, obwohl es interessant genug sein könnte, eine *Theorie der Wirtschaft unter Einschuß des Menschen* — sei er klein oder groß, selbständig oder unselbständig — zu entwickeln. Der lapidare Sachverhalt ist in einer anderen Richtung für unser Thema aufschlußreich und kann dafür in überraschender Weise fruchtbar gemacht werden. Es ergibt sich nämlich, daß der Größenunterschied bei prinzipiell gleicher Wesensart zwischen Generaldirektor und Alleinmeister genau jenem Merkmal entspricht, welches die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung der zivilisierten Menschheit im ganzen kennzeichnet. Das ist im ursprünglichen Sinne nicht das Auseinandertreten von Selbständigen und Unselbständigen, von K. Marx als schicksalhafte Trennung des Produzenten von den Produktionsmitteln deklariert — dieser gesellschaftliche Vorgang stellt eine Folgeerscheinung dar. Die Ursprünge liegen tiefer, und zwar nicht im Apparativen, sondern im menschlichen (hominellen) Bereich. Das gesuchte Merkmal besteht darin, daß die ursprüngliche Einheit, die in der Person des wirtschaftenden Menschen vollzogene und verkörperte Einheit des Wirtschaftens verlorengegangen ist, dem wirtschaftlichen Fortschritt des Menschengeschlechtes hat zum Opfer gebracht werden müssen. Der gezahlte Preis ist hoch, aber es bleibt die tröstliche Feststellung, daß er nicht von allen beglichen zu werden braucht — die ursprüngliche Einheit ist in Teilbereichen der Wirtschaft und Gesellschaft noch vorhanden und realisierbar, wenn auch „im Schatten der Titanen“, lies: Apparaturen und Organisationen.

Die ursprüngliche Einheit des Wirtschaftens hat darin bestanden, daß der wirtschaftende Mensch, der einzelne, das Subjekt, den wirtschaftlichen Akt in toto, als ungeteiltes Ganzes zu vollziehen in der Lage war und vollzog. Auf eine vereinfachende Formel gebracht, waren die ökonomische und die technische Komponente des Wirtschaftens ungeschieden in der Person des Wirtschaftenden vereinigt. Das besagt, daß wir zum Verständnis der wirtschaftlichen Vorgänge

die genannten zwei Komponenten als solche zu erkennen und getrennt zu behandeln haben. Die wirtschaftliche Komponente gehört dem Bereich des Menschen an, der da wirtschaftet, um sein Dasein zu fristen, sei es in einfacher oder in gehobener Form: zwischen dem Nahrungsideal des mittelalterlichen Handwerkers und dem Lebensstandardidol des modernen Geschäftemachers bestehen nur graduelle Unterschiede, mehr nicht. Die technische Seite des Wirtschaftens, ohne die kein Wirtschaften existiert, fällt dagegen in den Bereich der Natur und unterliegt deren Gesetzen — das Wirtschaften als ganzes nicht! Infolgedessen bedarf wirtschaftliches Geschehen zweier Erklärungsprinzipien: *Wirtschaft vollzieht sich im Zusammenwirken von Mensch und Natur*. Und um die weittragenden Folgerungen aus dieser Einsicht gleich vorwegzunehmen: im hominellen Bereich des Wirtschaftens regiert die *Ethik*, im naturwissenschaftlichen die *Kausalität*. Wie der Mensch (auch der wirtschaftende) nicht anders gedacht werden kann denn als ethisches Wesen, so das Naturgeschehen (auch das technisch gebändigte) nicht anders denn als objektives Naturgesetz ohne alle menschliche Beimischung. Darum ist Technik menschlich neutral, Wirtschaft aber niemals naturgesetzlich und dem Ethos des Menschseins entrückt.

Die Genealogie der Menschheit, unter diesem Aspekt gesehen, steht hier nicht zur Aufgabe. Erkennbar geworden ist indessen bereits der Sinn dessen, was am Eingang einer Wesenslehre vom Handwerk zu stehen hat: nämlich die *Tatsache, daß im Handwerker alter Prägung die volle Einheit des wirtschaftenden Menschen verwirklicht ist*. In seiner Person sind alle wirtschaftlichen Dispositionen nebst allen technischen Entscheidungen ungeteilt vereinigt, die ökonomische Aufgabe und deren technischer Vollzug liegen in einer Hand. Das ist mehr als die Beherrschung des Produktionsvorganges von Anfang bis Ende, die sich in der Hauptsache im technischen Bereich des Berufes abspielt. Wir haben gewissermaßen die *Grundform des menschlichen Wirtschaftens* vor uns, welche dadurch gekennzeichnet ist, daß der Mensch als ungeteiltes Wesen (Individuum) sein wirtschaftendes Handeln in ungeteilten Formen vollzieht. Jede Phase desselben ist infolgedessen vom Menschlichen her geprägt: der Auftrag selbst (jener bestimmte Schrank aus jenem bestimmten Holz für jenes bestimmte Brautpaar), seine technische Durchführung (jene bestimmte Aufteilung für jenen bestimmten Zweck in jener bestimmten Ausstattung, die jener bestimmten Familie in jener bestimmten Landschaft zu jener bestimmten Zeit gemäß ist) und das dafür geleistete Entgelt (jene bestimmte Menge Korn, Wein und andere Lebensgüter, dazu einige Münzen in Silber bestimmter Prägung oder dergl.). So ist es früher gewesen.

Damit ist kein Idealtyp entworfen, sondern eine blutvolle Realität festgehalten, die zwar als Massenerscheinung im Schoß der Geschichte versunken ist, als Einzelfall aber jederzeit und überall wiederholbar ist. Wir können von dieser Grundform des menschlichen Wirtschaftens in der Einheit des ökonomischen und technischen Handelns unbedenklich als Modellform Gebrauch machen; das Leben selbst hat das Modell hervorgebracht, es braucht nicht in wirklichkeitsverneinender Weise, d. h. in isolierender Abstraktion, gedanklich konstruiert zu werden.

3. Das Grundprinzip der Personalität

Die Mehrzahl der Handwerker wirtschaftet heute anders als es dem aufgezeigten Modellfall entspricht. Darin ist der Preis zu erblicken, den die Handwerkerschaft für den Anschluß an die moderne Entwicklung bezahlt hat und in steigendem Maße künftig bezahlen wird. Anders ausgedrückt: die wachsende Entfernung des handwerklichen Wirtschaftens von seinen Grundformen macht den Inhalt der Handwerksentwicklung seit der Jahrhundertwende aus, worüber später zu berichten sein wird. Zunächst kommt es darauf an, am Grundmodell die Wesenszüge des Handwerklichen zu studieren, um Einsicht in das Bleibende und Abstand zu dem sich Wandelnden zu gewinnen.

Es ist einsichtig geworden, daß im Grunde und letzten Endes alles Wirtschaften persönlicher Natur ist, da Wirtschaft nur durch den Menschen zustande kommt. Die Kette von technischen Umwälzungen seit der Renaissance, späterhin umgesetzt in industrielle Revolutionen, hat indessen bewirkt, daß der Mensch zunehmend in Verlust geraten ist und heute neu gefunden werden muß. Wir haben es hierbei mit der Sozialgeschichte des modernen Kapitalismus (Sombart) zu tun, die uns hier nicht beschäftigen soll. Tatsache ist, daß die Mehrzahl der Menschen in unseren Breiten in apparativen Zusammenhängen wirtschaftet, die dem Persönlichen wenig Spielraum lassen. Es gibt aber eine Schicht wirtschaftender Individuen, die noch maßgeblich vom Persönlichen des Wirtschaftens getragen wird, dazu gehört das selbständige Handwerk, und wir begeben uns zu diesem zurück.

Es dürften keine Bedenken dagegen bestehen, jene Erscheinungsform des Wirtschaftens, das sich nicht in festgefügtten apparativen und organisatorischen Institutionen vollzieht, sondern mit der Person des einzelnen steht und fällt, als eine selbständige Wirtschaftsweise zu betrachten und diese mit einem kennzeichnenden Begriff zu belegen. Das hat nichts mit der Frage zu tun, wo eine solche Wirtschaftsweise noch existiert und welche voraussichtliche Lebensdauer man ihr zubilligen will. Es kommt überhaupt erst einmal darauf an, das Wesen der Sache zu erkennen, die es klarzustellen gilt; hernach können die praktischen Einschränkungen gebührende Aufmerksamkeit finden. Dort, wo der einzelne (nicht nur im Handwerk) sein wirtschaftliches Handeln einschließlich des technischen Vollzuges selbst bestimmt und realisiert, wollen wir von persönlicher Wirtschaftsweise sprechen und dafür den Begriff *„Personalität des Wirtschaftens“* verwenden.

Der grundlegende Wesenszug des Handwerklichen ist darin zu erblicken, daß das personale Prinzip alle Lebensäußerungen ohne Ausnahme trägt und formt. Diese Eigenschaft teilt das Handwerk mit allen übrigen Wirtschaftsbereichen, in welchen das personale Prinzip = das persönliche Element dominiert, und bringt es in unmittelbare Nachbarschaft mit ihnen (Kleingewerbe, gewerblicher Mittelstand). Je stärker und reiner das Personalitätsprinzip zum Ausdruck kommt, desto vollkommener tritt uns das Handwerkliche entgegen, und umgekehrt. Das Prinzip ist mithin bezüglich seiner praktischen Anwendbarkeit der Abschwächung fähig, es vermag sich auch in Übergängen zu realisieren.

Selbstverständlich ist seine reale Ausprägung allen Einflüssen von Raum und Zeit ausgesetzt, in denen alle Wirtschaft sich abspielt. Wer nach dem Personalprinzip wirtschaftet, wird in der Regel bestimmte individuelle Voraussetzungen und Dispositionen mitbringen, die ihm diese Grundform der wirtschaftlichen Betätigung als angemessen oder ausreichend erscheinen lassen. Es wird also neben den Personalisten aus Überzeugung und Leidenschaft solche aus Schwäche und Kleinmut geben, die anthropologische, psychologische und soziologische Seite der Angelegenheit, soll außer Betracht bleiben.

Es ergeben sich — gemäß der Doppelnatur alles Wirtschaftens: Naturgegebenheiten in den Dienst der Lebenserhaltung des Menschen zu stellen — zwei primäre Sachverhalte, welche die Personalität des Handwerkers kennzeichnen: die personale Form der wirtschaftlichen Existenz im ganzen und — in sie eingebettet und sie substantiell erfüllend — diejenige der handwerklichen Berufsleistung im technischen Sinne. Aus der Verschmelzung beider geht die personale Handwerkerscheinung in ihrer Vollform hervor. Mit anderen Worten: der Handwerker vollzieht wirtschaftliche Akte in personaler Form auf der Grundlage technischer Leistungen in personaler Form. Oder noch anders gesagt: er praktiziert personales Wirtschaften und personale Technik in einer Person. Das mag kurz erläutert sein.

Personalität des wirtschaftlichen Handelns bezieht sich in erster Linie auf den Handelnden selbst, der als einzelner, als Subjekt in Erscheinung tritt und in dessen Person Anfang und Ende des Wirtschaftsaktes beschlossen ist. Fassen wir als praktische Verkörperung den Meister eines handwerklichen Berufszweiges ins Auge, so ist er es als handelnde Person, der die wirtschaftlichen Entscheidungen über alle Phasen des Wirtschaftsaktes trifft, niemand anders. Der Auftraggeber kommt nicht in ein Geschäft, einen Betrieb, eine Unternehmung, eine Firma — er kommt zum Meister X und mit voller Überlegung gerade zu ihm, zu keinem anderen. Dieser Meister X ist zwar nur einer unter einer bestimmten Zahl von Zunftgenossen, aber er ist ein bestimmter, kein beliebiger Meister seines Berufs. Er hat einen Namen im doppelten Sinne des Wortes, und dieser Name gewährleistet dem Kunden eine bestimmte, unverwechselbare Ausführung seines Auftrages — andere Kunden wiederum begeben sich aus gleichen Überlegungen zum Meister Y oder Z. Das ist so ohne Unterschied, ob es sich um Schuhe oder Hüte, um Brötchen oder Bier, um eine Wiege oder um einen Pelz handelt, sofern nur ein Meister solches hervorbringt. Dementsprechend fällt das gewünschte Erzeugnis aus; es trägt die Merkmale, Eigenschaften und Kennzeichen des Meisters, der es mit Sachkunde, Sorgfalt und Liebe hervorgebracht hat. Kein Dritter mischt sich in das direkte persönliche Verhältnis zwischen Kunde und Meister, zwischen dem Meister und seinem Produkt. Um alle drei ist ein festes Band des Persönlichen geknüpft: den Auftraggeber, den Auftragnehmer und ihr gemeinsames Kind, das Erzeugnis oder die Leistung.

Den Gegensatz zum Personalen im Bereich des wirtschaftenden Handelns bildet das Unpersönliche, *das Anonyme*. Man versteht jetzt, daß und weshalb alles Unpersönliche dem Handwerk wesensfremd und dem echten Handwerker

zuwider ist; wenn überhaupt, führt er es nur widerwillig aus. Das Personale ist handwerksgemäß, das Anonyme handwerksfremd. Kein Zufall, daß Auflösungsprozesse im Handwerk allemal dann einsetzen, wenn sich Dritte (Verleger, Kaufleute, Fabrikanten) zwischen Meister und Kunden schieben und die kommerzielle Verwertung von Handwerksleistung übernehmen. Das war in der abendländischen Handwerksgeschichte periodisch immer wieder der Fall.

Personalität des technischen Vollziehens bezieht sich in erster Linie ebenfalls auf den Handelnden selbst, der wiederum als einzelner, als Subjekt, die technische Ausführung des Wirtschaftsaktes übernimmt. Wiederum ist in der Person des technisch Vollziehenden Anfang und Ende des Produktionsvorganges beschlossen, der Meister fertigt den ganzen Schuh, das ganze Möbelstück usw. und beherrscht auch die vorkommenden Naturvorgänge aus meisterlicher Erfahrung heraus — beim Backen, Bierbrauen, Gerben usw. Da er als Träger der jeweiligen Berufstechnik deren Entwicklungsstand in sich selbst verkörpert, beherrscht er die technischen Probleme der Auftragsausführung souverän und ist dadurch in der Lage, dem Erzeugnis sowohl die vom Kunden gewünschte oder erwartete Qualität als auch den Stempel seiner eigenen Meisterpersönlichkeit zu verleihen. Jeder Auftrag und dessen Durchführung bringt ein neues Werk des Meisters hervor, nichts ist Abklatsch oder pure Vervielfältigung, die Personalität des technischen Schaffens tritt nicht minder ausgeprägt in die Erscheinung als die Personalität der wirtschaftlichen Vorgänge und diejenige der gesamten Meisterexistenz überhaupt. Die gewählten Beispiele deuten an, daß der technische Personalitätsgrad des handwerklichen Schaffens bereits von Hause aus merkbare Unterschiede aufweist (z. B. Tischlern und Gerben), und zwar dergestalt, daß die chemisch (gerben, brauen) und mechanisch (mahlen, weben) ablaufenden technischen Prozesse eine geringere Affinität (Verwandtschaft) zur Meisterpersönlichkeit aufweisen als die anderen. Kein Zufall also, daß sie frühzeitig und später nahezu vollständig dem Prinzip des personalen Technizierens entglitten sind.

Den Gegensatz zum Personalen im Bereich des technischen Arbeitsvollzuges bildet das Subjektgelöste, das Entpersönlichte, *das Instrumentale*. Wie das Anonyme aus dem wirtschaftlich-Personalen, ist das Instrumentale aus dem Technisch-Personalen genetisch hervorgegangen, der Verlauf läßt sich an Hand der Sozialgeschichte einerseits, der Technikgeschichte andererseits lückenlos verfolgen. Instrumentaler Technikvollzug liegt dort vor, wo das apparative, instrumentale Element (Apparate, Maschinen, Geräte, Aggregate usw.) im Ablauf eines Arbeitsprozesses soviel Eigengewicht erlangt hat, daß die personalen Leistungen nur noch Zureichungen darstellen, die den reibungslosen Ablauf bewirken. Kein Zweifel, daß Handwerks- und Instrumentaltechnik einander prinzipiell ausschließen, da sich weder der Subjektcharakter der Handwerksleistung im instrumentalen Sinne objektivieren, noch der Objektcharakter der Instrumentaltechnik im Sinne handwerklicher Gestaltung subjektivieren läßt. Was dessen ungeachtet heute in der Fabrikunternehmung einerseits, im Handwerksbetrieb andererseits vor sich geht, überschneidet und durchkreuzt den gekennzeichneten technologischen Sachverhalt von der wirtschaftlichen Seite her:

es werden handwerks-technische Verfahren in der Fabrik und industriell-technische Verfahren im Handwerksbetrieb praktiziert.

Im klassischen Anwendungsbereich der wirtschaftlichen und technischen Personalität, eben im Wirkungsfeld des Handwerksmeisters reiner Ausprägung, entfaltet das Personalprinzip eine Fülle von Ausdrucksformen, die in ihrer Gesamtheit die ökonomische Wesensart der Wirtschaftsfigur „Handwerker“ erschöpfend charakterisieren.

4. Handwerk als Beruf

Es hat in der Menschheitsgeschichte hohe Kulturen ohne Vorhandensein eines Handwerkerstandes im abendländischen Sinne gegeben, aber es gab keine hohe Kultur ohne handwerkliches Schaffen und Wirken. Daraus kann geschlossen werden, daß die Gattung Mensch der handwerklichen Fertigkeiten und Künste sowohl zur Behebung der materiellen Lebensnot als auch zur Selbstdarstellung in den Schöpfungen des Kulturlebens bedarf. Handwerk und Kunst haben sich erst in kulturellen Spätzeiten voneinander getrennt. Nicht erforderlich ist offensichtlich, daß eine Volkswirtschaft im Zuge ihrer geschichtlichen Entfaltung die Stufe einer Handwerksperiode durchläuft. Im christlichen Mittelalter haben verschiedene konkrete Umstände dahin zusammengewirkt, daß eine in sich geschlossene Kultur- und Wirtschaftsepoche handwerklicher Prägung zustande gekommen ist. Von einer Wiederholung dieses Vorganges an anderer Stelle wissen wir nichts. Dem Handwerksbild, das dem mittelalterlichen Abendland entnommen wird, haften mithin historische Züge des Besonderen und Einmaligen an. Es ist zwar wichtig, sich das vor Augen zu halten, aber die einschränkenden Folgerungen daraus verlieren an Gewicht, wenn gleichzeitig bedacht wird, daß alles zeitlich Folgende aus eben jenem geschichtlich Vorgegebenen herausgewachsen ist und somit ebenfalls besondere und einmalige Züge trägt. Trotzdem ist da und dort die irrtümliche Auffassung verbreitet, bei der wissenschaftlichen Erklärung unserer wirtschaftlichen Wirklichkeit habe man es mit „den“ Gesetzen „der“ Wirtschaft zu tun. Wir sehen auch für den Handwerksbereich von solcher Verallgemeinerung ab, obwohl gerade das Handwerkliche in Anspruch nehmen kann, als „ewige Kategorie“ menschlichen Verhaltens im Kampf ums Dasein zu gelten.

Der räumliche und zeitliche Erfahrungsbereich, der für die Wesenserkundung der Handwerkserscheinung zur Verfügung steht, präsentiert uns den Handwerker als einen *Arbeitsmenschen*, der einen bestimmten Kreis technischer Handtierungen systematisch erlernt, um sie auf Lebenszeit als Beruf und zum Broterwerb auszuüben. Tut er es in wirtschaftlicher Selbständigkeit, so sprechen wir ihn als Prototyp seiner Gattung an, und speziell in dieser Erscheinungsform steht der Handwerker wirtschaftlich, politisch und gesellschaftlich zur Debatte. Auch für die wissenschaftliche Handwerksforschung und die Wirtschaftslehre überhaupt ist er hauptsächlich in dieser Erscheinungsform interessant. Wir haben also einen besonderen *Typ von Berufsmensch* zu erklären, der im Zustande der ökonomischen Selbständigkeit außerdem und gleichzeitig noch einen besonderen *Typ von Wirtschaftler* repräsentiert. Die außerordentlich reichhaltige

Literatur über die Berufswelt des Menschen, über die Beziehungen zwischen Arbeit und Beruf und zahlreiche Randgebiete hierzu soll hierbei unberücksichtigt bleiben, wie überhaupt die gedankliche Einfügung des hier entwickelten Bildes in den Rahmen des anderwärts Gedachten und Geschriebenen eine Aufgabe für sich darstellt. Das gilt nicht minder für die kulturhistorischen, volkskundlichen und verwandten Forschungsarbeiten über Handwerk und Handwerkertum in ihren mythischen, sakralen und profanen Beziehungen zum Leben der Völker, ihrer Religionen und Herrschaftssysteme, ihrer Sagen und Märchen, und so fort. Die Ökonomisierung des modernen Handwerksbildes hat seine fast völlige inhaltliche Entleerung bewirkt, die noch den „Kleinbetrieb“ übrig läßt. Vom Wesen einer Urform und Grundgestalt des menschlichen Wirtschaftens ist darin nichts mehr zu finden.

Es mag der heutigen Auffassungsweise schwer fallen zu begreifen, daß einen Handwerksberuf ausüben mehr bedeutet, als eine Reihe handwerklicher Fertigkeiten technisch zu beherrschen. Um dem Wesen der Sache näher zu kommen sind Überlegungen anzustellen, deren systematische wissenschaftliche Erschließung in die Denkbereiche verschiedener Disziplinen führt. So ist beispielsweise zu beobachten, daß bestimmte Völker und Volksstämme über ausgeprägte handwerkliche Veranlagung verfügen, während andere wiederum nichts dergleichen erkennen lassen; eine dritte Gruppe verhält sich neutral. Aus der mittelalterlichen und neueren Wirtschaftsgeschichte ist bekannt, daß einzelne Landstriche hohe handwerkliche Spezialkulturen hervorzubringen vermögen und daß es Familien und Sippen gibt, in denen anspruchsvolle Handwerksfertigkeiten erblichen Charakter haben. Eine große Fülle höchst interessanter und für die Wirtschaftsstruktur bedeutsamer Fakten breitet sich vor dem Auge des Forschers aus, dem Handwerk mehr besagt als eine verkümmerte Betriebsform aus vorindustrieller Zeit. Wenn hinzugenommen wird, daß sich das Herauswachsen industrieller Bezirke, Landschaften und Völker aus handwerklichen Untergründen und Vorschaltungen in zahlreichen Fällen historisch und aktuell nachweisen läßt, dann enthält diese Feststellung einen weiteren Hinweis darauf, daß im Handwerksproblem weitverzweigte Perspektiven oszillieren, die unser aller Dasein berühren.

Vollends wird dies deutlich gemacht durch eine Strukturanalyse des modernen Industrialismus, auf welche die Darstellung hier nicht eingehen kann. Eine Analyse solcher Art führt aus der Aufhellung gegenwärtiger Strukturelemente mit innerer Notwendigkeit zur Fragestellung nach den Baugesetzen und Wachstumstendenzen moderner Volkswirtschaften, in welchen die primitiven Marxismen des ökonomischen Materialismus auch für den Laien sichtbar außer Kraft gesetzt sind. Somit bedeutet es eine merkwürdige Verkennung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Zusammenhänge, wenn dem modernen Handwerksproblem vielerorts kaum mehr als der Charakter einer ökonomischen Antiquität zugebilligt wird. Allerdings wird man hierzu nicht übersehen dürfen, daß das Handwerkertum seinerseits wenig dazu getan hat, einen angemessenen Platz im geistigen Fundus der Zeit zu behaupten oder wieder zu erlangen. Gerade auch die Aufhellung der Gründe und Ursachen für diese

bemerkenswerte Erscheinung gehört in den Kreis dessen, was der Handwerksforschung zu entschleiern und zu enträtseln aufgegeben ist.

Es verhält sich also so, daß das Werken mit der Hand zunächst einen technischen Vorgang darstellt, der sich technologisch beschreiben läßt. Seit dem Beginn der Neuzeit gibt es kleinere und größere Werke der Literatur, die sich in enzyklopädischer Form mit alten und neuen Handwerksverfahren, Techniken, Professionen und Künsten befassen und sie für den Leser in Wort und Bild festhalten. Aber es ist nicht möglich, mehr als die Beschreibung technischer Vorgänge und Methoden aus diesen Büchern zu erfahren — eine Handwerkstätigkeit selbst läßt sich auf diese Weise nicht lernen. Jedermann kann jederzeit die Probe darauf machen, es geht nicht. Wohl lassen sich technische Wissenschaften aus Büchern studieren, ein praktisches Handwerk läßt sich nur praktisch erlernen. Auch studieren kann man ein Handwerk nicht, obwohl durchaus die Möglichkeit besteht, sich in die Aufgaben- und Tätigkeitswelt eines Handwerksberufes hineinzudenken und seine technische Problematik, seinen Gehalt an technischen Problemen und Lösungen gewissermaßen von außen her, auf intellektuelle Weise, zu erfassen. Die Architekten beispielsweise machen sich so mit zahlreichen Bauberufen bekannt. Was besagt indessen der gekennzeichnete Sachverhalt?

Man erkennt zwei Grundelemente des Handwerks, die zwar dicht beisammen liegen, aber dennoch nicht identisch sind. Das eine davon ist das Empirische, das auf der Erfahrung Beruhende, und zwar hier in einer ganz bestimmten Bedeutung. Erfahrung ist auch bei der genauen Beschreibung eines Gegenstandes oder eines Vorganges am Werke und hilft im Handwerk trotzdem nicht weiter. Hier muß es sich um „praktische“ Erfahrung handeln, die man selber macht. Jeder handwerkliche Fachmann weiß sofort, was damit gemeint ist, die Handwerkserfahrung ist primär und richtunggebend an den Werkstoff gebunden. Alle Meisterschaft des Handwerks geht zurück auf die vollkommene Kenntnis und Beherrschung des Werkstoffes — sei es Holz oder Kupfer, Leder oder Mehl, Schiefer, Bast oder irgend ein anderes Material. Die Entfaltung der Handwerkstechniken hat sich historisch-genetisch ja so abgespielt, daß am Anfang der Werkstoff war, und aus seinen Eigenschaften heraus hat der frühe Bearbeiter Werkzeuge und Techniken entwickelt. Übrigens wiederholt sich dieser Vorgang im Bereich der synthetischen Werkstoffe durchaus, auch ihnen müssen wiederum Werkzeuge und Verfahren angepaßt werden, wie jeder Mann weiß.

Die Empirie des Handwerkers ist werkstoffbestimmt und werkstoffgebunden, und daraus erklärt sich einleuchtend alles weitere in dieser Richtung. Die werkstoffgerichteten Techniken des Handwerkers können nur im praktischen Umgang mit dem Werkstoff erfahren werden, sie müssen geübt sein. Die praktische Erfahrung der anderen kann man am Ergebnis ablesen und bestaunen, aber man gewinnt sie damit nicht selbst. Diese Art Erfahrung ist nicht lehrbar und nicht übertragbar, sie muß beharrlich erworben werden. Sicherlich lassen sich hierbei durch Anleitung und Überwachung unnütze Umwege vermeiden, die Sache selbst ruht in sich fest und unabänderlich. Darum wird im Handwerk

seit Jahrtausenden praktisch gelernt und kein echter Handwerker hat jemals ausgelernt.

Als *zweites Grundelement*, eng verwandt mit dem Empirischen, ist *das Manuelle* zu erkennen. K. Gatz hat es in seiner schönen Untersuchung vom verlorenen Tagewerk überzeugend dargelegt, daß der Handwerker ein Macher ist. Er macht aus dem Werkstoff etwas, das nützliche Verwendung finden kann oder auch nur die Freude am Schönen befriedigt. Er macht es mit der eigenen Hand, die das Urwerkzeug darstellt, und bedient sich dazu außerdem der künstlichen Werkzeuge in seiner Hand. Insofern ist technisch gesehen das Handwerk fast immer schon mehr als Hand-Werk gewesen, was nicht unwichtig ist. Denn *aus der Verschmelzung des Empirischen mit dem Manuellen unter Beteiligung des Werkzeuges ist die besondere Wesensart der Handwerkstechnik zu erklären*. Sie verkörpert eine eigenständige Kulturerscheinung neben der Maschinen- und Apparatetechnik, die völlig andersartiger Natur ist.

Handeln wir die wichtigsten Merkmale der Handwerkstechnik hier gleich ab, wobei wir uns auf das über die Personalität Gesagte im vorigen Abschnitt besinnen.

Die Handwerkstechnik — Sammelbegriff für eine unbestimmte Zahl von Fach- oder Berufstechniken, deren gemeinsame Merkmale aus der Wesensbestimmung des Handwerklichen hervorgehen — *wird durch die drei Wesenszüge Erfahrungstechnik, Manualtechnik und Werkzeugtechnik ausreichend charakterisiert*. In der Person des Ausübenden, dem Subjekt als Träger und Gestalter der Welt der Handwerkstechnik, schmelzen alle drei Seiten des handwerkstechnischen Handelns zu einer Einheit zusammen. Demzufolge entscheidet die subjektive Reife des technisch Handelnden darüber, welchen Grad von Vollkommenheit die technische Leistung im Einzelfalle erreicht. Offenbar gibt es hierfür keine absolute Norm, die exakt meßbar oder berechenbar wäre, wie es bei der wissenschaftlich fundierten konstruktiven Ingenieurtechnik der Fall ist. Daher weist die Handwerkstechnik bezüglich der Vollkommenheit ihrer Leistungen jenen weiten Streubereich auf, der sich vom Laien- und Gelegenheitshandwerker bis hinüber zum Gegenbeispiel des überragenden Schöpfers genialer Handwerksarbeit erstreckt. Die Subjektivität der Handwerkstechnik läßt ihre praktische Anwendung in zahllosen Abstufungen der jeweiligen Ausführung zu. Das hat für die Ausübung eines Handwerks als Beruf beträchtliche Folgen.

Der Erfahrungsbereich des Ausübenden hängt ganz von den vorgegebenen und erworbenen Fähigkeiten des Subjekts ab. In ihren guten Zeiten war die Zunftordnung beispielsweise bestrebt, durch allgemeine Vorschriften hierfür eine bestmögliche Ausgangsbasis zu schaffen: sorgfältige Auswahl der Lehrlinge, sorgfältige berufliche Erziehung und Ausbildung, ausgedehnte Wanderschaft und andere Maßnahmen. Ein ganzes Menschenleben ist dafür erforderlich, den vollen Umkreis dessen in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, was eine spezielle Handwerkstätigkeit an Erfahrbarem zur Verfügung hält — man kann es auch bei einigen Lehr- und Wanderjahren bewenden lassen oder schließlich selbst hierauf verzichten. Die Skala der Möglichkeiten ist unbegrenzt. Die

Zunftordnung hat den „fertigen“ Meister bekanntlich streng an seine Wirkungsstätte gebunden und ihm später sogar untersagt, umstürzlerische Neuerungen in seinem Berufe zur Kenntnis zu nehmen oder gar zu praktizieren. An dieser Widersprüchlichkeit im Wesensbereich des Handwerklichen ist diese Ordnung sodann auch endgültig gescheitert.

Bezüglich des Manuellen verhält es sich im Grunde ebenso, es steht auch hier eine weite Skala der praktischen Beherrschung aller Fertigkeiten des Berufszweiges offen, vom Pfuscher bis zur künstlerischen Virtuosität. Es wiederholen sich Chancen und Gefahren der Subjektivität, ohne daß eine objektive Norm der beruflichen Technikbeherrschung im strengen Sinne aufstellbar wäre. Zwar besteht keine Identität zwischen technischer Berufserfahrung und manueller Technikbeherrschung, immerhin dürften beide Komponenten in der reifen Meisterpersönlichkeit sich die Waage halten.

Was schließlich den Werkzeugcharakter der Handwerkstechnik betrifft, so haben Generationen ununterbrochen an der Herausbildung und Weiterentwicklung der Berufswerkzeuge gearbeitet, ebenfalls auf durchaus subjektiver Basis. Werkzeuge sind in diesem Technikbereich niemals konstruiert worden, sondern haben langsam eine schrittweise Entwicklung durchlaufen, wobei es scheinen will, als ob die Vollkommenheit der Werkzeuge hinter der erzielbaren und erzielten Vollkommenheit der Berufsleistungen, die damit vollbracht wurden, zurückgeblieben sei. Das spricht ebenfalls für die Subjektivität der Werkzeugverwendung und für die starke Unterordnung des Instrumentalen unter das Persönliche. Bekanntlich sieht man es dem Malerpinsel nicht an, ob damit eine Mona Lisa geschaffen oder ein Fensterrahmen gestrichen worden ist. Das gilt im Prinzip für sämtliches Handwerkszeug — ganz im Gegensatz zur Apparatur einer modernen Fabrik.

Selbstverständlich wiederholt sich der *Subjektcharakter* der Handwerkstechnik, also ihre personale Natur, *in den Methoden und Verfahren* des Handwerks selbst. Sollten wir einmal über eine systematische Technologie des Handwerksschaffens verfügen, so wird sie aller Voraussicht nach interessante Aufschlüsse darüber vermitteln können, welche unübersehbare Vielseitigkeit das Subjektprinzip in die handwerkliche Arbeitswelt hineinträgt, zum Unterschied von der Monotonie exakt berechneter und festgelegter Arbeitsverfahren in der industriellen Welt. Aus der Subjektivität der personalen Handwerksleistung folgt einleuchtend, daß das eine Handwerkserzeugnis dem anderen kaum zum Verwechseln ähnlich sein kann, daß es letzten Endes solche Eigenschaft gar nicht aufweisen soll und darf. Beim Kunstgegenstand wird das noch allgemein begriffen, beim gewöhnlichen Handwerkserzeugnis nur noch in stark abgeschwächtem Maße. Man weiß und kann es an alten Bauwerken deutlich ablesen, daß die Vollhandwerker des Mittelalters der Wiederholung absichtlich aus dem Wege gegangen sind, womit wir ein drittes Gebiet betreten: dasjenige der *Subjektivität im Erzeugnis selbst*. Da es sich um hinreichend bekannte Erscheinungen handelt, braucht darüber nicht besonders gesprochen zu werden.

Soviel ist deutlich geworden — der Handwerker praktiziert eine Form der technischen Naturbeherrschung im Dienste wirtschaftlicher Unterhaltsfürsorge,

welche ganz auf dem technisch handelnden Subjekt beruht und in ihm sich vollzieht und vollendet. Die technische Leistung als solche ist eine Abhängige der technisch handelnden Person, weshalb wir es mit dem *Phänomen „personale Technik“* (im Handwerksbereich) zu tun haben. Sie kommt auch in anderen Lebensbereichen vor, was hier aber nicht weiter interessiert. Über die personale Handwerkstechnik wäre ergänzend und erläuternd noch sehr viel zu sagen, was an anderer Stelle nachgeholt werden soll. Zur Kennzeichnung der besonderen Wesensart des Handwerks, vom Technischen her gesehen, möge das Gesagte genügen.

Es drängen sich aber wichtige Vorbehalte und Einschränkungen auf, vor allem folgende:

Stimmt es denn überhaupt, daß das Manuelle-Empirische in Verbindung mit dem Werkzeuggebrauch die technische Welt des Handwerkers ausfüllt und erschöpfend kennzeichnet — *wo bleibt das Intellektuelle des handwerklichen Schaffens und die schöpferisch-handwerkliche Intuition?* Kein Mensch wird leugnen wollen, daß beispielsweise die mittelalterlichen Dome Kronzeugen dafür sind, in welch hohem Maße Intellekt und Intuition gerade das hier gezeichnete „echte“ Handwerk erfüllten und beflügelten. Nun — außer Zweifel steht zunächst, daß ebenfalls Intellekt und Intuition Subjekteigenschaften darstellen und als solche nicht ent-subjektiviert = objektiviert werden können, so wenig wie Erfahrung und Geschicklichkeit der Hand. Wir haben es mit Erhöhung und Überhöhung des Elementar-Handwerklichen im weiten und tiefen Bereich der Subjektwelt zu tun, mit den Steigerungen und Veredelungen des Personalen bis in die Bezirke der Genialität hinein. An zahlreichen historischen Persönlichkeiten der Wissenschaft (Intellekt) und der Kunst (Intuition) läßt sich ablesen, welcher Leistungen die Verknüpfung der schlichten Grundeigenschaften des Handwerkers mit den Mächten der Intuition und des Intellekts fähig ist. Es kann sich dabei ebenso um Einzelercheinungen wie um Massenvorgänge handeln, worüber die Kulturgeschichte des Handwerks aller Völker und Zeiten berichtet. Die Subjektwelt des Handwerks reicht von der äußersten Primitivität bis zur höchsten Genialität — genauso weit wie das menschliche Dasein an sich.

Es wird aber noch ein anderer Gesichtspunkt berührt: unter den handwerklichen Verrichtungen selbst befinden sich solche, die von der stofforientierten Werkempirie frühzeitig fortstreben und in die Richtung intellektueller oder intuitiver Entfaltung weisen. Auch das gehört zur unbegrenzten Weite der menschlichen Subjektwelt und zur fruchtbaren Universalität des personalen Prinzips. Um solches deutlich zu machen, bedarf es lediglich des beispielhaften Hinweises auf solche Handwerksverrichtungen, welche sich im Anwendungsbereich der naturgesetzlichen Mechanik abspielen. Hochentwickelte Webstühle der Frühzeit etwa lassen erkennen, daß den Personalisten jener Zeitläufe frühzeitig eine Ahnung dessen aufgegangen ist, was die unbelebte Natur an technischen Möglichkeiten bereithielt — für jene, die mit der Kraft des Intellekts in die verborgenen Zusammenhänge einzudringen vermochten, um sie schrittweise zu entschleiern. Bei den Mühlradkonstruktionen verhielt es sich nicht anders. Man

wird sich daher den elementaren manuellen Grundzug des Handwerks nicht so vorstellen dürfen, als ob er intellektuelle Züge ausschlosse. In der Technikgeschichte der Menschheit findet sich auch die Geschichte der personalen Handwerkstechnik eingeschlossen, die in der europäischen Renaissance plötzlich (durch eine Art geistesgeschichtlichen Mutationsvorgang), als manuelle Technik, von einer intellektuellen Technik überspielt wurde und fortan in deren Abhängigkeit geriet.

Weiter: Trifft es denn zu, daß im Bereich der subjektiv gehandhabten Personaltechnik keine Möglichkeit der Objektivierung technischer Verfahren und Vorgänge besteht? Gibt es nicht vielmehr beispielsweise eine umfangreiche technische Fachliteratur auf handwerklichem Gebiet? In der Tat hat es sich auch im Bereich der personalen Technik ermöglichen lassen, das Wissen um technische Zusammenhänge und Vorgänge vom Können, d. h. von der subjektiv begrenzten praktischen Handhabung und Beherrschung, abzulösen und stofflich zu verselbständigen. Das Ergebnis dieses Bemühens ist eindrucksvoll, hat aber zu der merkwürdigen Verkennung der Grundsachverhalte geführt, als ob nunmehr auch die Handwerkerei als solche intellektuell lehrbar geworden sei. Das ist selbstverständlich nicht der Fall; wohl aber läßt sich zweierlei erreichen: die manuellen Vorgänge des Handwerks ins Bewußtsein zu heben und „begreiflich“ zu machen, ferner die (wachsenden) intellektuellen Zutaten zum ursprünglich rein manuellen Handwerk als solche zu kennzeichnen, also beispielsweise das physikalische Berechnen, das kaufmännische Kalkulieren und dergl. mehr. Vieles von dem, was früher rein empirisch, gefühlsmäßig oder intuitiv getan wurde, hat sich als rechenbar erwiesen und kann heute gelehrt werden, auch in der Schule. Die Intellektualisierung des Handwerks (vgl. unten Teil III), sein eigentlicher moderner Charakterzug, hat bedeutende Fortschritte gemacht; damit hat das Handwerk indessen seine entscheidende Wesensänderung eingeleitet: von der Personalität zur Instrumentalität.

Daher der dritte Einwand und Vorbehalt: kann das Handwerk keinen Ausweg aus dem Empirisch-Manuell-Werkzeughaften finden und muß es folglich im Ursprünglich-Personalen verharren, um Handwerk zu sein und zu bleiben? Man hat lange Zeit geglaubt und tut es vereinzelt heute noch, die Wesensart des Handwerks gerade so und nicht anders interpretieren zu müssen, woraus sich mit gedanklicher Notwendigkeit die verkrampfte Situation ergab, in welcher das moderne Handwerksproblem häufig erörtert und die „Lebensfähigkeit des Handwerks“ mit Überzeugung „bewiesen“ oder „widerlegt“ wird. Was hierbei verwechselt wird, ist die historisch geprägte Erscheinungsform des deutschen oder westeuropäischen Handwerks als Wirtschaftsgruppe und Gesellschaftsschicht auf der einen Seite, die Wesenserscheinung des Handwerklichen als Repräsentant personalen Technizierens und Wirtschaftens auf der anderen. Die Verwirrung kann dadurch gelöst werden, daß eine deutliche Trennungslinie zwischen beiden Vorstellungswelten gezogen wird, wobei sich sodann zwei verschiedenartige Erkenntnisobjekte ergeben. Die Wesensschau des Handwerks besagt, daß einzelne Grundelemente und Merkmale des personalen Handwerks selbstverständlich wandelbar sind, weil es der Mensch, das Subjekt, die

Person ist, die sich im Verlauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte als wandelbar erwiesen hat und erweist. Die Voraussetzungen, unter denen personales Wirtschaften (technisch und ökonomisch) stattfindet, ändern sich in der Zeit, und die Subjekte ändern ihr Verhalten dazu — ihre geistige, seelische und vitale Reaktion darauf — ebenfalls. Daraus erwachsen neue Formen des personalen Wirtschaftens, wie es gegenwärtig unter unseren Augen geschieht. Die Entwicklungsfähigkeit des geschichtlich gegebenen Handwerks, unter der wir seine Anpassungsfähigkeit verstehen, ergibt sich aus der anthropologisch-biologischen Tatsache, daß das Subjekt Mensch unterschiedlicher kultureller Prägungen fähig ist, daß es sich im Rahmen konstanter Voraussetzungen als bemerkenswert variationsfähig erweist. Diese Feststellung hat ausdrücklich nichts mit blinder Fortschrittsgläubigkeit nach der Manier aufklärerischer Epigonen zu tun.

Ziehen wir das Fazit aus den Erörterungen über das Thema „Handwerk als Beruf“ im Hinblick auf den technischen Vorgang des Handwerks in personalen Formen, so ergibt sich für die hier vorgetragene Wesensschau zweifelsfrei, daß einerseits der technische Inhalt einer bestimmten Sparte des Handwerks ausreicht, daraus einen lebensfüllenden Beruf zu machen, und daß andererseits ein ganzes Berufsleben erforderlich sein kann, den technischen Gehalt (im weitesten Sinne) einer bestimmten Sparte des Handwerks auszuschöpfen. Nicht von ungefähr fallen handwerkliche Meisterschaft im anspruchsvollen Sinne und volle Lebensreife der Meisterpersönlichkeit zeitlich in der Regel zusammen. Genauer gesagt: wo es darauf ankommt, einen bestimmten Fall technischer Naturbeherrschung (Umformung von Mehl in Brot, von Holz in Möbel, von Eisen in Pflüge usw.) subjektiv zu bewältigen, bestimmt die technische Reife des Subjekts den Vollkommenheitsgrad der technischen Leistung insgesamt. Da subjektive Erfahrung, subjektive Fertigkeit und subjektives Gestaltungsvermögen — das Genie ausgenommen — vom Menschen erworben werden müssen, das Erwerben aber in einem subjektiven Wachstums- und Reifeprozess verläuft, kann nur die ständige Beschäftigung mit der technischen Aufgabe zur persönlichen Reife des Subjekts und damit zur sachlichen Reife der Leistung führen. Der Berufshandwerker muß als derjenige Träger und Vollzieher technischer Handwerksleistungen angesehen werden, der über die vollständigsten Voraussetzungen für die Hervorbringung technischer Handwerksleistung verfügt.

Damit ist zugleich kundgetan, daß eine unendlich abgestufte Skala vom höchst-entfalteten Berufshandwerker hinunter zum Laienhandwerker reicht, sowohl hinsichtlich der beruflichen Ausbildung zum Handwerker als auch der subjektiven Anlage und Befähigung dazu. Welche Folgerungen sich daraus für die praktische Handwerkspflege im Rahmen einer gegebenen ökonomisch-gesellschaftlich-politischen Situation herleiten, dürfte nicht schwer zu ermitteln sein. Wir wenden uns daher dem zweiten Teil der Problemstellung zu, der sich auf „Handwerk als Beruf“ unter wirtschaftlichen Aspekten bezieht.

Das Werken mit der Hand stellt überall dort, wo selbständige Handwerker in Erscheinung treten, außer dem technischen noch einen ökonomischen Sachverhalt dar. Das technische Handwerken, wie es jeder wirtschaftlich Unselbständige in Werkstatt und Fabrik, in Verwaltung und Verkehr usw. vollzieht, wird

gewissermaßen überhöht ins Wirtschaftliche, wird von der Stufe der Fremdbestimmung auf die Stufe der Eigenbestimmung hinaufgehoben. Der selbständige Handwerker vollzieht personales Handeln nun nicht allein in der Werkstatt, vor dem Amboß oder der Schusterkugel, sondern gleichzeitig im Bereich wirtschaftlicher Entscheidungen, unter Einsatz von Vermögenswerten, auf dem Markt. Auch da erscheint er, dem Wesenhaften nach, als einzelner, als Subjekt, auch wenn ihm einige Helfer zur Seite stehen. Die Mitarbeit von Lehrling, Geselle und Ehefrau berührt das Wesen der Sache nicht, darum ist sie auch in der Darlegung der technischen Sachverhalte kaum erwähnt. Der mit einigem Handwerkszeug ausgerüstete manuelle Empiriker, dessen technischer Wirkungsbereich durch die Werkstatt abgesteckt ist, tritt hinaus in das flutende Leben der Welt — wir nehmen an, daß er die Frage, ob Zufalls- oder Berufshandwerker, für sich bereits entschieden hat. Wie findet er sich draußen zurecht? Versuchen wir der Reihe nach eine Antwort auf die Fragen: wie bietet er an? was bietet er an? wem bietet er an?

Die Form, in welcher das Handwerkssubjekt auf dem Markte erscheint, um daselbst Interessenten, d. h. Nachfrager und Abnehmer für seine (wie wir gesehen haben) höchst subjektiven Erzeugnisse und Leistungen zu finden — diese Form kann wiederum nur ganz subjektiver Art sein. Wir haben den technischen Habitus des Handwerkerproduzenten als von ursächlich und urtümlich personaler Natur erkannt und suchen nunmehr das passende Gegenstück im Bereich des Wirtschaftens hierzu. Da ergibt sich zunächst, daß in der Person des Handwerkers selbst die Harmonie innerer Einheit und Übereinstimmung gegeben ist und notwendig vorhanden sein muß. Niemand kann als Mensch aus der strukturellen Einheit seines Wesens heraustreten und sein Dasein in diametraler Gegensätzlichkeit vollziehen — sein Denken und Handeln stellt in allen Anwendungsbereichen eine wesenhafte Einheit dar. Der Handwerker kann mithin als ökonomische Figur gar nicht anders handeln denn als technischer Produzent — er kann nur über einen einzigen und einheitlichen Habitus verfügen. Der wirtschaftliche muß dem technischen Habitus des Individuums entsprechen, beide Seiten seines Wesens, seiner Person und Persönlichkeit müssen kongruent sein, anders kann sich Person nicht verwirklichen und Persönlichkeit nicht entfalten. Aber auch von der Art der Handwerksleistung her ergibt sich der gleiche Sachverhalt. Wie sollte der Meister etwa ein Paar maßgefertigte Schuhe anders absetzen als in der individuellen, auf das bestimmte Subjekt des Käufers bezogenen Form personalen Angebots? Wohl bringen andere Handwerksleistungen diesen Sachverhalt nur in teilweise abgeschwächter Form zum Ausdruck, im Prinzip bleibt er aber überall bestehen. Der Handwerker bietet daher unter gleichen Bedingungen an, unter denen er produziert — sein Angebot vollzieht sich in personaler Form.

Das zieht wiederum eine Reihe von Folgerungen nach sich, die zwar bekannt sind, aber nunmehr von aller Zufälligkeit befreit und in einen wesenhaften Zusammenhang eingeordnet werden können. Die wichtigsten Eigenschaften und Merkmale eines wirtschaftlichen Angebots auf personaler Grundlage sind folgende:

Das personale Angebot setzt eine Nachfrage personaler Art voraus, weil es sich nur auf ihrer Basis realisieren kann. Die personal geartete Nachfrage setzt sich — wie alle Nachfragen — aus mehreren Komponenten zusammen, die ihr Spiegelbild in entsprechendem Angebot finden. Die Personalität kann sich auf die Person des Nachfragers, auf das nachgefragte Erzeugnis, auf die Art der Darbietung des Erzeugnisses usw. beziehen, oder auf alle Faktoren gemeinsam. Im letzteren Falle hat man es mit personaler Nachfrage in ihrer Vollform zu tun. Personalität wird heute beispielsweise in den Modehäusern eines Dior oder Fath in absoluter Vollendung praktiziert — man kann schon sagen: zelebriert. Da begegnen auserlesene Kundinnen in auserlesenen Räumen bei auserlesenem Komfort der Darbietung einem auserlesenen Meister nebst auserlesenen Mannequins, die zu auserlesenen Preisen auserlesene Erzeugnisse von auserlesener Subjektivität und Personalität in persönlicher Abstimmung von Nachfragewünschen und Angebotsformen „auf den Markt“ bringen. Bei den alten Zunftmeistern ging es weniger vornehm und exklusiv zu, aber im Prinzip ahmen die Dior, Fath und Genossen genau dasjenige nach, was im alten Handwerk als personaler Stil des Wirtschaftens gang und gäbe gewesen ist und was sich überall dort vollzieht, wo handwerklich (im wesenhaften Sinne) gewirtschaftet wird. Das pointiert gewählte Beispiel belehrt nebenbei darüber, daß personales Wirtschaften in der Tat an keine Zeitepoche und keinen zeiträumlichen Wirtschaftsstil gebunden ist, sondern als eine bestimmte Wirtschaftsweise frei zur Verfügung steht.

Bei verwirklichter Personalität des Wirtschaftens bleibt die ursprüngliche Reihenfolge wirtschaftlichen Handelns gewahrt: die Nachfrage geht dem Angebot — zeitlich und sachlich — voraus. Es wäre ein Widerspruch in sich, in subjektiver Technik hergestellte personale Erzeugnisse auf Lager und für einen unbekannten Markt herzustellen, wo sie nachträglich vielleicht einen Käufer finden, vielleicht auch nicht. Wo es trotzdem geschieht — und es kommt seit frühen Zeiten immer wieder vor —, geht das wesenhaft Handwerkliche unweigerlich zugrunde, und zwar auf technische oder ökonomische Weise. Technisch im Wege der Konfektionierung des Handwerkserzeugnisses (z. B. Nürnberger Spielwaren, modernes Kunstgewerbe usw.); ökonomisch: im Wege des „Verlegens“ ganzer Handwerkszweige (z. B. alle Textilhandwerke im Übergangszeitalter zwischen Handwerk und Fabrik) oder bestimmter Teile davon. Nur im dauernd vollzogenen und immer wieder erneuerten Wechselspiel zwischen persönlicher Nachfrage und persönlichem Angebot vermag sich personales Wirtschaften zu betätigen und zu erhalten. Wir können das mit positiven und negativen Vorzeichen täglich im Geschäftsleben beobachten, wo der eine Geschäftsmann Kunden verliert und der andere neue hinzugewinnt, weil dieser das Persönliche besser zu pflegen versteht als jener.

Subjektiver Natur wie Nachfrage und Angebot, Erzeugnis und Leistung ist folgerichtigerweise auch der Preis. Es ist bekannt, daß das System personaler Preisgestaltung bis ins letzte Jahrhundert bei Handwerkern und Kaufleuten und darüber hinaus herrschend gewesen ist, es ist noch heute auf der Welt nicht völlig verschwunden. Da bezahlte also der Herr von Stand seinem Schneider-

meister einen anderen Preis für eine vergleichbare Leistung als der Nachbar aus dem Bürgertum, und alle Beteiligten fanden das bestens in Ordnung. Handhaben etwa Fath oder Dior ihre Preispolitik anders, und welche preisstrategische Differenzierung wenden moderne Monopolisten an? Bekannt ist auch, daß einfache Handwerksmeister gelegentlich einen armen Teufel weit unter Marktpreis bedienen und die geldliche Einbuße an anderer Stelle wieder hereinholen. Submissionspreise werden häufig mit „lohnenden“ Aufträgen kompensiert, nicht nur beim Handwerk. So ergibt sich, daß der subjektive Preis selbst dort Eingang zu finden vermag, wo das ursprüngliche Personenverhältnis, das immer ein Dreiecksverhältnis zwischen Kunde, Erzeugnis und Meister ist, überhaupt nicht vorhanden oder nur noch schwer erkennbar ist und daß die personale Kategorie alles Wirtschaften der Völker und Zeiten durchzieht.

Gerade das Preisphänomen ist es wert, auch heute wieder vom wirtschaftenden Subjekt her durchdacht zu werden, das doch immer wieder an den wissenschaftlich gefundenen Marktgesetzen rüttelt und die subtilsten Berechnungen darüber einfach beiseite schiebt. Für die Zeiten des Vorherrschens personaler Wirtschaftsbeziehungen ergibt sich die einleuchtende Tatsache, daß aus der persönlichen Begegnung von Kunde und Meister nur Einzelpreise hervorgehen können, die keiner Nivellierung durch einen geheimnisvollen Marktautomatismus zugänglich sind. Das ist einmal deshalb nicht möglich, weil jede Leistung einen Individualfall darstellt und daher mit Recht individuell abgerechnet wird; zum anderen fehlt ja voraussetzungsgemäß mit dem anonymen Gütermarkt auch der anonyme Preisdruck, womit sich die Sombartsche Auffassung als in einem bestimmten Sinne zutreffend erweist, es habe in der handwerksmäßigen Verfassung der mittelalterlichen Wirtschaft weder Markt gegeben noch Konkurrenz. Das ist an modernen Maßstäben gemessen, was kein Historiker bekanntlich tun darf. Markt und Konkurrenz hat es sehr wohl gegeben, aber in anderer als moderner, eben in personaler Gestalt. Und aus diesem selben Grunde hat der Ausgleich der Preise nicht über den ökonomischen Weg des Marktautomatismus, sondern über den gesellschaftlichen Weg des *justum pretium* und der standesgemäßen Nahrung stattgefunden. Die Preisregulative sind in dieser Subjektwelt des personalen Wirtschaftens begreiflicherweise ebenfalls subjektiver und personaler Natur.

Diese Zusammenhänge, verständnisvoll interpretiert, werfen auch klärendes Licht auf das stark ausgeprägte Kostendenken nicht nur im Handwerk und Kleingewerbe, sondern bis weit in andere Wirtschaftsbereiche hinein; nämlich überall dort, wo sich die wirtschaftlichen Vorgänge nicht in entpersönlichte, rein quantitativ geartete Beziehungen zerlegen und auflösen lassen. Es ergibt sich nämlich, daß der Grad der Personalität im Verhältnis zwischen Erzeugnis und Erzeuger sich auch im Preise widerspiegelt und in ihm Ausdruck findet. Nicht die (mechanistisch-quantitativ gedachte) „Knappheit“ persönlich gestalteter Erzeugnisse bildet den Bestimmungsgrund für ihre wirtschaftliche Bewertung im Preise, sondern die *Personalität des „Tauschvorganges“*, bei welchem wiederum Subjektivität des Anbieters, des Nachfragers und des Erzeugnisses gemeinsam wirk-

sam werden. Daß jede ökonomische Preisentscheidung auf dieser Dreigestalt des Vorganges beruht, läßt sich am Beispiel des Handwerkers klar demonstrieren.

Es kommt hier nicht auf Vollständigkeit der Erscheinungen und Zusammenhänge an, weshalb der Übergang zur zweiten Frage gestattet sei — *was bietet der personal wirtschaftende Handwerker an?* Eine spezifizierte Antwort darauf möchte überflüssig erscheinen, nachdem zur Genüge dargetan worden ist, daß es subjektive technische Leistungen sind, die der personal wirtschaftende Handwerker in entsprechenden subjektiven Formen veräußert. Der technische Leistungsbereich des Handwerks stellt indessen eine fast unbegrenzt differenzierbare und in der Wirklichkeit tatsächlich äußerst stark differenzierte Gegebenheit dar, die näher zu ergünden bleibt. Wenn oben festgesetzt ist, daß das Machen der eigentliche Inhalt des Handwerks und der Handwerker infolgedessen ein Macher sei, so bedarf dieses Machen im Hinblick auf praktische Verhältnisse der Vergangenheit und Gegenwart näherer Interpretation.

Aus der Wesensart des handwerklichen Schaffens heraus bildet die *Schaffung eines ganzen Stückes*, gewissermaßen seine Er-schaffung, die höchste Form personalen Wirkens. Sie stellt einen Vorgang dar, der sich unter höchst verschiedenartigen Bedingungen und mit unterschiedlichem Ergebnis vollziehen kann. Wiederum öffnet sich die ganze Weite und Tiefe der Subjektwelt des Menschen, die sich im Vorgang des Handwerks zu manifestieren vermag. Der Meister kann Idee, Gestalt und Ausführung des Werkes selbst bestimmen und darin geniale Vollkommenheit entfalten, er kann sich in gleicher Art mit herkömmlicher oder gar minderwertiger Leistung begnügen. Dieser Eigenbestimmung des Werkes steht die Ausführung nach fremden Angaben, Mustern oder Schablonen gegenüber. Es geht daher zu weit, das Charakteristikum der echten Handwerksleistung im Schöpferischen erblicken zu wollen, damit wäre das Handwerken überfordert. Stets aber wird etwas Persönliches in der Werkgestaltung zu spüren sein, sei sie eigen- oder fremdbestimmter Natur. Solche Differenzierung ist wichtig, weil sie die unüberschaubare Vielfalt der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und sonstigen Bedingungen zu erklären vermag, unter denen schöpferische und quasi- oder pseudoschöpferische Handwerksleistung sich realisiert. Eines freien und selbständigen Handwerkerstandes in dem uns geläufigen Sinne bedarf es dazu beispielsweise nicht.

Hört nun der personale Charakter der Handwerksleistung im ursprünglichen Sinne dort auf, wo das ganze Stück nicht verlangt wird? Vulgär ausgedrückt: bedarf es des anspruchsvollen Handwerks auch dort, wo *nur Teilverrichtungen* zu vollziehen sind? Die Frage wird um so aktueller, je stärker sich Handwerksleistung aus der Sphäre der eigentlichen Produktion zurückzieht und den Charakter von Instandsetzungs- und Pflegearbeit annimmt. In dieser Beschränkung äußert sie die Tendenz, sich technisch bedingten Umwälzungen in der Güterwelt an die Fersen zu heften und aus der eigenen Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit fortgesetzt Nahrung zu ziehen. Nun — mindestens die modernen Verhältnisse sind zu mannigfaltig, als daß eine generelle Antwort noch möglich wäre. Im Rahmen der hier vorgetragenen Wesensschau läßt sich soviel erkennen, daß der volle Umfang der technischen Berufsbeherrschung dort erforderlich

ist, wo es um die Pflege solcher Wirtschaftsgüter geht, die ausgeprägte Merkmale personaler Gestaltung tragen. In den meisten Fällen ist es unberechtigt, die fachmännische Pflege hochwertiger Gegenstände als Handwerksleistung minderen Grades zu betrachten, weil darin eine unzulässige Einengung des Handwerklichen auf Spitzenleistungen zum Ausdruck kommt. Der personal wirtschaftende Handwerker vermag solche Teilverrichtungen anzubieten, ohne die Wesensgrundlage seiner personalen Existenz zu zerstören. Da aber sein volles Leistungsvermögen selten in Anspruch genommen wird, wandern große Teile dieses Verrichtungskreises in die Bezirke der unselbständig dargebotenen (technischen) Handwerksleistung ab.

Nahezu vollständig ist dies dort der Fall, wo die personale Einheit des Handwerksschaffens in Bruchstücke zerlegt ist, also *lediglich noch bestimmte Hantierungen* (feilen, polieren usw.) verlangt werden. Hier ist die Personalität bereits im Technischen zerstört und aufgehoben, womit sie im ökonomischen Bereich sinnlos geworden ist.

Allem personalen Wirtschaften, speziell demjenigen des Handwerks, ist gemeinsam, daß der Träger der personalen Leistung eigenhändig für diese entstehen muß. Über alle Abstufungen des Leistungsgrades hinweg setzt sich dieser Grundsatz überall durch und läßt *keine Anonymität des wirtschaftlichen Handelns* aufkommen. Man kann es erläuternd so formulieren, daß der Handwerker mit jeder seiner Leistungen und derjenigen seiner Mitarbeiter sich selbst auf den Markt bringt; stets dokumentiert sich der Grad seines handwerklichen Könnens und Wissens, seiner beruflichen Tüchtigkeit vor den Augen des Publikums, bis in die Winkel der Werkstatt hinein. In südlichen Landstrichen hat die Öffentlichkeit des handwerklichen Wirtschaftens den höchsten realisierbaren Grad erreicht, das Wirtschaften tritt hier als Bestandteil und Ausdruck des Volkslebens demonstrativ in Erscheinung.

Nicht minder deutlich ist aus dem Prinzip des personalen Wirtschaftens die Richtung abzulesen, in welcher der Handwerker seiner Wesensart gemäß anzubieten pflegt, welche Art von Bedürfnissen und Bedarf für ihn interessant ist und wo er sich mit seinem Angebot auf wesensfremden Boden begibt. Auch hier gilt — ebenso wie in bezug auf Gestalt und Form des Erzeugnisses und der Leistung selbst — die *natürliche Proportion des wirtschaftenden Subjekts zu den ihm gemäßen Verrichtungen*. Die dem Individuum eingegebenen Maße sind Maße des qualitativen und des quantitativen Vollbringens, aus denen es nicht heraustreten kann. Es ergibt sich also die Regel, daß der Kreis, der Spielraum, die Reichweite des individuellen Schaffens um so enger gezogen ist, je stärker und intensiver das personale Element darin dominiert; und umgekehrt. Große Meister haben sich mitunter mit einigen repräsentativen Leistungen als sichtbares Resultat eines lebenerfüllenden Schaffens begnügt. Je stärker das Individuelle im personalen Schaffen zurücktritt und das subjektive Wirken sich in die Veräußerlichung begibt, desto umfangreicher kann die Menge des Geleisteten sein. Personales Wirken läßt alle Möglichkeiten offen, es qualitativ oder quantitativ mit Inhalt zu erfüllen, personale Qualität ist gleichbedeutend mit Individualität. Wer als Personalist in der Richtung auf Quantität wirkt, wird

dem Individuellen entsagen und begegnet nach einer kurzen Wegstrecke der Maschine oder dem Apparat, die es besser machen — reichlicher, gleichmäßiger, schneller und billiger. Nach diesem Gesetz vollzieht sich der Ablauf des Handwerksdramas in der Geschichte.

Zurückkommend auf die natürlichen Proportionen des Subjekts, eröffnet sich eine durch die geschichtliche Wirklichkeit einprägsam illustrierte Perspektive von weltweiten Dimensionen. Und zwar läßt sie erkennen, daß *die subjektive Begrenztheit des einzelnen*, der da in personaler Weise Technik ausübt und wirtschaftet, *in zwei Formen überwindbar gemacht* werden kann — auf diesen beiden Wegen hat die Menschheit ihre großen Projekte realisiert. Das handwerklich schaffende Individuum läßt sich zum ersten durch Summierung vieler einzelner zu geballten Massen unter Zuhilfenahme empirisch gefundener technischer Hilfsmittel (Winden und Flaschenzüge, Hebelgeräte usw.) in seiner Wirkungskraft tausendfach vervielfältigen. In dieser Weise haben die antiken Hochkulturen ihre grandiosen technischen Leistungen zustande gebracht (Bewässerungsanlagen, Straßen und Kanäle, Wasserleitungen, Hochbauten usw.). Ähnlich wurden technische Großaufgaben des Tief- und Hochbaus im europäischen Mittelalter, in überseeischen Kulturen usw. bewältigt. Hierbei blieben die Grenzen der empirischen Technik gewahrt, während der einzelne nicht selten die Rolle mechanischer Werkzeuge übernahm. Die handwerkliche Materialbeherrschung, handwerkliche Geschicklichkeit, Intuition und Werkerfahrung haben dabei höchsten Anforderungen genügt. Zum zweiten ist der subjektiv gebundene und begrenzte Leistungsbereich des handwerklich schaffenden Individuums in der Weise durchbrochen (und diesmal überhaupt aufgehoben) worden, daß Erkenntnisse der exakten wissenschaftlichen Naturforschung in technische Lösungen konstruktiven Charakters umgesetzt worden sind. Die theoretisch fundierte naturwissenschaftliche Technik gestaltet seither den gesamten Lebensraum der Menschheit mit wachsender Schnelligkeit und Intensität um. Verständlich, daß hieran sich die Erwartung knüpfen konnte, den Subjektbereich des personal wirtschaftenden einzelnen — besonders natürlich in technischer Hinsicht — vollständig und endgültig zu überwinden.

Mit dem Hinweis darauf, daß das im mühsamen Tagewerk verharrende Individuum trotzdem noch existiere, ist auf den neuen Sachverhalt keine Antwort gegeben. Gewissenhaft und präzise sind vielmehr wissenschaftliche Erfahrung und Einsicht zu befragen, wie es um den Anwendungsbereich des personalen Wirtschaftens in der Wirklichkeit und um die Realisierbarkeit technischer und ökonomischer Formen des subjektbezogenen wirtschaftenden Handelns bestellt sei. Der völlige Sieg instrumentaler, anonymer und kollektiver Prinzipien in den Lebensbereichen von Technik, Wirtschaft und Gesellschaft führt zur ganz konkreten Frage zurück: wem vermag der personal wirtschaftende Handwerker fortan seine subjektive Einzelleistung mit Aussicht auf Erfolg anzubieten, wer begehrt solches noch? Hier wird deutlich, daß sich die drei genannten Lebensbereiche in der großangelegten praktischen Auseinandersetzung um das Schicksal des Personalprinzips in unentwirrbarer Weise verschränken. Keine einzige handwerkliche Betätigungsweise wird nur durch eine einzige der neuen Lebens-

mächte berührt, lediglich das Anteilverhältnis jeder einzelnen davon variiert. So begegnen wir dort, wo Handwerk bedroht erscheint, häufig dem Vorherrschen entweder technischer oder ökonomischer oder gesellschaftlicher Kräfte, immer sind die übrigen mitbeteiligt. Die Auseinandersetzungen verlaufen aber nicht nur aus diesem Grunde unterschiedlich, sie tun es auch auf Grund des unterschiedlichen Reaktionsvermögens der Handwerksberufe selbst.

Was zunächst den heute gegebenen *Anwendungsbereich personaler Prinzipien des technisch-wirtschaftlichen Handelns* betrifft, so sind sehr verschiedene Sachverhalte sauber zu trennen. An Stelle einer ausführlichen Lehre von der sozialwissenschaftlichen Problematik des Gegenstandes beschränken wir uns auf die kurze Prüfung der zwei wichtigsten Gegensatzpaare: technisches — wirtschaftliches und unselbständiges — selbständiges Handwerken. Es ergibt sich in groben Umrissen und an äußerlichen Merkmalen gemessen, daß das technische Handwerken sich unaufhörlicher Entwicklung sowohl in die Breite als auch in die Tiefe erfreut. Das soll heißen: die moderne Industriegesellschaft vollzieht einen ständigen Prozeß technischer Anreicherung auch bei ihren Arbeitskräften, nicht nur in der zivilisatorischen Ausstattung mit technischer Apparatur. Vereinzelte Gegenbeispiele (Ungelernte in den Fordfabriken) beeinträchtigen diesen Vorgang nicht wesentlich. Der laufende Zuwachs an technisch handwerkenden Menschen ergießt sich in der Hauptsache in den Bereich der wirtschaftlichen Unselbständigkeit, während die westlichen Industriewirtschaften über eine relative Sättigungsgrenze hinsichtlich der Aufnahmefähigkeit selbständig handwerkender Individuen zu verfügen scheinen, die im allgemeinen ausgeschöpft sein dürfte. Die Einbeziehung der unselbständig Handwerkenden in den Gesichtskreis der Forschung nimmt dem modernen Handwerksproblem die ausweglose Einseitigkeit, in welche historisierendes Denken hineingeführt hat. Die Unterscheidung zwischen technischem und wirtschaftlichem Handwerk, genauer: technizierendem und wirtschaftendem Handwerken, verschafft dem Problem überhaupt erst ein diskussionsfähiges Profil.

Die andere Überlegung, was eine ökonomische Wesensschau vom Handwerk über die *Realisierbarkeit personaler Formen in Technik und Wirtschaft der Gegenwart und Zukunft* zu sagen habe, führt geradeaus an einen Kreuzweg, den der aufmerksame Leser von ferne längst auf sich zukommen sieht. Dort steht deutlich lesbar: wie ist es um die Wandlungsfähigkeit der Wesensmerkmale handwerklichen Schaffens bestellt? Wir können die Antwort hierauf erst im III. Teil der Abhandlung geben, nachdem das Wesenhafte am Handwerklichen genügend vollständig gekennzeichnet sein wird. Von dem besagten Kreuzwege an laufen *zwei Handwerksprobleme nebeneinander* her, die Trennung ist von den modernen Lebensmächten erzwungen worden. Das eine davon ist das Handwerksproblem in alter, ursprünglicher Gestalt: wie weit wird personales Handwerken im eigentlichen und wesenhaften Sinne, wie er hier erstmals zu entschleiern versucht wird, sich zu behaupten vermögen? Geben wir im Anschluß an früher Gesagtes gleich eine Antwort darauf: sie ist nur in formaler, nicht in materieller Hinsicht möglich. Das heißt, niemand vermag zu sagen, welche bestimmten Berufszweige des Handwerks in 50, 100 oder 1000 Jahren

noch vorhanden oder neu begründet sein werden. Lediglich soviel läßt sich begründet sagen: Umfang und Ausmaß des künftigen personalen Handwerks im ursprünglichen Sinne werden — anders als am Anfang der Zeiten — dadurch bestimmt werden, daß Menschen in freier Entscheidung sich zum Prinzip personalen Wirtschaftens, als Nachfrager und Anbieter, bekennen. Die Situation wird sich grundlegend gewandelt haben: was einst der blanken Notdurft des frühgeschichtlichen Menschen entsprang, nämlich der Gang zum handwerklich befähigten Macher, wird für den spätgeschichtlichen Menschen einen Entschluß aus Güterfülle und Wohlstand, aus Überfluß und vielleicht auch Überdruß bedeuten. Daß die praktischen Aussichten hierfür unbedeutend seien, läßt sich nicht sagen.

Das andere Handwerksproblem ist neuer Prägung und bewegt die Mehrzahl der das Handwerken in wirtschaftlicher Selbständigkeit pflegenden Berufszweige. Sein zentraler Ort ist wiederum die Technik des Handwerks, von wo aus die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Problemreihen aufgerollt werden. Der empirisch-manuell-werkzeughafte Grundcharakter der personalen Handwerkstechnik beginnt sich zu wandeln und von innen heraus die Personalität der individuellen Handwerksexistenz zu verändern. Als treibender Keil erweist sich die instrumentale Technik, die in die Werkstattwelt des Handwerkers eindringt und sie — revolutionär wie immer und überall — umzugestalten beginnt. Davon werden alle Wesenszüge des ursprünglichen Handwerks betroffen werden, mit kaum einer Ausnahme. Es gilt daher, ihre Eigenarten und Bedingtheiten weiter zu klären.

5. Qualität und Quantität

Von den Ökonomen wird der Begriff Qualität in einem sehr eingeschränkten Sinne verwendet, als Summe materieller Eigenschaften eines Gutes, einer Ware und dergl. Heuß hat verständnisvoll definiert: Qualität ist das Anständige. Das ist keine Güterdefinition, sondern tendiert auf den Menschen und seine Haltung. Im umfassenden und zugleich ursprünglichen (philosophischen) Sinne bedeutet Qualität das Wesenhafte im Gegensatz zur bloßen Quantität, die vom besonderen Wesenhaften absieht. Die Quantität ist beliebig rechenbar, teilbar usw., die Qualität ist es nicht. Der Mensch, das Subjekt verkörpert eine Qualität, ist unteilbar und nichtrechenbar. Ihn zur bloßen Quantität umdenken, heißt ihn des Menschseins entkleiden und seiner Qualität berauben. Wir haben es im folgenden mit *beiden Bedeutungen des Qualitativen* zu tun, mit der subjektbezogenen Bedeutung im Sinne des Menschseins und mit der rein stofflichen, objektbezogenen Bedeutung im Bereiche der Materie. Genau genommen, handelt es sich bei der Materialqualität lediglich um eine Ableitung aus der umfassenden und ursprünglichen Bedeutung des Begriffes; denn wer beurteilt an welchen Maßstäben die Qualität der Güter und Stoffe? Doch wiederum der Mensch, der damit sich selbst zum Maßstabe der Güterwelt macht, indem er deren „Qualität“ danach beurteilt, wie es um ihre Brauchbarkeit und Eignung für irgendeine Verwendung im Dienste des menschlichen Daseins bestellt ist. Die Materie ist

qualitätslos, solange nicht der Mensch seine Auffassungen, Urteile und Maßstäbe daran anlegt und in sie hineindenkt.

Es ist nicht sicher, ob die Freunde des Handwerks mehr als die stoffliche Qualität meinen, wenn sie eine beliebte Formulierung gebrauchen: Der Handwerker stelle Qualitätsarbeit her. Sicherlich ist damit etwas durchaus Zutreffendes gemeint, wenn es dabei auch nicht klar zum Ausdruck kommt. Abgesehen davon, daß approbierte Handwerker auch fürchterlich pfuschen können — was kann an wesentlicher Handwerkseigenschaft hinter dem Schlagwort stecken? Falten wir auf der Suche nach einer zuverlässigen Antwort wiederum die tieferen Zusammenhänge behutsam auseinander.

Es besteht, wie klargelegt worden ist, eine zwingende Übereinstimmung zwischen dem, was der personal wirtschaftende Mensch wirklich ist und dem, was er hervorbringt — es sei denn, daß er ein Doppelleben führe. Das geht aus der Erfahrung des Alltags hervor, wonach der mangelhaft befähigte und ausgebildete Handwerker keine andere als mangelhafte Leistung zu bieten vermag, während der tüchtige Handwerker um keinen Preis der Welt zuläßt, daß andere als tüchtige Handwerksarbeit seine Werkstatt verläßt. Man sage nicht, daß das überall im Leben und in der Wirtschaft so sei — das stimmt nicht. Sobald nämlich ein Drittes vermittelnd zwischen den Erzeuger und sein Erzeugnis tritt, etwa eine Maschine, die nur bedient zu werden braucht, dann wird der subjektive Habitus des Bedieners gleichgültig. Die Maschine stanzt in absoluter Gleichförmigkeit die Gegenstände heraus, mag ein über- oder unterdurchschnittlich Begabter dahinter stehen; der Ausschuß wandert in den Schrott. Der wesentlich schaffende Handwerker gibt dem Erzeugnis seinen Charakter, seine Haltung und unter Umständen noch einiges mehr mit auf den Weg. Das bedeutet nichts anderes als dieses: Das personale Erzeugnis, die personale Leistung tragen wesensgemäß die Züge der personalen Technik und des personalen Gestalters, denen es seine Entstehung verdankt. Anders gesagt: Die personale Leistung hat notwendigerweise personale Qualität. Das ist nicht im stofflichen Sinne gemeint, sondern in der anderen Bedeutung, wonach alles Menschliche dem Bereich der Qualität angehört, während die unbelebte Materie in bloßer Quantität verharret. *Eines der wesentlichen Merkmale des personalen Wirtschaftens, hier des Handwerks, ist mithin dasjenige der Qualität.*

Jetzt folgt der Schritt zur stofflichen Welt. Da die handwerkenden (wirtschaftenden) Subjekte die Qualität des Menschseins in unterschiedlichem Maße realisieren, bringen sie unterschiedliche Leistungen personaler Art, Leistungen von verschiedenartiger Stoffqualität hervor. Wie es also tüchtige und untüchtige Handwerker gibt, Vorbilder und Stümper, so gibt es auch gute und schlechte Handwerksleistungen, ohne daß man sagen könnte, den schlechten ermangle die Personalität. Sie sind ebenso personal gezeugt und fertiggestellt wie die anderen — nur eben in minderer stofflicher Qualität. Dazu kann auch die Form, das Aussehen, die Dauerhaftigkeit und so fort gehören, nicht nur schlechtes Material. Maßanzüge veranschaulichen das Gesagte in überzeugender Weise, woran sich die lehrreichsten Schlußfolgerungen wirtschaftlicher und son-

stiger Art knüpfen lassen. Mangelhafte Arbeitsausführung ist mithin im Grundsätzlichen noch kein Argument gegen die Personalität, wohl aber bedeutet sie Disqualifizierung und Brüskierung des personalen Prinzips. Es geht auch nicht an, Handwerk mit Höchstqualität im stofflichen Sinne gleichzusetzen und umgekehrt, alle solche Vereinfachungen und Schematismen gehen an der Wirklichkeit vorbei. Die Formel Handwerksarbeit = Qualitätsarbeit vergrößert einen Sachzusammenhang ins Materielle, der einer anderen Ebene angehört. Es ließe sich noch viel hierzu sagen.

Qualität als menschliche Eigenschaft des wirtschaftenden Subjekts hat bestimmte ethische Werte zur Voraussetzung und im Gefolge. Es ist auch beim Kaufmann nicht anders als beim Handwerker — soll ihr personales Wirtschaftsgebaren dem Qualitätsanspruch genügen, so muß die dahinter stehende Person ihn als solche repräsentieren. Anders glaubt man nicht an die Qualität, die im menschlichen Bereich als Solidität bezeichnet wird, und tut in der Regel recht daran. Sollte es ein blinder Zufall sein, daß nur Handwerker und Kaufleute und gerade sie die Prädikate ehrsam und ehrbar erhalten haben, als Charakterisierung ihrer echten Wesensart und als mahnende Aufforderung zugleich? Von hier fällt der gedankliche Brückenschlag zu Berufsehre und Berufsstolz nicht schwer, auch nicht zu politischen Auffassungen und organisatorischen Bestrebungen, die auf der tiefen Lebenserfahrung beruhen, daß ethische Werte nicht wild wachsen, sondern gepflanzt und gepflegt werden müssen. Seiner Wesensart gemäß kann der Handwerker aus der Bindung an das Qualitätsmoment nicht heraustreten, es ist dem Personalitätsprinzip inhärent.

Wie einsichtig geworden ist, stellt das Qualitätsmoment, in seinem Bezogen-sein auf das Subjekt richtig verstanden, eine allgemeine Grund- und Ausgangslage personalen Wirkens in Technik und Wirtschaft dar. Seiner Betätigung und Entfaltung in allen Richtungen sind keine Grenzen gesetzt, verlorengelassen darf es allerdings nicht. Blicken wir auf die große Zahl derer, die auch im Handwerk (wie überall) den Alltag bestreiten, dann drängt sich von selbst die Frage auf, welcher Steigerungen das Grundmoment wohl fähig sei und was sich gedanklich und begrifflich ordnend dazu sagen lasse. Wir haben bisher vom Subjekt, von der Person, vom Individuum in gleicher Bedeutung gesprochen, ohne zwischen diesen Ausdrücken scharf zu unterscheiden. Sie wurden jedesmal in breiter Allgemeinheit verwendet, noch nicht auf spezielle Sachverhalte ausgerichtet und nicht in bestimmter Richtung konkretisiert. Wiederholt ist darauf hingewiesen worden, daß jeder dieser Begriffe eine unendlich weite und mannigfaltige Welt des Wirklichen offenhält, in welcher Platz ist für jegliche Spielart und Ausdrucksform praktischen Lebens. Das Subjekt ist in seinen Möglichkeiten unbegrenzt; deshalb vermag es die ungeheure Fülle und Vielfalt des Lebens hervorzubringen, deshalb ist das füllige und vielfältige Leben als Wirklichkeit nur vom Subjekt her voll zu erfassen. Auf dieser weit ausladenden Basis lassen sich nunmehr bestimmte Einzelzüge herausheben, welche die Welt des Personalen näher charakterisieren. Im begrifflichen Denken haben wir es mit Aspekten oder Momenten zu tun, welche das gemeinsame Prinzip Personalität in bestimmten Richtungen konkretisieren.

Wo sich der Qualitätscharakter des subjektiven Wirkens mit unverwechselbarer Deutlichkeit und Bestimmtheit an eine individuell ausgeprägte Person heftet dergestalt, daß das generell Personale sich ins speziell Individuelle hinaufhebt und darin eine einmalige Ausprägung erfährt, haben wir es mit dem *Moment der Individualität* zu tun. Alle Subjektleistungen sind personaler Natur, aber nur ein begrenzter Teil davon pflegt die allgemeine Subjektqualität zu überschreiten und sich ins Individuelle zu steigern. Das ist an den Erzeugnissen und Leistungen irgendeines beliebigen Handwerkssubjekts deutlich zu erkennen. Selbst dort, wo gar nichts Stoffliches hervorgebracht wird, vermag sich eine berufliche Leistung ins Individuelle im Sinne des Einmaligen und Unwiederholbaren zu erheben: etwa in der Art und Weise, wie ein Meister seines Faches eine zertrümmerte Uhr wieder zusammenfügt oder ein anderer Meister mit der Aufgabe fertig wird, eine kunstvolle Frisur zu bilden. Es gilt der Satz, daß viele berufen sind, das Personale zu pflegen, aber wenige auserwählt, das Individuelle zu meistern. Den Selektionsgesetzen der Natur folgend, muß das Personale in breiter Schicht erhalten bleiben, damit das Individuelle daraus hervorwachsen kann.

Wiederum sind der tiefgestaffelten Herausbildung und Betätigung von Individualität keine Grenzen gesetzt, der Vorgang ist nach allen Seiten hin offen. Wer das beglückende Erlebnis kennt, auch im Kleinen und Kleinsten dem Wirken der Individualität zu begegnen, weiß sich frei von dem Mißverständnis, nur das Große und Erhabene verdiene als Ausdruck individuellen Schaffens Beachtung und Pflege. Es sind ja gerade die zahllosen täglichen Eindrücke des Daseins, die zu Gleichgültigkeiten verflacht sind und uns im Alltag nichts mehr zu bieten vermögen. Der gelegentliche Ersatz für diese Ausfälle in Gestalt eines Sonntagsbesuches im Museum ist recht zweifelhafter Natur, jedenfalls vermag er unsere Individualität im Alltag des Lebens kaum zu fördern. Wir müssen vermuten, daß jene Altvordern ein anderes Leben gelebt haben als wir, denen es fast eine Selbstverständlichkeit bedeutet hat, jeden alltäglichen Gebrauchsgegenstand aus der Hand des handwerkenden Meisters entgegenzunehmen und darin die Achtung vor dem Menschen und seiner Würde zu empfinden. Wohl versuchen bewußte Formgebung und kommerzielle Mode heute, uns einen ähnlichen Genuß zu vermitteln — der Abstand zu damals ist aber deutlich genug. Die Verkürzung der Stilepoche zur Modesaison schließt in den meisten Fällen gerade die Mitwirkung des Meisters aus, der in der Herstellung kurzlebiger Gebrauchsartikel nicht mithalten kann. Was bleibt, ist in der Hauptsache Talmi, von individueller Prägekraft weit entfernt.

Das Individuelle ist in der Überhöhung des bloß Personalen gleichbedeutend mit dem Persönlichen, Persönlichkeit ist stets Individualität. Das Grundprinzip des Personalen erfährt mithin eine weitere konkretisierende Modifikation durch das Qualitative hindurch zur Individualität, die eine Haltung der Minderheit ist. Sie wird in der Minderheit nicht nur konsumiert, sondern ebenso produziert. Und hier findet sich auch der Punkt, an welchem das Schöpferische Platz greift und einsetzen kann. *Individueller Habitus ist irgendwie immer schöpferischer Habitus*, von hier fällt die Skala zum Nachschöpferischen und weiter zur Nach-

ahmung ab. Alle diese Stufen finden im weiten Bereich des Personalen ihren geordneten Platz. Wir halten fest, daß das Moment der Individualität eine weitere Steigerung gegenüber der bloßen subjektiven Qualität darstellt, verwurzelt in dem Boden des allgemeinen personalen Prinzips.

Die höchsterreichbare Form ist damit indessen noch nicht gefunden. Das Schöpferisch-Individuelle ist über das Gegebensein in der Minderheit hinaus noch der Vereinzelung fähig; gewissermaßen der *Verabsolutierung im Einmaligen*. Die Fälle bleiben selten, kommen aber — auch im Handwerk und auch heute noch — vor. In dieser letzten Aufgipfelung fällt das Personale allerdings aus der Sphäre des Wirtschaftens heraus — das Genie wirtschaftet auch dann nicht, wenn es produziert.

Das einzelne und vereinzelte besteht aber auch in einer anderen Bedeutung, die es in den Kreis des Wirtschaftens zurückführt. Das Individuelle, der Begriff erläutert es bereits, ist stets zugleich ein einzelnes in dem Sinne, daß es gegen anderes Individuelles und gegen Nichtindividuelles deutlich abgrenzbar ist. Häufig trifft dies sogar für die Leistungen eines und desselben Individuums zu, die sich unverwechselbar untereinander abheben. Der Vollständigkeit halber ist daher *neben das Moment der Individualität noch dasjenige der Singularität* zu stellen, womit die Ausdrucksmöglichkeiten des subjektiv Qualitativen auf dem Boden der Personalität erschöpfend festgestellt sind.

Für die Nutzanwendung auf die praktische Schaffenswelt des Handwerks ergibt sich, daß der Tätigkeit des Handwerks von seinem Wesenskern her ganz bestimmte Merkmale anhaften, die am einzelnen Handwerker und an seinen Handwerksleistungen mehr oder weniger deutlich erkennbar sind. Unter Umständen mögen sie auch nicht erkennbar sein oder überhaupt fehlen, dann hat sich das personale Grundelement des handwerklichen Schaffens ins Wesenlose verflüchtigt. Mensch, werde wesentlich! Diese Mahnung paßt ganz vorzüglich auf den Handwerksmenschen, der immer und überall bestrebt sein sollte, aus seiner personalen bis hin zur individuellen Existenz eine bleibende Aufgabe zu machen.

Handwerkendes Wirken vollzieht sich also seiner Art und seinem Wesen nach im Bereich der menschlichen Qualität, die dem Subjekt eingegeben ist. Das besagt negativ, daß ein Wirtschaften im bloß Quantitativen nicht Sache des Handwerks ist, weil das Subjektbezogene darin fehlt. Massenfertigung in jeder Form ist aus diesem Grunde unhandwerklich vom Ursprung her, nicht allein in der Methode und im Ergebnis. Handwerkendes Wirken vermag sich über das im Personalen Durchschnittsgemäße zur Individualität emporzuheben und ist alsdann vom Atem des Schöpferischen beseelt und beflügelt. Darin ist ein ständig fortzeugender Antrieb zu erblicken, kein einmaliger Vorgang. Beim quantitativen Produzieren ist der schöpferische Akt als einmaliges Geschehnis an den Anfang gelegt, beispielsweise in die Konstruktion einer Maschine; was sich hinterher vollzieht, ist nichts anderes als gleichförmige Wiederholung, soll auch und kann gar nichts anderes sein. Handwerkendes Wirken ist endlich ein solches in der Singularität, in der Einzelheit des Hervorbringers (Machers), der

Hervorbringung selbst und des Hervorgebrachten — vom Subjekt erdacht und gemacht. Das wäre über „Qualität im Handwerk“ zu sagen.

Es erübrigt sich, Quantität in gleicher Ausführlichkeit zu erläutern.

6. Werkstatt, Betrieb und Unternehmung

Die äußeren Merkmale des personalen Wirtschaftens stehen in einem nicht minder deutlichen Zusammenhang mit dem Wesensgehalt dieses Wirtschaftsprinzips, sie ergeben sich daraus mit überraschender Folgerichtigkeit. In der Wirtschaftslehre gilt der personal wirtschaftende einzelne, als Kleingewerbetreibender bezeichnet, im allgemeinen, der selbständige Handwerker im besonderen, als eine Quantität. Der geringe Umfang der Arbeitsstätte, in welcher der einzelne wirkt, wird mit dem Zurückbleiben hinter anderwärts realisierten Möglichkeiten des betrieblichen Wachstums erklärt. Aus dieser Blickrichtung ergibt sich mit innerer Notwendigkeit die Folgerung, daß man es mit einer geringerwertigen Erscheinung des Wirtschaftslebens zu tun habe, jedenfalls mit keiner vollwertigen, da ja wichtige Merkmale des allgemeinen Entwicklungsstandes daran fehlen. Diese Wertung entspringt der quantifizierenden Denkweise der ökonomischen Theorie und ist so alt und so allgemein anerkannt wie diese selbst.

Hier soll gezeigt werden, daß es sich beim selbstwirtschaftenden Individuum und seinen Daseinsäußerungen um keine primär quantitative, sondern um eine primär qualitative Erscheinung handelt. *Die personale Wirtschaftsweise in allen ihren Daseinsformen ist im gedanklichen Sinne eine Qualität, keine Quantität.* Das soll heißen und bedeutet, daß ihre quantitativen Merkmale Äußerungen einer wesenhaften Qualität sind, durch sie ihre Begründung und Rechtfertigung erhalten und mit ihr bestehen oder verschwinden. Wo keine Personalität als bestimmender Grundzug waltet, kann in jeder beliebigen Form gewirtschaftet werden, die Entscheidung darüber ist frei. Die technische Perfektion beispielsweise des Produzierens in Gestalt der Automation braucht daher keineswegs die letzte mögliche Stufe des Erreichbaren zu sein; man kann sich schon heute Produktionsmöglichkeiten von kosmischen Ausmaßen vorstellen, auf welche der technische Fortschritt zusteuert. Das Quantitative ist an keine prinzipiellen, höchstens an praktische Grenzen gebunden und trägt tendenziell den Trieb zur Expansion in sich selbst. Es kann sich ja nur wiederum in der Quantität ausleben. Wer indessen personal wirtschaftet, ist an bestimmte Maße gebunden, die er nur mit der Personalität zusammen überschreiten oder aufheben kann. Darüber ist einiges zu sagen.

Unser Modellfall des allein oder im persönlichen Mitarbeiterkreise wirtschaftenden Handwerkers, dem praktischen Leben entnommen, zeigt *die dem personalen Prinzip innewohnende Maßstäblichkeit* in anschaulicher Weise. Bereits an anderer Stelle ist gezeigt worden, wie es als natürliche Folge des Wirtschaftens in personalen Formen zu begreifen ist, daß dem subjektiven Angebot des Meisters eine subjektive Nachfrage des Kunden korrespondieren muß, soll sich der Ring der Personalität um diesen Vorgang des Wirtschaftens schließen. Dabei haben wir es mit der aus der Wesensschau des Handwerk-

lichen abgeleiteten und entwickelten Erklärung für die sog. Kundenproduktion des Handwerkers zu tun. Sie ist weder eine Rückständigkeit noch ein Vorrecht des Personalwirtschafters, sondern einfach die ihm wesensgemäße Form seiner Betätigung. Er kann auch nichts dafür, wenn im Spiegel der Zeitmeinung diese Form unmodern geworden ist oder wenn umgekehrt andere sie kopieren. Es ist nicht so, daß er Kundenproduktion betreibt, weil er klein und schwach ist; vielmehr betreibt er sie in dem Maße, in welchem er sich der Personalität seines Wirkens bewußt ist. Er kann es auch nicht ändern, daß andere sich des Prinzips bemächtigen und ebenfalls Kundenproduktion betreiben, obwohl sie vielleicht groß und mächtig sind. Diese anderen sind sodann auf einer anderen technischen Ebene in das Personalitätsprinzip eingetreten und nehmen es ökonomisch wahr. Man sieht hieran wiederum wie wichtig es ist, zur sinnvollen Erklärung des Wirtschaftens technische und ökonomische Sachverhalte zu trennen.

Häufig sitzen die Kunden am Ort, wenn auch nicht notwendigerweise. Trifft es aber zu, dann fallen Kundenproduktion und Lokalproduktion zusammen. Prinzipiell ist die Betätigung des Personalprinzips nicht an räumliche Nähe gebunden, die Teilnehmer am personalen Wirtschaftsakt können auch über größere Entfernungen zusammenkommen oder sich eines vermittelnden Dritten bedienen. Auf dieser Grundlage arbeiten zu allen Zeiten die sog. handwerklichen Exportgewerbe, solange das personale Handwerkserzeugnis nicht konfektioniert ist. Immerhin stellt das Nachbarschaftsverhältnis den Normalfall der räumlichen Beziehungen im personalen Wirtschaftsgeschehen dar, die Gründe dafür liegen auf der Hand. Infolgedessen kommt in diesem Normalfall wiederum ein dauerhaftes Moment des allgemeinen Grundprinzips der Personalität zum Ausdruck, wie wir deren mehrere schon kennengelernt haben. Personales Wirtschaften vollzieht sich wesensgemäß unter dem *Gesichtspunkt der Lokalität*. Lokalität ist gewissermaßen der räumliche Ausdruck der Personalität, ihr Anwendungsbereich in der Fläche. Diesem wesensgemäßen Sachverhalt kommen verschiedene praktische Umstände zu Hilfe: Brot und Fleisch sollen frisch geliefert werden, Installateur und Elektriker müssen aus Sicherheitsgründen am Ort sein, der Friseur soll aus Gründen der Zeitersparnis gleich an der Ecke wohnen und dergl. mehr.

Es dürfte aber einsichtig geworden sein, daß alle diese letzteren Momente nur äußerliche Begleiterscheinungen des eigentlichen und wesentlichen Sachverhaltes sind, nicht die Sache selbst. Sie wurzelt in tieferen Zusammenhängen, wobei sich abermals technische und ökonomische Vorgänge kreuz und quer überschneiden. Was die modernen Konkurrenten auf diesem Gebiet der Kunden-, Nachbarschafts- und Lokalversorgung anrichten, erklärt sich sehr einfach: sie haben die materielle Fruchtbarkeit des Personalprinzips für ihre wirtschaftlichen Bestrebungen entdeckt und kommen in seiner Pflege nach neuzeitlichen Grundsätzen und Methoden den alteingesessenen Personalisten zuvor. Hierbei ergibt sich, daß technisch bedingte Instrumentalität in der Erzeugung mit ökonomisch betätigter Personalität im Vertrieb (z. B. Brotfabrik) sich in lukrativer Weise verknüpfen läßt. Auch in der Lokalität der Handwerksexistenz und ihren Abstufungen kommt die *Maßstäblichkeit alles personalen Wirtschaftens*

deutlich zum Ausdruck. Handelt es sich um personale Leistungen von geringer Individualität, so wird der Absatzradius dafür ebenfalls klein sein und sich auf den Wohnsitz des Herstellers, vielleicht auf sein Stadtviertel oder auf die nächste Umgebung seiner Werkstatt beschränken. Personale Leistungen von größerer Individualität werden auf größere Entfernungen hin absetzbar sein, die Kunden kommen von auswärts zu ihrem Meister und heben die Lokalität seines Wirkens auf eine höhere Stufe. Singulare Leistungen im echten Sinne des Wortes durchbrechen alle lokalen Grenzen und finden den Weg um die weite Welt. Dies alles hat mit Größe und Umfang der Arbeitsstätte, aus welcher personale Leistungen hervorgehen, ausdrücklich nichts zu tun. Maßgebend ist im personalen Bereich ja niemals die Quantität, sondern immer nur die Qualität.

Welchen Bestimmungsgründen unterliegt nun, vom Wesenhaften des Handwerks her gesehen, die Arbeitsstätte des Meisters als solche, als eine stehende Einrichtung zur Betätigung personaler Grundsätze des Wirtschaftens in technischer und ökonomischer Beziehung? In der anderwärts üblichen (nun schon als selbstverständlich geltenden: quantifizierenden) Sicht geht es bei dieser Fragestellung um das sogenannte *Betriebsgrößenproblem*, in unklarer Weise gekoppelt mit der *Problematik der sogenannten Betriebsformen*, die bald als quantitative, bald als qualitative Erscheinungen verstanden werden. Um aus der Wirrnis der Begriffe herauszufinden ist es zweckmäßig, sowohl die Betriebsgröße als auch die Betriebsform vorläufig beiseite zu lassen und den gegebenen Sachverhalt als solchen ins Auge zu fassen. Wir stellen die einfache Überlegung an: ist das Drum und Dran des Wirtschaftens, nämlich sein institutioneller Teil, also Werkstatt oder Fabrik, Kontor oder Bürohaus usw. — sind diese institutionellen Vorkehrungen für das wirtschaftende Handeln originärer oder abgeleiteter Natur, bezogen auf Ziel und Zweck dieses wirtschaftenden Handelns? Am praktischen Beispiel demonstriert: bestimmen die Hochofenanlage, die Automobilfabrik, die Zementfabrik primär Art und Richtung dessen, was produziert werden soll, oder verhält es sich umgekehrt? Umgekehrt heißt: bestimmen Art und Richtung der in Aussicht genommenen Produktion die Hochofenanlage, die Automobilfabrik und so fort?

Selbstverständlich verhält es sich nach der letzteren Regel. Die wirtschaftliche Zielsetzung bestimmt primär darüber, welche technische Apparatur aufgebaut und eingesetzt werden soll; in der Automobilfabrik läßt sich kein Zement produzieren. In der Schuhmacherei lassen sich aber auch keine Brötchen backen und in der Bürozentrale keine Dachziegel brennen — diese scheinbar sinnlosen Zusammenstellungen vermögen eines deutlich zu machen: es besteht ein Wesenszusammenhang zwischen dem, was wirtschaftlich beabsichtigt ist, und jenem, was sich an technisch-institutionellen Lösungen dafür nach dem jeweiligen Entwicklungsstand anbietet. Das besagt aber nichts anderes, als daß wiederum zweierlei Sachverhalte vorliegen, die aus der Doppelnatur des Wirtschaftens sich ergeben. Die *Frage nach dem Was* (was soll produziert werden?) ist eine Frage der wirtschaftlichen Entscheidung, hinter welcher die menschliche Qualität steht: Maßanzug oder Konfektion? Die *Frage nach dem Wie* (wie soll produziert

werden?) ist eine solche der technischen Entscheidung, hinter welcher die stoffliche Quantität steht: Einzelfertigung oder Serie? Beide Fragestellungen münden in die *Frage nach dem Wo* (wo soll produziert werden?), die sich aus der Verknüpfung beider Grundfragen ergibt: Werkstatt oder Fabrik? Im Schema:

Produzieren	Art der Entscheidung	Maßstab der Entscheidung	
		qualitativ	quantitativ
Was	wirtschaftliche	Maßkleidung	Konfektion
Wie	technische	Einzelstück	Serie
Wo	wirtschaftlich-technische	Werkstatt	Fabrik

Das Schema verdeutlicht den ursprünglichen, noch unvermischten Sachverhalt, wie er vor einigen Jahrzehnten bestanden haben mag, mehr nicht. Es besagt nichts über die Austauschbarkeit der einzelnen Positionen, die auf dem Boden einer prinzipiell gedachten Wesensschau nicht gegeben ist. Dort hat das Einzelstück in der Fabrik und die Konfektion in der Werkstatt nichts zu suchen, die Sachverhalte sind eindeutig und unverrückbar. Aber sie sind es nicht geblieben, seit die personale Substanz des Handwerks auf der einen Seite, die instrumentale Substanz des Fabrizierens auf der anderen in Bewegung geraten sind. Darüber ist im letzten (III.) Teil zu berichten. Wie ist es um den wesensgemäßen Gehalt und Zusammenhang des qualitativen und des quantitativen Wirtschaftens im Blick auf den institutionellen Rahmen bestellt, in welchem sich beide unter grundsätzlich-wesenhaften Bedingungen vollziehen? Da das Instrumentale in allem Grundsätzlichen und Wesenhaften das genaue Gegenstück zum Personalen darstellt, brauchen die Einzelheiten hier nicht auseinandergelegt zu werden. Es genügt, den Sachverhalt an der Explikation des Personalen zu verdeutlichen, dessen Ergründung und Kenntlichmachung diese Darlegungen gewidmet sind.

Die unausweichliche und weittragende Folgerung aus dem skizzierten Zusammenhang besteht in der Erkenntnis, daß weder die Art (Qualität) noch die Größe (Quantität) der Institutionen, die wir *Fabrik oder Werkstatt, Betrieb oder Unternehmung* nennen, Eigenschaften an sich sind und daß daher auch *keine Begriffe von absolutem Geltungsanspruch* daraus gebildet werden können. Diese Institutionen haben eine durchaus abgeleitete Bedeutung und eignen sich in keiner Weise dazu, etwa als feststehende Merkmale für den Wesenscharakter eines wirtschaftlichen Vorganges in Anspruch genommen zu werden. Nur soviel steht fest: daß ein wesentlicher Zusammenhang besteht zwischen der Art zu wirtschaften und den Institutionen, die sich dafür als spezifisch geeignet erweisen. Das Primäre sind gerade nicht die Institutionen (Betrieb, Fabrik usw.), sondern ist das Grundprinzip des Wirtschaftens, zu dem man über eine prinzipielle Entscheidung gelangt. Es leuchtet ein, daß dem personal wirtschaftenden einzelnen eine solche Art von Arbeitsstätte als wesensgemäße Institution zugeordnet ist, die seinem wirtschaftlichen Habitus und

seinem technischen Vermögen entspricht. Er baut sich also auch dann keine Fabrik, wenn er das Geld dazu hat, um etwa in ihren Sälen inmitten eindrucksvoller Maschinerien sein einsames Dasein als werkbesessenes Individuum zu betätigen.

So ist zu verstehen, daß der „Betrieb“ des Handwerkers bereits eine Spätform der Entwicklung darstellt, die nichts mit dem Wesensgefüge der personalen Handwerksexistenz zu tun hat. Dieses Wesensgefüge hat andere Begriffe von ursprünglicher und anschaulicher Prägung hervorgebracht, während Betrieb ein gedankliches Abstraktum darstellt. In der konkreten Welt des Handwerks spricht man heute wie früher von der Werkstatt als technischer Institution und vom Geschäft als dem wirtschaftlichen Gebilde. Es bestehen keine Bedenken dagegen, beide in der historisch-genetischen Sicht der Dinge als Vorstufen des neuzeitlichen Betriebes aufzufassen, wie er heute tatsächlich überall auf dem Vormarsch sich befindet. Nur muß Klarheit darüber herrschen, daß dieser Vorgang einen tiefen Bedeutungswandel einschließt, der am persönlichen Habitus des modernen Handwerksmenschen deutlich ablesbar ist — abgesehen davon, daß der moderne Handwerksbetrieb institutionell etwas anderes darstellt als die Werkstatt ursprünglicher Prägung. Gehen wir diesen Zusammenhängen nunmehr tiefer auf den Grund.

Man erinnert sich aus dem früher Gesagten daran, daß das wirtschaftende Subjekt — der ausschließlich mit seiner Person und durch seine Person technisch und ökonomisch handelnde Meister — keine Leistungen vollziehen kann, die sich von der Person des Wirtschaftenden ablösen und objektivieren lassen und daß auf dieser Subjektivität des Technizierens und Wirtschaftens die besondere Wesensart der personalen Wirtschaftsweise beruht. Daraus folgt einleuchtend, daß das einzeln wirkende Subjekt Handwerker sich bezüglich seiner Arbeitsstätte auch nicht institutionalisieren kann. Der subjektiv schaffende Meister wird niemals seine Werkstatt als etwas betrachten können, daß außerhalb seiner Person eigenes Leben entfalten oder auch nur eigenes Gewicht erlangen könnte. Es ist ihm unmöglich, eine solche Vorstellung gedanklich zu vollziehen, weil sie völlig außerhalb seines Gesichtskreises läge. Auf die Probleme seines Betriebes angesprochen, würde er verständnislos den Kopf schütteln — sollte er selbst als Person etwa Betrieb sein? Arbeitsraum, Werkzeug und etwas Rohmaterial — ist das ein Betrieb?

Im Subjektbereich des allein wirtschaftenden Personalisten — der sich vom Objektbereich eines allein produzierenden Instrumentalisten (auch das gibt es) im Grundsätzlichen unterscheidet — gibt es nur Hilfsmittel, die dem schaffenden Subjekt zugeordnet sind. Dazu gehört ebenso wie der Rohstoff und das Werkzeug auch die Werkstatt, in welcher sich das Handwerken in subjektiver Form vollzieht. Die anspruchslose Ausstattung des Arbeitsraumes Werkstatt unterstreicht diesen Sachverhalt, die Verlegung des Werkraumes auf die Straße in südlichen Ländern tut es nicht minder. Dieses direkte Bezogensein des Gegenständlichen im Handwerksbereich auf das Persönliche verdeutlicht ohne viele Worte den Sinngehalt dessen, was unter personalem Wirtschaften in der ur-

sprünglichen Bedeutung des Begriffes und in den ursprünglichen Formen seiner Verwirklichung zu verstehen ist. Von irgendwelcher Eigenständigkeit und Eigenbedeutung des Institutionellen kann im strengen Bereich des Personalen keine Rede sein, das gibt es einfach nicht und kann es nicht geben. Das macht begreiflich, weshalb dem in ursprünglichen Formen des Handwerks wirtschaftenden Meister alles fremd und unzugänglich ist, was mit betrieblichem Denken zu tun hat. Betriebliches Denken ist objektivierendes Denken, Werkstattdenken dreht sich um die Subjektivität des Meisters und seines Wirkens.

Da der Handwerkende ganz in seiner technischen Aufgabe steht und ganz aus dem Technischen seines Berufes lebt, überträgt er sein Werkstattdenken unkritisch auch auf den wirtschaftlichen Bereich, auf das Geschäft. Von der Einheit und Einheitlichkeit des Habitus ist oben bereits gesprochen, sie äußert sich hier in ganz eindeutigen und unmißverständlichen Formen. Ein einfacher Hinweis statt vieler Beispiele mag es verdeutlichen: Aufträge, die sein Werkstattvermögen überschreiten oder auch (umgekehrt) nicht ausfüllen, lehnt der Meister — ohne Rücksicht auf das Geschäftsinteresse — einfach ab, unliebsame Auftraggeber ebenso; andere läßt er Monate oder Jahre lang warten. Er denkt gar nicht daran, „jeden Auftrag hereinzunehmen und keinen Kunden laufen zu lassen“, wie es in kommerziellem Jargon so schön heißt. Was sollte ihm ein Kunde mehr oder weniger bedeuten, da er doch in Werkleistung und nicht in Umsätzen denkt? *Der angeborene und anerzogene Werkstatt-Habitus des Handwerkers gibt den Schlüssel* zum Verständnis fast aller Eigenschaften und Eigenarten des handwerklichen Lebens — auch zum Verständnis der inneren Abwehr gegenüber betrieblichem und erst recht betriebswirtschaftlichem Denken und Handeln. Erst der Schritt von der Werkstatt und vom Geschäft zum Betrieb schiebt den Riegel beiseite, mit dem der ursprungsgemäß personal wirtschaftende Handwerker sich eigenhändig vor den Gepflogenheiten der Moderne verschließt.

Jeder Autor, der sich eingehender mit der Wesensart des Handwerklichen befaßt, kommt unabhängig vom anderen zu diesem selben Ergebnis: Die Werkstatt ist der natürliche Betätigungs- und Entfaltungsraum des handwerkenden Subjekts, und diese *Werkstatt ist etwas anderes als der Betrieb*. So haben neuerdings Konrad Gatz und Werner Hegemann dem Wesensgehalt der Werkstattwelt grundsätzliche Überlegungen gewidmet, und Walther Bienert entwickelt aus der Arbeitslehre der Bibel den gleichen Grundgedanken. Nur ist bisher vermieden, diesen eigenständigen Sachverhalt vom Ökonomischen her zu entwickeln und ihm daselbst Anerkennung zu erwirken. Es muß zugegeben werden, daß die Möglichkeiten, mit herkömmlichen Auffassungen und anders gearteten Vorstellungsweisen in Konflikt zu geraten, hier besonders zahlreich sind und kaum umgangen werden können. Wer es trotzdem unternimmt, dem wirtschaftenden Subjekt in der hier vorgetragenen Folgerichtigkeit des Erkennens einen eigenen Platz in der Wirtschaftslehre zuzuerkennen, muß es in der zuversichtlichen Erwartung tun, daß die Bereitschaft zur echten geistigen Auseinandersetzung und zum gemeinsamen gedanklichen Ringen um wissenschaftliche Klarheit und Wahrheit auch heute noch vorhanden ist. Im übrigen ist der prinzipielle

Gegensatz zwischen der Subjektwelt der Werkstatt und der Objektwelt des Betriebes zum verträglichen Nebeneinander herabgemildert — die selbständigen Handwerker wirtschaften in der Tat in der Mehrzahl der Fälle in Werkstätten, denen der Betriebscharakter nicht mehr fremd ist.

Um diese *grundstürzende Wandlung im Bereich des modernen Handwerks* in ihrer vollen Tragweite kenntlich zu machen, müssen wiederum selbständige gedankliche Zergliederungen vorgenommen werden. Die Wesensanalyse der Handwerkserscheinung hat sich mit der Frage zu beschäftigen: wie kann es geschehen, daß der zunächst (im Modellfall) als einzelnes Subjekt gedachte handwerkende Mensch die technische und ökonomische Reichweite seines personalen Handelns vergrößert und wirtschaftliche Leistungen übernimmt, welche sein subjektives Arbeitsvermögen übersteigen? Wir haben es im folgenden mit der Entfaltung der Handwerkserscheinung in vertikaler Richtung, in größere Dimensionen hinein zu tun. Es hat den Fall in allen geschichtlichen Situationen gegeben; große Produktionsstätten des Handwerks stellen keine Sondererscheinung der Gegenwart dar, im Gegenteil. Erst in der Denkweise des industriellen Zeitalters ist man auf die Vorstellung gekommen, der Wirkungskreis des Handwerkers müsse notwendig klein sein, damit der Abstand zur Fabrik deutlich genug hervortrete. Das ist aber ganz oberflächlich gedacht, wie ja die betont quantitative Betrachtungsweise des Wirtschaftslebens nirgends imstande ist, tieferliegende Zusammenhänge aufzuspüren und uns etwas von der Wesensart wirtschaftlicher Gebilde und wirtschaftlicher Vorgänge zu vermitteln. *Wie also gelangt das wirtschaftende Subjekt über den Rahmen und die Grenzen seiner Einzelexistenz hinaus?*

Vergegenwärtigt man sich hierzu erneut den Grundsachverhalt des Wirtschaftens, der in der Naturbeherrschung durch den Menschen im Dienste seiner Daseinsfürsorge zu erblicken ist, so drängt sich von selbst die Einsicht auf, daß es zwei Wege geben muß (keinen weniger und keinen mehr), die gekennzeichnete Aufgabe zu lösen. Zum Wirtschaften gehören — wir haben es eingangs dargelegt — allemal zwei Beteiligte: der wirtschaftende Mensch selbst und die ihn umgebende Natur, welcher er seine Unterhaltungsmittel entnimmt. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht. Folglich kann es gar nicht anders sein, als daß dasjenige, was wir Wirtschaftsentwicklung oder Wirtschaftsentfaltung nennen, auf zweierlei Weise zustandekommt: der wirtschaftende Mensch kann sich selbst vervielfachen, indem immer mehr arbeitende Hände ins Spiel gebracht werden; das ist der eine Weg. Er kann aber auch den Grad der ihm zur Verfügung stehenden Naturbeherrschung verbessern, indem er die technischen Mittel vermehrt und ihren Nutzeffekt erhöht; das ist der andere Weg. Selbstverständlich lassen sich beide Wege verbinden, was sogar häufig die Regel darstellen wird. Man darf aber nicht über das Ziel hinausschießen und wirtschaftlichen Fortschritt nur dort erwarten, wo die Verknüpfung beider Wege Tatsache geworden ist. Das läuft nämlich auf die häufig anzutreffende Verquickung von wirtschaftlichem und technischem Fortschritt hinaus. Es hat sehr achtbare Kulturvölker gegeben, denen der technische Fortschritt in diesem instrumentalen Sinne unbekannt geblieben ist und die dennoch eine hohe wirtschaftliche Blüte erreicht haben.

Unmittelbar aus dem Grundsachverhalt des Wirtschaftens, ohne gedankliche Umwege und isolierende Abstraktionen, leitet sich die Einsicht her, daß *wirtschaftliches Wachstum entweder aus der Wurzel Mensch oder aus der Wurzel Natur = Technik* oder aus beiden gleichzeitig — bei unterschiedlicher Anbringung der Akzente — hervorsprießt. Demzufolge hat es gegeben und gibt es personale, instrumentale und gemischt personal-instrumental geartete Wirtschaftsweisen, der Schlüssel liegt jeweils im Technischen, d. h. in der Art und dem Grad der (technischen) Naturbeherrschung für wirtschaftliche Zwecke. Beliebige Beispiele aus der Geschichte belegen das. Die Weise ist nicht identisch mit dem Stil des Wirtschaftens, auch nicht mit Wirtschaftsform und Wirtschaftsverfassung. Die Wirtschaftsweise bringt den vom Technischen her bestimmten Grundsachverhalt des Wirtschaftens zum Ausdruck, der nur zweierlei Gestalt haben kann: die personale oder die instrumentale. Jede davon ist ausschließenden Charakters, ich kann instrumentales nicht in personales Wirtschaften umwandeln oder umgekehrt. Ich kann aber Bestandteile (Elemente) jeder der beiden Grundgestalten kombinieren und erhalte auf diese Weise gemischte Wirtschaftsweisen mit jeweils dominanter Grundgestalt in beliebiger Zahl und Ausprägung. Eine davon, und zwar mit ausgeprägt instrumentaler Dominanz, stellt der moderne Industrialismus dar.

Auf der Grundlage dieser Erkenntnis und ihrer strahlenförmig sich ausbreitenden Konsequenzen ist *das wissenschaftliche Handwerksproblem lösbar geworden*, das Problem nämlich: wie es kommt und zu erklären ist, daß Handwerk als globale Erscheinung in der Menschheitsgeschichte auftritt und unter den verschiedenartigsten Raum- und Zeitbedingungen gleichartige, ja sogar weithin einheitliche Züge trägt. Dieser Umstand spottet aller pragmatischen und historischen Erklärungsversuche, er ist nur vom Ursachverhalt des menschlichen Wirtschaftens her theoretisch zu meistern. Der Boden für die Beantwortung der gestellten Frage ist damit aufgelockert und zubereitet: wie weitet der wirtschaftende einzelne seine subjektiv begrenzte technische und ökonomische Reichweite aus?

Solange er im Bereich des personalen Wirtschaftsprinzips verharret, tut er es in qualitativer Weise, wie es seinem Subjektcharakter gemäß ist, indem er die Subjektleistung anderer einzelner mit seiner eigenen zu einem Ganzen verschmilzt. Subjektiv hervorgebrachte und begrenzte Leistungen bleiben es weiterhin, sie gehen aber mit der dominierenden Leistung des Meisters eine unlösbare Verbindung ein, werden mit ihr legiert. Geselle und Lehrling übernehmen nachgeordnete und untergeordnete Bestandteile der jetzt gemeinsam zu bewältigenden personalen Leistung, die nach wie vor in der Beteiligung des Meisters gipfelt. Er gibt dem Erzeugnis weiterhin die subjektive Qualität — das ist das Geheimnis der „Mitarbeit“ des Meisters „im Betriebe“. Welch eine anspruchslose und ins Flache veräußerlichte Bezeichnung für einen wesenhaften Sachverhalt! Man bemerkt leicht, daß die Einzelleistungen der Mitarbeiter nicht additiv zu jener des Meisters hinzutreten und folglich auch wieder subtraktiv von ihr abgelöst werden können, sondern daß ein Vorgang der Einschmelzung stattfindet, meinetwegen in neuerer Sprechweise ein Prozeß der gestaltenden Integration.

So und auf keine andere Weise entstehen die Meisterwerke personalen Handwerks in aller Welt — vom altchinesischen Bronzeguß bis zum Freiburger oder Straßburger Münster und darüber hinaus. In der Werkstattgemeinschaft vollzieht das handwerkende Individuum den Wachstumsprozeß, der über die physischen Grenzen des Subjekts hinausführt, im Wege der werkgerechten Integration mehrerer oder vieler personaler Einzelleistungen zu einer personalen Gesamtleistung. Die alten Bauhütten belehren darüber, daß solche Werkstattgemeinschaften die äußere Gestalt von „Großbetrieben“ annehmen können, ohne doch jemals Betrieb im heute geläufigen Sinne zu sein.

Eine bezeichnende *Normalform der Werkstattgemeinschaft* (team) hat sich im Handwerksleben hierbei herausgebildet: *der Meister-Geselle-Lehrling-Typ*. Das ist einmal buchstäblich und zum anderen maßstäblich zu verstehen. Im buchstäblichen Sinne stellt dieser Dreiklang von Handwerksleuten verschiedener beruflicher Reifegrade eine häufig gewählte „Betriebsgröße“ dar, der offensichtlich eine bestimmte wirtschaftliche Zweckmäßigkeit innewohnt. Im maßstäblichen Sinne ergibt ein Mehrfaches der Dreierform in gewissen Abwandlungen den Grundtyp des handwerklichen Mittelbetriebes, der immer aus dem Werkoberhaupt (Meister) und zugeordneten Werkgehilfen (Gesellen und Lehrlingen) besteht. Vor dem Einbruch des instrumentalen Wirtschaftens in den Handwerksbereich, der auch die Aufnahme ungelernter und fremdberuflicher Arbeitskräfte in die Werkstattgemeinschaft mit sich gebracht hat, haben hierin strengere Proportionen bestanden als heute. Trotzdem ist der maßstäbliche Grundcharakter in vieler Beziehung erhalten geblieben mit der Maßgabe, daß er sich an zahlreichen Stellen der Handwerkswirtschaft ständig neu herausbildet und wiederholt.

Das ist bevorzugt dort der Fall, wo die *Werkstattgemeinschaft* zugleich *Lehr- und Lerngemeinschaft* ist und wo ihr von dieser Eigenschaft her innere Maße und Verhältnisse zu eigen sind. Da ist es besonders wichtig und augenfällig, daß die tragende Figur des Handwerkerlebens, der Meister seines Berufes, nicht nur „im Betriebe mitarbeitet“, sondern praktisch und sinnbildlich in der Mitte seiner Werk- und Werkstattgenossen minderen Grades steht, die gemeinsame Werk- und Werkstattleistung hervortreibt und die Mitwirkenden an ihrer Hervorbringung erzieht, wachsen läßt und zur beruflichen Vollkommenheit hinführt. Das grundlegende und unverwischbare Charakteristikum des Handwerks, auf die Ausgestaltung der Werkstatt und der darin tätigen Berufsgemeinschaft bezogen, ist daher die *Proportionalität der Kräfte und Mittel, ausgerichtet auf die subjektive Hervorbringung personaler Leistungen und Erzeugnisse*. Das Machen im Bereich des Handwerks kann nur ein persönliches Machen sein, der Handwerker als Macher produziert nicht. Er liefert auch keine Waren, sondern müht sich darum, Zeugnisse seines handwerklichen Könnens und Wissens, seiner beruflichen Erfahrung und seiner menschlichen Persönlichkeit zustandezubringen. Er entfernt sich im gleichen Maße von dieser Bestimmung, in welchem er die natürlichen Proportionen seines Wirkungskreises verläßt und durchbricht damit — meist unbewußt — jenes Gesetz verletzt, nach welchem er als Handwerker und Personalist angetreten ist.

In der gekennzeichneten Weise hat sich jahrhundertlang bei uns die Entfaltung der Handwerkerei aus der Grundstellung des wirtschaftenden Subjekts vollzogen. Ja, man hat sogar gewaltsam verhindert, daß die Entfaltung auf dem anderen Weg geschah: Verbot der Maschinenverwendung und ähnliche Restriktionen in der späteren Zunftzeit. Hier haben gesellschaftliche Motive die wirtschaftlichen Überlegungen bestimmt und geleitet und das technische Denken an die Zügel genommen. Der Vorgang ist keineswegs so abstrus, wie es scheinen mag; in den alten Kulturen ist es öfter vorgekommen, daß technische Möglichkeiten zwar bekannt waren, aber ungenutzt blieben, weil gesellschaftliche und insbesondere religiöse Gründe es geboten haben. Auch im europäischen Zunftwesen hat das Religiöse bekanntlich eine bestimmende Rolle gespielt. Nur — wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit und technischer Selbstverzicht fielen nach Beendigung des Mittelalters in eine historische Situation, die einmalig war: sie fielen zeitlich mit der Ausbildung der exakten Naturwissenschaften zusammen, die in Opposition zum damaligen Religiösen (genauer: zur Kirche) geschah und über Scheiterhaufen hinweg zum Siege kam. So gelang der andere Weg.

Der andere Weg, dem Handwerken bis zur letzten Jahrhundertwende verschlossen, führte über die revolutionäre Wendung in der Naturbeherrschung (Ausmünzung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse in wirtschaftlich nutzbare Technik) zum *Instrumentalismus des Wirtschaftens, der die technische Grundlage des Industrialismus darstellt*. Das instrumentale Prinzip des Technizierens und Wirtschaftens ist dem personalen Prinzip wesensfremd. Es ist entscheidend wichtig, diesen Wesensunterschied als solchen und in seiner vollen Bedeutung zu erkennen, sich nicht länger dem oberflächlich gedachten Irrtum hinzugeben, es handle sich um ein quantitatives Phänomen und lediglich um größere Abmessungen und stärkere Kräfte. Personalität ist auf den Menschen, Instrumentalität auf die Natur bezogen. Personales Wirtschaften stellt das Instrumentarium in den Dienst des Menschen, instrumentales Wirtschaften stellt den Menschen in den Dienst des Instrumentariums — technisch gesehen. Wirtschaftliche und gesellschaftliche Entscheidungen vermögen diese Grundstellung des Technischen zu beeinflussen und zu verändern — sofern das Menschliche stark genug dazu bleibt. Hat es selbst sich dem Technischen unterworfen, dann zögert dieses nicht, mit den Instrumenten, Apparaten und Maschinen auch den Menschen zu perfektionieren, d. h. ihn zur bloßen Quantität zu stempeln. Entscheidungen darüber bilden das Thema unserer Zeit.

Es ist also bis vor etlichen Jahrzehnten dabei verblieben, daß die Ausweitung des handwerksgemäßen Wirtschaftens in größere Werkstatteinheiten auf dem Wege erfolgte, daß Meister, Gesellen und Lehrlinge zu proportionierten Gemeinschaften zusammengetreten sind, die gleichzeitig der Erstellung von Leistungen und der beruflichen Erziehung und Ausbildung gedient haben. Aus der Wesensschau des Handwerks ergibt sich hierzu, daß die Herausbildung einer neuen und andersgearteten Wirtschaftsweise, nämlich der instrumentalen, keinesfalls im Schoße des personalen Wirtschaftens erfolgen konnte, sondern notwendigerweise sich außerhalb dieses Bereiches vollzog. Daß es so geschehen ist, hat anfangs und längere Zeit hindurch die Überzeugung aufkommen lassen, es

handle sich bei der personalen Wirtschaftsweise um eine zeitlich begrenzte Erscheinung, die zur gegebenen Zeit, in einer Sternstunde der Menschheit, von einer höheren Form des Wirtschaftens abgelöst und zu einem historischen Requisite gemacht worden sei. Das hat sich als Irrtum herausgestellt. Die instrumentale Wirtschaftsweise hat vermöge der ihr innewohnenden Expansionskraft in einer über hundertjährigen Entwicklung die Oberhand gewonnen, aber doch nur die Oberhand. Der Mensch wirtschaftet weiterhin in personalen Formen, wenn auch auf anderen Gebieten als früher, und ist mit wachsender Deutlichkeit bestrebt, sich der vollen Unterjochung unter das instrumentale Prinzip zu entziehen.

Beide Prinzipien lernen in zunehmendem Maße, nebeneinander und ineinander verflochten zu bestehen. Hierbei ist nicht nur der personale Bereich der sich anpassende Teil, wenn er es auch im besonderen Maße ist. Auch der instrumentale Bereich hält Ausschau nach Möglichkeiten, personale Elemente sich anzuverwandeln und der Qualität alles Menschlichen eine begrenzte Rückkehr in die Welt der Quantitäten zu ermöglichen. Hier interessiert der zuerst genannte Anpassungsprozeß, die Angleichung des Personalen an instrumentale Erfordernisse. Bevor darüber Näheres zu sagen ist, sei indessen die wesensgemäße Charakterisierung des Handwerks in seiner ursprünglich personalen Form zu Ende geführt. Es ist deutlich geworden, daß nur die Werkstattform der Wesensart des Handwerklichen im strengen Sinne gemäß ist und gerecht wird. Betrieb und Unternehmung sind in dieser Welt fremdartige Begriffe. Das wird vollends klar werden, indem wir dem wirtschaftenden einzelnen und seiner Helferschar in der Werkstatt die folgende Betrachtung widmen.

7. Handwerksleistung im Wettbewerb

Wer als einzelner wirtschaftet, indem er das Werk seiner Hände selbst auf den Markt bringt, befindet sich in einer besonderen Situation. Er legt sein ganzes Können in das persönlich hervorgebrachte Erzeugnis und identifiziert sich so gewissermaßen mit dem, was er geschaffen hat; auch der Käufer identifiziert irgendwie den Meister mit seiner Leistung und umgekehrt, anders hätte er ja kein Interesse an der persönlichen Art des Verkehrs mit dem Lieferanten. Der handwerkliche Anbieter trägt im eigentlichen Sinne seine Haut zu Markte — Lob und Tadel der Leistung treffen ihn unmittelbar auch als Person, als Mensch, als Macher in seinem Beruf. *Im Grunde konkurriert daher nicht Ware mit Ware*, die es ja im strengen Sinne hier nicht gibt, sondern *Mensch mit Mensch*, Person mit Person, Mann gegen Mann. Daß das etwas grundlegend anderes ist als der Wettbewerb toter Gegenstände miteinander — etwa des Waschmittels x mit dem Waschmittel y — sollte keines Beweises bedürfen. Trotzdem ist es in der ökonomischen Theorie unbekannt. Dort gilt Konkurrenz = Konkurrenz, gleichgültig, ob es sich um Schnürsenkel oder Kunstwerke handelt. Kein Wunder, daß die Theorie immer weltabgewandter wird, je straffer sie ihre generalisierenden Abstraktionen faßt, während die wirtschaftliche Wirklichkeit gleichzeitig sich immer stärker differenziert. Es ist hier nicht der Ort, die Wettbewerbslehre der personal wirtschaftenden Individuen zu entwickeln, die es bislang nicht gibt.

Wohl aber sei im Rahmen der hier vorgetragenen Wesensschau einiges Allgemeine dazu gesagt.

Wir knüpfen hierzu an einen früheren Gedankengang an, der zum Ausdruck brachte, daß in der zwiegespaltenen Welt des Wirtschaftens (Mensch und Natur) die Naturwelt (Kraft und Materie) einem zwingenden Gebot gehorcht: dem Gesetz der Kausalität. Weil dem so ist, darum sind die Naturkräfte für uns lenkbar, sonst wären sie es nicht. Nach übereinstimmender Auffassung der Nicht-ökonomien unterliegt der Mensch dem Kausalgesetz nicht, sonst wäre er ebenfalls nach den Gesetzen der Mechanik lenkbar und damit kein Mensch. *Untersteht der Mensch somit überhaupt keiner Regel und keinem Gesetz?* Die Nicht-ökonomien stimmen auch darin überein, daß der Mensch nur als sittliches Wesen existent ist und daher zwar nicht dem Kausalgesetz, wohl aber dem Sittengesetz untersteht — allein durch seine Sitte kann er frei und mächtig sein (Schiller)! Besagt das nun etwas für das Wirtschaften im allgemeinen und für den Wettbewerb im besonderen? Es mag verständlich sein, daß die ökonomische Theorie diese Frage nicht kennt, sie hat es mit Quantitäten zu tun. Aber es sei dann wenigstens die Frage erlaubt: welchen Aspekt der Wirtschaft, besser: des Wirtschaftens faßt die Theorie ins Auge? Sicherlich nicht den auf Menschen bezüglichen, den hominellen Aspekt, obwohl doch die Wirtschaft, besser: das Wirtschaften von Menschen besorgt wird, ohne die es kein Wirtschaften und keine Wirtschaft gibt. Zur Verdeutlichung sei wiederholt: produzieren kann die Maschine, der Apparat usw., wirtschaften nicht.

Wie aber nun, *wenn Menschen in eigener Person produzieren und wirtschaften* — läßt sich hier der hominelle Aspekt übergehen? Oder stellt er nicht im Gegenteil den einzig möglichen Blickwinkel dar, unter welchem personales Wirtschaften wissenschaftlich erklärt und verständlich gemacht werden kann? Selbstverständlich kann es nur so und nicht anders sein — apparatives Wirtschaften mag sich apparativer Erklärungsweise zugänglich erweisen, subjektiv-menschliches Wirtschaften läßt sich nur vom Menschen her sinnvoll deuten. Es ist also die Frage zu stellen und zu beantworten, welcher Art dieses Wesen ist, welches da unter Einsatz seiner menschlichen Eigenschaften und Fähigkeiten wirtschaftet, d. h. die materielle Lebensnot mit Hilfe der Naturbeherrschung überwindet. Unter den zahlreichen Eigenschaften des wirtschaftenden Menschen dürften zwei für die vorliegende Fragestellung von besonderem Interesse sein, weil die Art und Weise des Wirtschaftens darin unmittelbar berührt wird. Sie besagen, *daß der Mensch ein gesellschaftliches und sittliches Wesen ist* — daraus leiten sich die entscheidenden individualen und sozialen Tatbestände des Wirtschaftens her. Diese Eigenschaften leugnen oder — was auf dasselbe hinausläuft — aus der wissenschaftlichen Betrachtung eliminieren, heißt dem Objekt Gewalt antun und es vom Anbeginn her verstümmeln.

Aller Wettbewerb hat es demnach mit gesellschaftlichen und sittlichen Voraussetzungen zu tun; besonders natürlich dort, wo nicht Waren untereinander, sondern lebendige Menschen miteinander konkurrieren. Diesen Satz muß man entweder im ganzen annehmen oder verwerfen, ein Zwischending gibt es nicht. Weist man ihn zurück, dann schaltet man den wirtschaftenden Menschen aus der

Wettbewerbslehre aus und hat es nur mit Gütern und ihresgleichen zu tun. Für den Bereich des personalen Wirtschafters kommt dieses Verfahren nicht in Betracht, es würde am Gegenstand des Erkennens vorbeiziehen. Erkennt man die Richtigkeit des Satzes an, dann kann es kein abstraktes, in formaler Ausschließlichkeit absolut gesetztes Prinzip des Wettbewerbs geben, sondern nur eine konkrete Wettbewerbswelt, in welcher die wirtschaftenden Menschen unter gesellschaftlichen Bedingungen als sittliche Wesen agieren. Genau dieser Sachverhalt ist gemeint, wenn geprüft wird, wie die Handwerksleistung im Wettbewerb sich verhält. *Allem personalen Wirtschaften eignet das Merkmal der Humanität in diesem ursprünglichen Sinne*, weil sich das Wirtschaften in den Kategorien des Menschlichen vollzieht.

Daraus erklärt sich, weshalb gesellschaftliche und ethische Gesichtspunkte in den Wettbewerbsfragen aller personal wirtschaftenden Individuen (Handwerker, Kaufleute, Dienstleister, freie Berufe usw.) eine so hervorstechende Rolle spielen; weshalb die Wettbewerbskategorien des Güterhaften und Quantitativen auf diese Wirtschaftswelt einfach nicht passen; weshalb die Personalwirtschaftler sich mit Händen und Füßen dagegen wehren, dem formalen Prinzip des „Wettbewerbs an sich“ ausgeliefert zu werden, das Menschen und Güter unbesehen gleichschaltet und sich zu einer selbstherrlichen Marktautomatik von absoluter Gültigkeit hypostasiert. Ins Positive gewendet, zeitigt der gekennzeichnete Sachverhalt ganz bestimmte Folgen und Auswirkungen, u. a. die folgenden.

Der Wettbewerb im Handwerksbetrieb trägt stets personale, menschlich-persönliche, subjektive Züge. Wie schon erwähnt, wird Mann gegen Mann konkurriert, und zwar nicht auf einem anonymen Markt um einen unpersönlichen Preis für eine unpersönliche Ware, sondern genau umgekehrt: auf einem kleinen, überschaubaren und in seiner Zusammensetzung genau bekannten Markt mit differenzierten, flexiblen Preisen für individuelle, oftmals gar nicht substituierbare Erzeugnisse oder Leistungen (Maßarbeit). Alle Vorgänge auf diesem lokalen Kundenmarkte spielen sich in einer höchst persönlichen Sphäre ab, ob es sich um das Kotelett zum Sonntag oder die Schuhreparatur oder die Malerarbeit im Hause oder den Haarschnitt handelt. Die Personalität des Wettbewerbs kann nicht ausgeprägter gedacht werden, als sie es in Wirklichkeit ist. Das hat begreiflicherweise wirtschaftliche Begleitumstände zur Folge, die diese Art Wettbewerb als einen Tatbestand eigener Prägung charakterisieren.

Diese Personalität bringt es mit sich, daß *gesellschaftliche Momente* auf beiden Seiten des Wettbewerbs, bei Anbietern und Nachfragern, ihre reale Bedeutung haben. Sie beeinflussen die Marktvorgänge nachhaltig und können unter Umständen so stark sein, daß ökonomische Gesichtspunkte und herkömmliche Marktregeln ganz in den Hintergrund treten. Es ist möglich, daß geforderte und bewilligte Preise aus dem üblichen Preisgefüge heraustreten und sich nach außerökonomischen Gesichtspunkten orientieren, ohne daß die herkömmliche Definition des Monopols ausreichend wäre. Es leuchtet ein, daß die gesellschaftlichen Elemente des Marktes im weitesten Sinne, die übrigens fast auf jedem Markte wirksam sind, um so realeres Gewicht entfalten, je näher sich Erzeuger und Verbraucher im wirtschaftlichen Alltag stehen, je stärker also die gesell-

schaftlichen Differenzierungen auf der einen Seite, gesellschaftliche Nivellierungen auf der anderen wirksam zu werden vermögen. Die im personalen Bereich des Wirtschaftens allgemein anzutreffenden Vorstellungen von dem Anrecht auf bestimmte Wirtschaftsleistungen, von der Legalität wirtschaftlicher Vorgänge und dergl., im übrigen keineswegs nur bei den Anbietern anzutreffen, haben ihre Wurzel in der gesellschaftlichen Schichtung und Verflechtung der Märkte in diesem Bereich. Es wird niemals gelingen, in ihm die strengen ökonomischen Regeln der Konkurrenz durchzusetzen, und zwar deshalb nicht, weil das die Entpersönlichung des personalen Bereichs voraussetzen würde — was von den gegebenen Voraussetzungen her gerade ausgeschlossen ist.

Aus der Hominalität (Humanität) des Wirtschaftens in personalen Formen folgt letztlich mit innerer und unverrückbarer Notwendigkeit, daß auch der Wettbewerb daselbst *Züge des Ethischen* aufweist. Sie mögen häufig verletzt werden und in keine ökonomische Theorie hineinpassen — personaler Wettbewerb kann ohne Wettbewerbsethik nicht sein, weil Person ohne Ethik nicht vollziehbar ist. Man kann die Probe hierauf an beliebigen Stellen des menschlichen Zusammenlebens machen: wo der Mensch dem Menschen begegnet, kommt positiv oder negativ die Ethik ins Spiel. Dieser allgemeine hominelle Sachverhalt konkretisiert sich im personalen Bereich des Wirtschaftens, hier speziell des Handwerks, in einer ganz unverkennbaren Weise. Handwerkerehre (ebenso Kaufmanns-ehre) ist das äußere Kennzeichen dafür. Was hat sie zu bedeuten?

Der Meister und sein Werk (sein Erzeugnis oder seine Leistung) sind eins, sie lassen sich nicht voneinander trennen. Infolgedessen geht die Ehre des Meisters über in sein Werk, er muß „Ehre damit einlegen“, sofern er überhaupt über Handwerker- und Meistererehre verfügt. Das ist auch wirtschaftlich gut so; denn wo kein unbegrenzter Wettbewerb die relativ beste Leistung erzwingt, muß ein anderes Korrektiv wirksam sein. In Sitte und Gepflogenheit haben die Handwerker seit alten Zeiten berufliche Qualitätsmaßstäbe entwickelt, mit denen sie die an sich selbst zu stellenden Anforderungen beurteilen und messen. *Berufsehre ist der tragende sittliche Grund, auf welchem die Gütevorstellungen unter Handwerkern beruhen.* Das Subjekt, der einzelne Meister, fühlt sich in dieser Beziehung stellvertretend für den ganzen Berufszweig, umgekehrt erhebt er die handwerksgerechten Normen des Berufszweiges für sich selbst zum verpflichtenden Gesetz. Das alles und anderes, was hier nicht im einzelnen dargelegt werden kann, gehört in den unzertrennbaren Zusammenhang von Person und Beruf, Beruf und Ehre, der jede menschliche Tätigkeit kennzeichnet. Handwerkerehre ist in diesem Sinne nur eine unter vielen anderen. Das Besondere ist darin zu erblicken, daß sich die Betätigung des Ethos nicht in der (technischen) Berufsleistung und Werkverrichtung erschöpft, sondern daß der Handwerker Ethos auf den Markt bringt und ihm damit Marktwert zumißt.

Ob und wie weit er ihn realisieren kann, ist eine andere Frage. Soviel ist jedenfalls zu erkennen, daß *Personalität und Ethos reziproke Werte* sind, die Entfaltung und Rückgang gemeinsam vollziehen. Es dürften kaum begründete Zweifel daran möglich sein, daß Zerfall der Handwerkerehre und der Handwerksleistung im direkten Zusammenhang stehen, daß sie zwei Seiten eines

und desselben Vorganges sind. Umgekehrt ergibt sich die Folgerung, daß Pflege der Handwerksleistung ohne Pflege der Handwerksehre wenig Erfolg verspricht. Sind das nun altmodische Vorstellungen, die belächelnswert sind, oder läßt sich damit auch unter modernen Verhältnissen „etwas anfangen“? Fern allem Schwulst von einer „Sendung des Handwerks“ und dergleichen mögen einige Überlegungen dazu die Grundlegung einer ökonomischen Wesensschau vom Handwerk beschließen.

Wo Ethik ist, ist auch Glaube und Besinnung, Religion und Philosophie. Die Glaubenden und Wissenden, die früher aus den Reihen der Handwerkenden sich hervorgehoben haben, dürften gewissermaßen stellvertretend für eine große Zahl Unbekannter und Ungenannter geglaubt und gedacht haben — wir schließen es aus der werkseligen Inbrunst der Namenlosen, die Dome gebaut, Reliquiare geschaffen und unsere Städte zur Heimat gemacht haben. Das ist vorbei; der moderne Mensch flieht aus seinen Städten, nachdem er das berufliche Tagewerk darin vollbracht hat. Sind damit auch die Tage der Ethik im Wirtschaftsleben vorbei? Das ist kaum anzunehmen; denn der Ruf nach Wiedervermenschlichung der modernen Wirtschaftswelt ertönt allgemein. Es sind auch Bemühungen und Versuche im Gange, dem Ruf Gehör zu verschaffen, besonders im instrumentalen Bereich. Man darf daher vermuten, daß auch solche Bestrebungen das Ohr der Öffentlichkeit finden, die dem gleichen Ziele im Personalbereich des Wirtschaftens gelten. Aus ökonomischer Wesensschau wäre dazu zu sagen, daß es nicht nur unter ethisch-religiösen Vorzeichen darum geht, die Wege zu einer Selbstbesinnung und Selbstverständigung der selbstverantwortlich wirtschaftenden einzelnen überhaupt und der handwerkenden Menschen im speziellen zu ebnen. *Die ganzen gewerblichen Mittelschichten haben nach allen Seiten hin den festgegründeten Ort im Zeitgeschehen verloren*, und zwar nicht erst seit kurzem. Ihr Selbstverständnis, das Begreifen der eigenen Position und Situation, ist im Technischen und Wirtschaftlichen nicht weniger schwach entwickelt als etwa im Politischen und Gesellschaftlichen. Der tiefste und letzte Grund für die Abseitsstellung der zahlreichen Handwerkerschaft gegenüber den zentralen Anliegen und Entscheidungen des letzten Jahrhunderts ist darin zu finden, daß sie frühzeitig in die bloße Abwehr gegenüber dem Neuzeitlichen gegangen ist, die mitunter groteske Formen angenommen hat. Später folgte eine passive Anpassung an neue Gegebenheiten, die in unserer Zeit in aktive Anpassung überzugehen bemüht ist. Der Weg führt über die Aneignung instrumentaler Mittel, wie im folgenden noch zu zeigen sein wird. Ist es damit aber getan?

Die ökonomische Grundhaltung unserer Zeit könnte sich dabei beruhigen — wäre nicht *der Ökonomismus selbst problematisch geworden*. In den Ladenkassen und auf den Bankkonten feiert er Triumpfe, bei den Denkern ist er bereits erledigt. Kein Weitblickender zweifelt daran, daß mit der Perfektion des modernen Instrumentalismus zugleich seine geistige Überwindung auf dem Programm steht. Wir werden ihn technisch in Vollendung bedienen lernen, um uns geistig-seelisch davon loszumachen; hoffentlich gelingt es. Dem Personalismus des Wirtschaftens wachsen aller Voraussicht nach von dorthin Kräfte zu,

die wir heute noch nicht abschätzen können. Denn *die Befreiung von Arbeitsmühsal und Hunger kann ja nur Befreiung zum Menschen hin bedeuten*, der gewissermaßen neu auf sich zukommt. Mit der fortschreitenden Aneignung technisch-instrumentaler Mittel wird es daher in der Welt des Personalen nicht getan sein. Der edelste Zug der Personalität, die Humanität, gibt die eigentliche Aufgabe auf, wie überhaupt die eigentlichen Aufgaben immer die nicht-materiellen sind. Und da von Wettbewerb gesprochen ist: im Wettbewerb mit dem instrumentalen ist das personale Prinzip des Wirtschaftens nicht hoffnungslos unterlegen — es sei denn, der Mensch gebe sich endgültig der Technik preis.

III. Der Handwerker im Zeitgeschehen

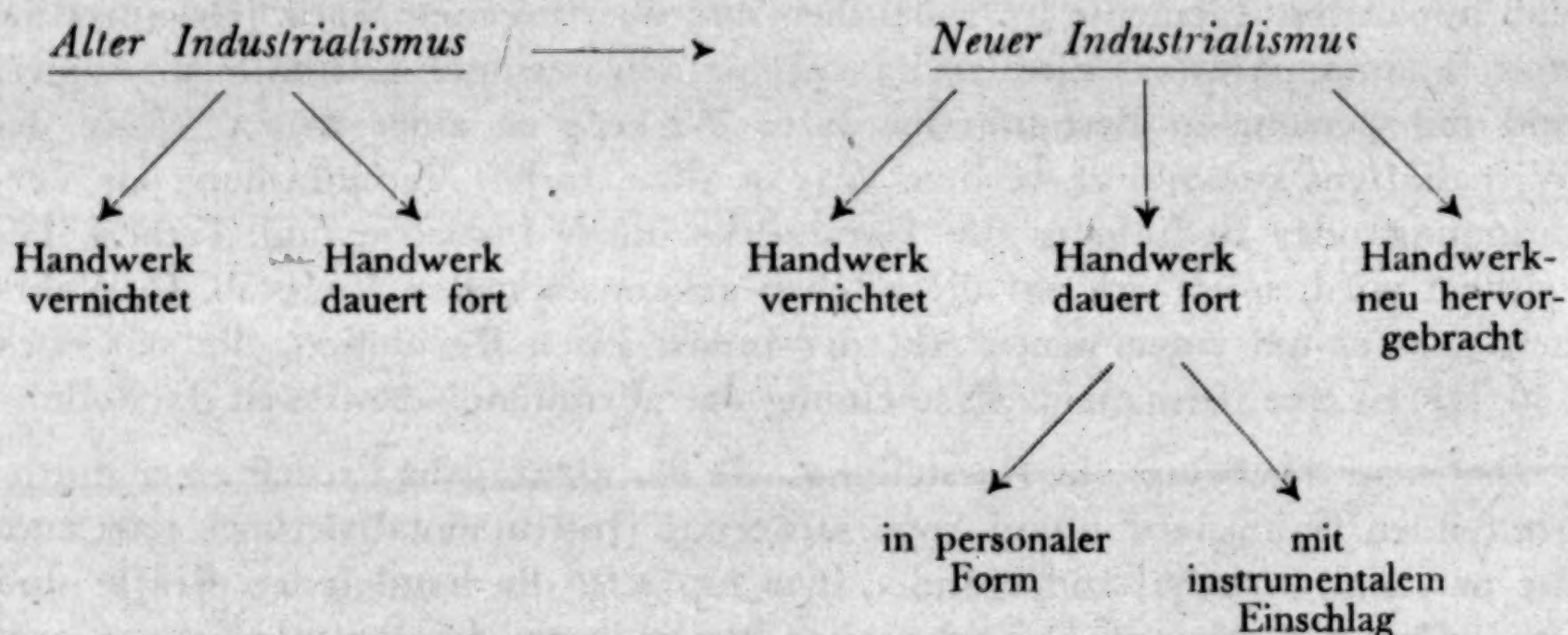
1. Es ändern sich die Zeiten

Die unter ökonomischen Gesichtspunkten entwickelte Wesensschau des Handwerks hat die natürlichen und elementaren Züge des Handwerks in seiner ursprünglichen Subjektform freigelegt. Es sind Züge, die in aller geschichtlichen Wirklichkeit wiederkehren, solange und sofern die Bedingungen des personalen Wirtschaftens gewahrt bleiben. Das war und ist in aller Welt mit einer einzigen Ausnahme der Fall, *alle nichtindustrialisierten Völker und Länder wirtschaften auf personale Weise*. Wo Industrialisierung stattfindet, wiederholt sich in allen Ländern und Völkern der uns bekannte Vorgang, daß ein neuartiges, andersgeartetes Prinzip des Wirtschaftens die bisherigen Verhältnisse überlagert, von innen heraus umgestaltet und die personalen Bereiche an den Rand des Geschehens drängt. Dort wiederholt sich sodann ein zweiter Vorgang, mit dem wir Europäer uns jetzt auseinandersetzen — die *fortschreitende Einschmelzung personaler Bereiche in die Welt des instrumentalen Wirtschaftens* in der Weise, daß apparative Elemente im wörtlichen und übertragenen Sinne (Organisation ist z. B. ein apparatives Element i. ü. S.) von den Personalwirtschaftern rezipiert und mit personalen Bestandteilen ihres Wirkens zu einer neuen Weise des Wirtschaftens kombiniert werden. Was in allzu starker Vereinfachung als Verdrängung oder Bedrohung des Handwerks durch Industrie und Technik bezeichnet wird, spielt sich auf dieser eben gekennzeichneten Linie ab. In Wahrheit geht es um einen neuen Akt der industriellen Revolution, die seit etwa 150 Jahren eine permanente Erscheinung der abendländischen Welt darstellt.

Der neue Akt bringt zur Darstellung, wie der gigantische Prozeß einer durchgreifenden Technisierung und Apparatisierung (Instrumentalisierung) jetzt auch die personal wirtschaftenden Individuen ergreift; die handelnden Kräfte sind von früher her bekannt. Der Schauplatz ist wiederum das zentrale Europa, von welchem das Drama ausgegangen ist. Im Unterschied zu früher vermögen wir als Zuschauer heute die Zusammenhänge der Handlung deutlich zu durchschauen, wir sind inzwischen gewissermaßen mit den Regieanweisungen vertraut geworden. An Spannung hat das Spiel dadurch nichts verloren. Im vorangegangenen Akt hat der technische Industrialismus als Hauptfigur lediglich den Personalismus aus bestimmten Wirtschaftsbereichen hinausgeworfen und in anderen beiseite gedrängt, ohne ihn selbst in seiner Substanz zu treffen. Darauf beruht das Verschwinden zahlreicher Gewerbezweige handwerklicher Prägung auf der einen Seite, der periphere Fortbestand einer ebenfalls großen Zahl auf der anderen. Man hat das nicht zu Unrecht als eine Art säuberlicher Trennung von Industrie und Handwerk aufgefaßt, die aber von keinem langen Bestand sein dürfte. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß eine neue Phase der Veränderung eingesetzt hat, die in anderer Weise als die frühere verläuft.

Es sieht so aus, daß sich die *Zweiteilung der Handwerkszweige in Betroffene und Nichtbetroffene* wiederholen wird, wenn auch auf einer anderen Ebene. Unter Betroffensein ist hierbei folgender Vorgang zu verstehen: Grundsätze

und Verfahren des instrumentalen Technizierens und Wirtschaftens dringen unmittelbar in die Sphäre des Personalen ein und setzen sich dort fest, bemächtigen sich technischer und ökonomischer Elemente des Personalen und drängen sie hinaus, indem instrumentale Elemente an ihre Stelle treten. Hiervon betroffen fühlen müssen sich alle jene Zweige, Hantierungen und Werkstätten, die in irgendeiner Form der Technisierung und Mechanisierung, im weiteren Sinne der Apparatisierung und Institutionalisierung zugänglich sind, sei es auch nur auf kurze Strecken und in geringer Dosierung. Zu den Nichtbetroffenen dürfen sich jene zählen, deren Subjektcharakter durch nichts erschüttert werden kann oder die sich in der Lage befinden, ihn erfolgreich gegen äußere Einflüsse abzuschirmen. Neben dieser zweigeteilten Entwicklung läuft der von früher bekannte Vorgang weiter, daß anfällige Zweige und selbständig ausgeübte Berufe einfach ausgehöhlt, zertrümmert und beseitigt werden können. *Die Genesis der Handwerksbedrohung durch vereinigte technisch-ökonomisch-gesellschaftliche Kräfte des alten und neuen Industrialismus* würde dann im Schema etwa so aussehen:



Der Siegeszug des technisch geprägten Instrumentalismus, von der Fabrik als industrieller Ausdrucksform herkommend, hat nun also auch die bis vor kurzem davon unberührten Träger des personalen Wirtschaftens erfaßt: die Bauern- und die Handwerkerschaft. Diese *zweite große gesellschaftliche Phase des eindrucksvollen Vorganges* läuft sehr viel schneller ab als die erste; inzwischen haben die abendländischen Völker, zu denen hier auch die Nordamerikaner zählen, gelernt, den technischen Fortschritt in Virtuosität zu handhaben. Ein dritter personaler Bereich steht unmittelbar vor der Aufschließung ins Instrumentale — die Haushaltswirtschaft. Inzwischen stürmt die Entwicklung im Heimatbereich des Instrumentalismus, dem „industriellen Sektor“, und in seinem Appendix, dem Verkehrsbereich, bereits zu neuen Wirklichkeiten voran. Es scheint wenig damit gewonnen zu sein, die technische Apparatisierung des häuslichen, handwerklichen und bäuerlichen Bereiches — *Haus, Hof und Werkstatt sind die Symbole für personales Wirtschaften in ursprünglichen Formen* — mit Industrialisierung gleichzusetzen und demzufolge vom industrialisierten Handwerk, von der industrialisierten Landwirtschaft und dem industrialisierten

Haushalt zu sprechen. Vielmehr dürfte es sinnvoller sein, die Ursprungsbereiche des menschlichen Wirtschaftens (Haus, Hof und Werkstatt) in ihrer eigenständigen Wertigkeit zu belassen und verdeutlichend von technisiertem oder instrumentalem Handwerk usw. zu sprechen. Schließlich hieße es jeden Erkenntnisweg zu differenzierten wirtschaftlichen Gebilden verschütten, wollte man die moderne Volkswirtschaft als eine einzige riesenhafte Fabrik betrachten. Die Fabrik ist ein Kunstgebilde unserer Zeit, außerhalb ihrer Mauern wird in den natürlichen Zusammenhängen des Hauses, des Hofes und der Werkstatt gewirtschaftet.

Vor unseren Augen vollzieht sich ein breitangelegter und tiefgestaffelter *Übergang von personalem zu instrumentalem Handwerk*. Die Ursachen sind eindeutig technischer Natur, die Wirkungen pflanzen sich strahlenförmig in das Wirtschaftliche und Gesellschaftliche hinein fort. Überall sind Veränderungen und Wandlungen zu spüren, das vielhundertjährige Gefüge des Handwerkskörpers ist in Bewegung geraten. Wir vermögen das Neue und Neuartige an den äußeren Merkmalen abzulesen, die uns die empirische Handwerksforschung vermittelt: wachsende Verwendung maschineller Einrichtungen und mechanischer Kräfte, steigende Beschäftigung handwerksfremder Arbeitskräfte, zunehmender Kapitaleinsatz, Änderungen der Erzeugnisse und Leistungen, Verschiebungen im Kundenkreis vom privaten zum gewerblichen Abnehmer, wachsende Betriebsgrößen, Standortverlagerungen, Konzentration der Arbeitsstätten und institutionelle Verfestigung der technischen und wirtschaftlichen Apparatur. Aus den Ergebnissen der Wesensschau vom Handwerk ist einsichtig geworden, daß es sich hierbei um Folgeerscheinungen und Auswirkungen, um Ausdrucksformen eines strukturellen und habituellen Wandlungsprozesses handelt, der in der Richtung zum instrumentalen Prinzip verläuft. Einsichtig wird damit auch, daß die neuen Erscheinungs- und Ausdrucksformen nicht gegen das Handwerk sprechen, obwohl sie früher unbekannt waren. Weshalb sollte so vieles andere wandlungsfähig sein, das Handwerk nicht?

An dieser Stelle der Gedankenführung ist deutlich zu spüren, daß ein dramatischer Punkt erreicht ist. *Gibt sich das Handwerk, indem es sich wandelt, auf?* Beahlt es seine Anpassungsfähigkeit mit dem Verzicht auf seine Wesensart? Muß es in seiner alten Form Selbstmord begehen, um in neuer Gestalt weiterleben zu können? Auch hier liegt die Parallele mit dem Bauerntum auf der Hand. In beiden Fällen dürfte die Fragestellung als solche zu bereinigen sein, um zu einer sinnvollen Antwort zu gelangen. Es ist zu einer fast unausrottbar gewordenen Gewohnheit geworden, Fragen des Handwerks — bewußt oder unbewußt — in der historischen Perspektive zu sehen. Meine dringenden Vorstellungen, hiervon nunmehr abzulassen und die gegebenen Tatsachen als Ausgangspunkt weiterer Überlegungen zu sehen, haben noch keine sichtbaren Wirkungen erzielt. Ich sehe aber keinen anderen Weg, mit dem Problem der modernen Handwerksexistenz wissenschaftlich fertig zu werden, als diesen: diese Existenz mit historischer Unbefangenheit zur Kenntnis zu nehmen, die historisierenden Methoden ad acta zu legen und von der Sache (nicht vom tausendjährigen Werdegang) her zu denken. Denkt man von der Sache her, dann

sieht man sich veranlaßt, den unhistorischen Gründen und Hintergründen für die Existenz eines modernen Handwerks nachzugehen, die folglich in der Gegenwart selbst liegen müssen. Von einer ökonomischen Wesensschau des Handwerks her können sie aufgedeckt werden, was im vorangehenden Teil versuchsweise geschehen ist.

Die wichtigste Einsicht daraus besagt, daß der natürliche Existenzgrund für handwerkliches Wirken (technisch und ökonomisch gesehen) in der Personalität wirtschaftlicher Vorgänge und Beziehungen zu suchen ist, sei es in welcher historischen Situation immer. Jene (die Personalität) ist der primäre Sachverhalt, diese (die historische Situation) der sekundäre. Damit ist das Handwerksproblem ökonomisch faßbar gemacht und aus der historischen Verkleidung befreit. Die wissenschaftliche Aufgabe besteht nunmehr darin, vom ökonomisch gesetzten Ausgangspunkt her folgerichtig weiterzudenken und die Erscheinungsformen des personalen Prinzips in Technik, Wirtschaft und Gesellschaft der Gegenwart aufzudecken, zu beschreiben und zu erklären. Diese Aufgabe ist nicht nur für das Handwerk, sondern für alle Ausdrucksformen und Anwendungsbereiche des personalen Wirtschaftens gestellt, wobei daran zu erinnern wäre, daß personale Elemente den gesamten modernen Industrialismus durchziehen. Mit einer Problemstellung dieser Art ist zugleich die stoffliche und methodische Isolierung des Handwerksproblems (und seiner wissenschaftlichen Erforschung) beseitigt und die *Integration der Individualwirtschaftler in die moderne Wirtschaftswelt und Wirtschaftslehre* vollzogen. Der theoretischen Bewältigung der Handwerkserscheinung in den Sozialwissenschaften stehen keine grundsätzlichen Hindernisse mehr im Wege.

Die wissenschaftlichen Bemühungen um die Klärung des zeitgenössischen Handwerksproblems bilden künftig einen Beitrag zur theoretischen Erklärung des Gesamtverlaufes abendländischer Wirtschaftsentwicklung über die vorwiegend historisch gefaßten Markierungspunkte des modernen Kapitalismus (Sombart) hinaus. Nicht mehr der kapitalistische Erwerbstrieb ist die maßgebliche Antriebskraft der Entwicklung, wie es über ein Jahrhundert lang der Fall gewesen ist. Die *Selbstentwicklung des technisch inaugurierten Instrumentalprinzips muß heute als die bewegende Kraft moderner Wirtschaftssysteme angesehen werden*, daher sind kapitalistischer und sozialistischer Industrialismus in den Grundformen gleich. Das Technische ist zum verbindlichen und verbindenden Grundprinzip aller modernen Industriewirtschaften geworden, das Gesellschaftliche und Politische bringen lediglich äußere Abwandlungen des Grundsachverhaltes zustande. Damit ist auch der Irrtum widerlegt, die sozialistische Prägung des Industrialismus stelle eine geschichtlich höhere Form desselben dar, als die kapitalistische, als müsse und könne eine Ausdrucksform die andere „überwinden“. Die andere Form braucht keine höhere und bessere zu sein, sie ist lediglich anders. Handwerk und personales Wirtschaften sind als potentielle Möglichkeiten im einen System ebensogut vorgegeben wie im anderen, nur der Grad der Realisierung ist verschieden. Man weiß, daß es politischer Vorsätze und gewaltsamer Maßnahmen bedarf, um die personalen Elemente des Wirtschaftens aus dem Strukturgefüge moderner Industrialismen

zum Verschwinden zu bringen. Von selbst verschwinden sie nicht. Eingehende Untersuchungen werden zu klären haben, wie, unter welchen Bedingungen usw. die polaren Beziehungen zwischen personalen und instrumentalen Kräften und Sachverhalten im Innern der modernen Wirtschaftsgebilde sich gestalten.

Der empirischen Handwerksforschung ist aufgegeben, mit statistischen und beschreibenden Mitteln klarzustellen, wie die äußeren Veränderungen einzel- und gesamtwirtschaftlicher Art im Handwerksbereich sich vollziehen und zu welchen Ergebnissen sie führen. Sichtbar führt die Entwicklung vom Grundtyp des personal wirtschaftenden Einzelnen fort in die Regionen höherer Instrumentalität. Das weithin erkennbare Merkmal dafür ist die *Umwandlung der Werkstatt zum Betrieb*. Zwar geht der Symbolwert der Werkstatt hierdurch nicht völlig verloren, solange eben Werkstattelemente die handwerkende Tätigkeit kennzeichnen. Der Realwert der Werkstatt verflüchtigt sich proportional zur Instrumentalisierung des handwerkenden Schaffens, die Beurteilung des Vorganges ist verschieden. Der Formgestalter (vgl. die Schriften von W. Hegemann) wird bemüht sein, soviel Werkstattcharakter wie möglich zu retten und neu zu fundieren. Der Volks- und Betriebswirt wird die Herausbildung „richtiggehender“ Betriebe begrüßen, denn sie ermöglichen ihm ein immer zuverlässiger und exakter werdendes wissenschaftliches Arbeiten. Und der Handwerksmeister selbst? Er sieht sich in eine Welt sog. Zwangsläufigkeiten hineingestellt, die er als einzelner überhaupt nicht beeinflussen kann. Inwieweit das politischer Intervention möglich sein wird, ist eine offene Frage.

In jedem Falle wird es nützlich sein, die veränderten und sich verändernden Zeitverhältnisse mit den Augen der Gegenwart zu sehen, ohne dabei zeitblind zu werden. Forsches Drauflosmodernisieren dürfte im Handwerksbereich nicht minder einseitig sein als traditionsbeflissene Herkömmlichkeit. Vor allem tut das Bewußtsein not, Repräsentant einer Wirtschaftsweise eigener Prägung zu sein und in dieser Haltung die Wirklichkeit nicht nur zu erdulden, sondern aktiv mit zu gestalten.

2. . . . und wir mit ihnen

Angesichts der gekennzeichneten Situation kann die Frage aufkommen, welches nun „der richtige Handwerker“ sei — jener alten Schlages und ursprünglicher Prägung oder dieser neue Typ, der einem neuzeitlichen Betrieb vorsteht und häufig gar nicht mehr „selbst mitarbeitet“? Auch hier dürfte es so sein, daß die Frage selbst falsch gestellt ist, weshalb eine befriedigende Antwort nicht möglich erscheint. Gehen wir von einer bekannten Tatsache aus: Die *Ausfächerung der Tätigkeit des Handwerks in eine immer größer werdende Zahl von Berufssparten* ist von der Erscheinung begleitet, daß die fachlichen Differenzierungen der Berufe immer stärker werden. Das geschieht nicht planlos-zufällig und regellos, sondern vollzieht sich nach Systemgründen, die noch aufzudecken und wissenschaftlich zu erklären sind. Piest hat unter dem Gesichtspunkt der technischen Genesis die Einteilung in Ursprungs- und Folgehandwerke oder Primär- und Sekundär-Handwerke gefunden, wobei als Bezugspunkt die industrielle Revolution gesetzt ist. Was vorher bestand, gilt als Pri-

märhandwerk, das aus dem industriellen Prozeß hervorgegangene Handwerk als Sekundärhandwerk. Die weitere Vertiefung des Gedankens wird dazu führen, den Bezugspunkt in den Bereich des Handwerks selbst zu verlegen und die technologische Milieutheorie durch eine techno-ökonomische Wesenslehre zu ergänzen. Die Entwicklung ist aber bei der progressiv differenzierenden Ausfächerung nicht stehen geblieben, sondern wird von zwei Nebenströmungen begleitet, deren Hinzunahme erst die volle Wirklichkeit erschließt. Und zwar hat man es einmal mit dem Prozeß einer *Ausformung der Handwerkstätigkeit in verschiedene Richtungen* (Produktion, Pflege, Dienste usw.) zu tun, zum anderen mit der *Aufstockung in Betriebsgrößen mit unterschiedlicher innerer Struktur*. Diese drei Vorgänge zusammen genommen ergeben die außerordentliche Vielfalt in den Erscheinungsformen des heutigen Handwerks, welche die Verwendung einheitlicher Begriffe und Leitbilder für diesen Bereich nur noch in bedingtem Maße zuläßt.

Diese Vielfalt der Berufstätigkeiten und Betriebsverhältnisse läßt den Schluß zu, daß es auch mit der ursprünglichen Einheit im Habitus des Handwerkers, d. h. in seiner handwerklichen Gesamthaltung, nicht mehr aufs beste bestellt sein kann. Wer das Handwerk von heute genau genug kennt, findet diese Annahme bestätigt. Wir haben es seit einiger Zeit mit mehr als einem Typus von Handwerker zu tun, wobei man nicht sagen kann, der eine sei „richtiger“ als der andere. Sie bestehen nebeneinander und bringen die *Tatsache* zum Ausdruck, daß der Grundtyp als ursprüngliche Einheit sich in verschiedene Zeittypen auseinandergefaltet hat, die an Hand der Wesensmerkmale näher bestimmt werden können. Ganz deutlich ist z. B. der kommerziell bestimmte Typus zu erkennen, während der vorwiegend technisch bestimmte Typ in sich zwei verschieden geartete Varianten aufweist: den primär- und den sekundärhandwerklichen. Auch der künstlerisch bestimmte Typ ist leicht zu erkennen. In den technisch orientierten Berufszweigen bringt der Grad der betrieblich vollzogenen Instrumentalisierung in Verbindung mit der Mechanisierung von Arbeitsvorgängen unterschiedliche Ausprägungen des handwerklichen Habitus hervor, die sogar äußerlich (in physiognomischer Weise) erkennbar sind. Das führt zu der Einsicht, daß sich in den heute wirkenden Repräsentanten des Handwerks verschiedene Erscheinungsformen des Grundphänomens Handwerk realisieren, das sich im Gesamtbild der Geschichte als erstaunlich anpassungs- und wandlungsfähig erweist. Es ist an anderer Stelle bereits einiges hierzu gesagt. Ein ähnliches Nebeneinander unterschiedlicher Zeitformen eines Grundtyps findet sich übrigens in anderen Wirtschaftsbereichen ebenfalls; das beeinträchtigt die Aussagefähigkeit genereller Urteile über wirtschaftliche Sachverhalte in merklicher Weise.

In den neuzeitlichen Handwerksbetrieben wirtschaftet teilweise ein anderer Handwerkertyp als der frühere, den genau zu bestimmen bisher nicht gelungen ist. Man weiß aus den Bemühungen um die statistische oder organisatorische Abgrenzung des Handwerksbereiches, wie schwierig es ist, brauchbare Merkmale zur Kennzeichnung wirtschaftlicher Gebilde zu finden, die sich im Stadium struktureller Wandlung befinden. Den früheren Gepflogenheiten entsprechend

wird dabei fast ausschließlich auf äußere, sichtbare und greifbare Merkmale gesehen, kaum auf innere Wesenszüge und ihre konstitutive Bedeutung. Äußere Merkmale solcher Art sind etwa: die Zahl der Beschäftigten, der installierten Pferdekkräfte, die Art der Maschinen und des Fertigungsprozesses, die Höhe der Kapital-Ausstattung, die kaufmännische Betriebsorganisation und dergl. mehr. Hierzu ist deutlich geworden, daß es sich größtenteils um abgeleitete Merkmale handelt, die ein bestimmtes Entwicklungsstadium im Wesensgefüge des Betriebsgebildes anzeigen und verdeutlichen. Sie lassen Rückschlüsse auf grundsätzlich gegebene Sachverhalte zu. Diese Sachverhalte werden in der Regel andere sein, als sie von früher her bekannt sind. Es muß daher versucht werden, das *Anderssein in den Grundsachverhalten* aufzudecken, um den äußeren Merkmalen das zutreffende Gewicht zumessen zu können. Die Frage ist, in welcher Richtung die Grundsachverhalte zu suchen sind.

Nun — einer davon steht außer jedem Zweifel: die Person des Handwerkers selbst, der Handwerker als wirtschaftendes Individuum. Um ihn dreht sich die ganze Handwerkerei, er ist das A und O alles Handwerkens schlechthin. *Was ist aus dem Handwerker selbst geworden*, der da in personaler Weise technische Leistungen vollzieht und sie wirtschaftlich selbständig verwertet? Ist er noch der frühere Typus oder ist er es nicht mehr? Und falls er es nicht mehr sein sollte — welchen Typus verkörpert er heute und wie ist es dazu gekommen? Es ist offenkundig, daß das handwerkende Subjekt Einflüssen der verschiedensten Art unterworfen ist, auf welche es seinen Anlagen gemäß reagiert. Dabei ergeben sich die unterschiedlichsten Wirkungen habitueller Art, die sich an den Trägern der Handwerksberufe, an ihrer beruflichen Tätigkeit und an ihren Werkstätten oder Betrieben im einzelnen studieren lassen. Dabei kann nicht übersehen werden, daß ein großer Teil auch unter neuzeitlichen Bedingungen zu der herkömmlichen Haltung hin- oder zurückstrebt, von der eingangs dieser Abhandlung gesprochen ist. Andere sind der hominellen Ausgangslage des Personalwirtschafters im ursprünglichen Sinne entwachsen und verkörpern neue Spielarten des Handwerksmenschen, wobei sich eine bemerkenswerte Tatsache ergibt: die Angehörigen der (im technischen Sinne sogenannten) Folgehandwerke erweisen sich (im allgemeinen) als wandlungsfähiger und wandlungsfreudiger als jene der Ursprungshandwerke — was aus verschiedenen Ursachen zu erklären ist. Davon ist hier nicht weiter zu sprechen.

Unter den Einflüssen, die auf die *Herausformung handwerkender Menschen anderer Prägung* hinwirken, scheinen mir die beiden wichtigsten untereinander in enger Verbindung zu stehen. Darunter ist einmal die allgemein zu beobachtende Erscheinung zu verstehen, daß die jüngeren Generationen habituell sich deutlich von den älteren unterscheiden. Die letzten zwei bis drei Jahrzehnte haben eine Jugend von anderer geistig-seelischer Haltung hervorgebracht, als sie den älteren zu eigen war und von ihnen noch heute gelebt wird. Was unter den zahlreich auftretenden Veränderungen hier im besonderen interessiert, ist eine gewandelte Einstellung der jüngeren Handwerkerjahrgänge zu technischen, kommerziellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlich-politischen Fragen. Die Aufgeschlossenheit gegenüber technischen und kommerziellen An-

liegen ist größer geworden, das ökonomisch-rechenhafte Denken ist schärfer entwickelt und ausgeprägt, die gesellschaftlichen und politischen Auffassungen entfernen sich zusehends — in Verbindung mit dem übrigen Wandel — von Traditionalismen aller Art. Wer das alte Handwerk kennt und mit jungen Handwerkern spricht, bekommt eine deutliche Vorstellung von dem Ausmaß und der Intensität dessen, was hier andeutungsweise gemeint ist. Die spezifisch handwerkliche Berufshaltung, lange Zeit hindurch als nahezu unveränderlich betrachtet, macht unter unseren Augen bemerkenswerte Veränderungen durch. Vieles spricht dafür, daß diese veränderte Grundhaltung, die eine allgemeine Zeiterscheinung darstellt, an welcher die Handwerker wie jede andere Berufsgruppe teilnehmen, bei ihnen noch eine spezifische Sonderwirkung entfaltet. Es scheint so, als seien die jüngeren und jungen Handwerker auf dem Untergrund der modernen Gesamthaltung für eine *Umprägung personaler Berufselemente in der Richtung zum Instrumentalen* besonders disponiert. Mit einem äußerlichen Sachverhalt gekennzeichnet: wer Neigung verspürt, sich technisch-konstruktiv oder kaufmännisch-unternehmerisch zu betätigen, braucht nicht mehr unbedingt zur Industrie oder zum Handel zu gehen. Das Handwerk bietet ihm in wachsendem Maße Gelegenheit, solche Tätigkeiten in wirtschaftlicher Selbständigkeit auszuüben. Die Anforderungen und Möglichkeiten neuzeitlich gewandelten Wirtschaftens stoßen im Handwerksbereich auf wachsende Bereitschaft und steigendes Bedürfnis, solchen Anforderungen gerecht zu werden und gegebene Möglichkeiten zu realisieren. Wenn nicht alle Anzeichen täuschen, bereitet sich ein betrieblicher Ausleseprozeß vor, bei welchem das instrumentale Prinzip primär selektive Wirkungen entfaltet. Die Auswirkungen können für den volkswirtschaftlichen Status des Gesamthandwerks von weittragender Bedeutung sein.

Unter den Ausdrucksformen, in welchen sich der Wandel vollzieht, ragt sichtbar diese hervor: *Das Manuelle des Handwerks verliert an Gewicht, intellektuelle Züge treten stärker hervor.* Damit ist schlagwortartig ein Komplex von Veränderungen umschrieben, welche die Handwerksexistenz in ihren Grundfesten berühren. Aus früheren Darlegungen ist bekannt, welche Bedeutung dem empirisch-manuell-werkzeughaften Grundcharakter des Handwerks in seiner ursprünglichen Form zukommt. Mit dem Zurücktreten des manuellen Charakters und der Ablösung von Handwerkszeug durch Maschinenwerkzeug und ähnliche Dinge büßt auch die Werkstoff-Erfahrung des Handwerkers an prägender und formender Kraft ein, und zwar sowohl in subjektiver wie in objektiver Richtung, d. h. im Hinblick auf die Meisterpersönlichkeit und auf die Erzeugnisse seines Wirkens. Handwerksmenschen sind nicht mehr so berufsgeprägt wie früher (Schmied, Fleischer, Maurer), Handwerksleistungen sind es ebenfalls nicht mehr. Neu errichtete Handwerkskammergebäude lassen z. B. in keiner Weise erkennen, daß sie ausschließlich von Handwerksleuten errichtet und eingerichtet sind; hier ist die Angleichung des Handwerklichen an die Ausdrucksformen der Zeit in vollkommener Weise vollzogen.

Auf der Generallinie fortschreitender Intellektualisierung im Technischen wie im Ökonomischen vollzieht sich *die Umprägung der personalen Wirtschaftsweise*

im handwerklichen Bereich. Es zeigt sich, daß die manuelle Betätigung des Personalprinzips nicht die einzige Möglichkeit ist, wenn sie auch als die ursprüngliche betrachtet werden muß. Die handwerkenden Verrichtungen wachsen zu einem guten Teil in eine abgeleitete Form des personalen Wirtschaftens hinein, die Spielraum für die Entfaltung und Betätigung instrumentaler Bestandteile gewährt. Das schließt ein, daß die Übergänge vom einen zum anderen Prinzip dort flüssiger werden, wo sich das manuelle Gebahren als instrumentalisierbar erweist. Die Vorgänge erweisen sich als sehr viel differenzierter, als sie es bei der Einführung der ersten Kraftmaschine gewesen sind. Infolgedessen wird es erforderlich sein, technisch bedingte Sachverhalte auf der einen Seite und ökonomisch bedingte auf der anderen sorgsam auseinanderzuhalten. Um jedes Mißverständnis zu unterbinden: Instrumentalisierung ist ein technischer Sachverhalt, der in verschiedenen wirtschaftlichen Zusammenhängen realisiert werden kann. In Haus, Hof und Werkstatt sind Realisierungsmöglichkeiten neuerdings voll auf gegeben.

Erklärlich wird jetzt auch, weshalb *ursprünglich handwerksfremde Begriffe* wie Betrieb, Unternehmung, Kalkül, Rationalität, Gewinn und viele andere *im Handwerksbereich heimisch werden können.* Vom Wesenscharakter des Handwerks her gesehen, behalten sie ihre „übertragene“ Bedeutung, sie steht der praktischen Anwendung nicht im Wege. Dagegen dürfte es nützlich sein, in der wissenschaftlichen Sphäre nicht planlos und schematisch damit zu verfahren. Dem Handwerk kommt unter den Trägern wirtschaftlicher Verrichtungen auch weiterhin eine eigene substantielle Bedeutung zu. Darauf wird Bedacht zu nehmen sein, wenn es darum geht, die vorstehend entwickelten Gesichtspunkte zur Grundlage eines Systems wissenschaftlicher Erkenntnisse zu machen, das vom wirtschaftenden Menschen her das Wirtschaftsgeschehen erforscht.

Dazu dürfte erforderlich sein, die Grundsachverhalte der verschiedenen Wirtschaftsweisen in ähnlicher Weise zu erkunden, wie es hier in großen Umrissen für das Handwerken in personalen Formen geschehen ist. Die Zahl der Möglichkeiten menschlichen Wirtschaftens ist selbstverständlich begrenzt, und zwar begrenzt auf ganz wenige Fälle. In der Hauptsache geht es um den polaren Gegensatz von personaler und instrumentaler Wirtschaftsweise und die verschiedenen Abarten davon. Als am interessantesten werden sich hierbei die *Mischformen und Übergänge zwischen beiden Grundprinzipien* erweisen, von welchen unsere Gegenwart stark erfüllt ist. Die Wandlungsvorgänge scheinen zunächst in ihrer verwirrenden Vielfältigkeit unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten und die Aussichten, zu einer dynamischen Strukturlehre des modernen Industrialismus zu gelangen, zu vernichten. Bei näherer Prüfung zeigt sich indessen, daß die Schwierigkeiten des gedanklichen Erkennens und Verstehens wirtschaftlicher Vorgänge nicht größer sind als diejenigen des praktischen Handelns darin. Für den Handwerksbereich sind die personalen Merkmale in ihrer ursprünglichen Bedeutung deutlich geworden: Qualität, Individualität, Singularität, Lokalität, Proportionalität, Humanität. Umfang und Grad ihrer Verwirklichung sind im Verlauf der Geschichte keine gleichbleibenden Größen, auch dann nicht, wenn instrumentale Merkmale keine grundsätzlichen Wand-

lungen auslösen. Dieser letztere Fall ist aber seit einiger Zeit unzweifelhaft gegeben. Damit treten neue Merkmale auf den Plan, die ganz eindeutig die dem Instrumentalen adäquaten Züge des Quantitativen tragen. Man spricht im Handwerksbereich schon von ihnen, ohne noch konkrete und zuverlässige Inhalte damit verbinden zu können. Einer heranwachsenden Wirtschaftslehre des Handwerks ist aufgegeben, ohne Preisgabe der Eigenständigkeit des Objekts mit Merkmalen und Begriffen der modernen Handwerksexistenz fertig zu werden wie diesen: Elastizität, Variabilität, Kapazität, Produktivität, Rationalität, Rentabilität — sie sind samt und sonders instrumentaler Natur.

Zum Abschluß noch einige klärende Bemerkungen zum sog. *Funktionswandel im Handwerk*, womit in der Regel ein Wechsel oder Verschiebungen im Tätigkeitsbereich der Handwerker gemeint sind (dem Begriff ist durch willkürliche Anwendung auf unterschiedliche Sachverhalte der konkrete Inhalt genommen). Mit dem Heraufkommen neuer Varianten des Grundtypus Handwerker, dem wachsenden Übergang von manueller zu intellektueller Handwerkstätigkeit und dem Austausch älterer Tätigkeitsbereiche gegen solche neuerer Art — mit diesen Veränderungen im Lebensbereich des Handwerks ist ein gemeinsamer und im Prinzipiellen einheitlicher Sachverhalt gegeben. Die Vorgänge können demzufolge eine gemeinsame und einheitliche Erklärung finden, die Funktionswandlungen in der Sphäre des Handwerks stellen keine zufälligen, aus einem gegebenen Gesamtrahmen herausfallenden Erscheinungen dar. Das Erklärungsprinzip ist im dynamischen Kräftespiel zwischen personaler und instrumentaler Komponente des modernen Industrialismus zu suchen. Dort stellt sich heraus, daß der Instrumentalismus des modernen Wirtschaftens (mit der modernen Technik als Triebkraft) fortgesetzt personale Bereiche des Wirtschaftens an sich zieht und sich einverleibt, ohne doch das personale Grundprinzip alles Wirtschaftens gänzlich vertilgen und auslöschen zu können. Da der Mensch als Subjekt sein Recht haben will, müssen subjektbezogene Vorgänge des Wirtschaftens bleiben, ja — sie müssen an wechselnden Stellen des instrumentalen Apparates neu zugelassen werden. Deshalb gehen in den modernen Volkswirtschaften die Anteile der Produzierenden an der Volkszahl ständig zurück und nehmen die Anteile der Verteilenden, Dienstleistenden und Verwaltenden ständig zu. Die ersteren überlassen in wachsendem Maße das technische Produzieren der (instrumental wirkenden) Maschine; die letzteren bemächtigen sich in wachsendem Maße der (personal gearteten) Vermittlung zwischen der Güterfülle auf der einen Seite, der Menschenfülle auf der anderen. Dazu kommt die Gleichung: mehr Güter = mehr Wohlstand, die ebenfalls in die Richtung personaler Wirtschaftsrichtungen weist.

Subjektbezogene Vorgänge des Wirtschaftens werden in personaler Weise bewältigt und sind demzufolge dem Handwerk gemäß. Ergibt sich aus irgendwelchen Gründen (technischer, wirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Natur) nach ihnen keine Nachfrage mehr, so muß auch das Angebot darin unterbleiben. In diese oder ähnliche Situation sehen sich seit Menschengedenken produktionsell arbeitende Handwerkszweige und -berufe immer wieder versetzt. Sie ziehen sich aus dem bis dahin innegehabten Tätigkeitsbereich zurück, indem sie ent-

weder eingehen oder in andere Verrichtungen ausweichen. Das Verhalten der letzteren läßt sich mühelos auf eine einfache Formel bringen: sie ziehen der Herausbildung anderer subjektbezogener Vorgänge des Wirtschaftslebens nach und ergreifen die Gelegenheiten, wo sie sie finden. Die Möglichkeit dafür besteht grundsätzlich in allen Bereichen des Wirtschaftens, denn überall sind Subjektbeziehungen potentiell oder effektiv vorhanden und *nirgends läßt sich das menschliche Dasein total instrumentalisieren*. Folglich wendet sich personales Handwerk im Zuge der Gesamtentwicklung alten und neuen Betätigungen zu, die ihm gemäß sind: in der Gütererzeugung, der Güterpflege, der Gütervermittlung und in den volkswirtschaftlichen Diensten aller Art. Überall dort wird es verdrängt und hört auf, wo die Personalität des Wirtschaftens als Grundvoraussetzung schwindet und hinfällig wird.

Der große Trend in der Selbstverwirklichung des instrumental geschaffenen Industrialismus verläuft natürlicher- und auch logischerweise in der Richtung zur instrumentalen Perfektion. Innerhalb dieser Grundrichtung besteht eine Gegenentwicklung, die das personale Prinzip des Wirtschaftens an den verschiedensten Stellen neu aufleben läßt. Auch diese *ständige Gegenbewegung* weist einen einheitlichen Trend auf, dessen Richtung sich aus der Erfahrung sowohl als auch theoretisch bestimmen läßt. Der zweite Trend weist eindeutig in die Richtung des ersten und bildet eine parallele Erscheinung dazu: innerhalb des Personalbereichs findet eine fortgesetzte Umschichtung der wirtschaftenden Subjekte aus der produktionellen Sphäre in die nachgeordneten Bereiche des Wirtschaftens statt. Das bedeutet für das Handwerk ganz konkret: weiterer Rückzug aus der Güterfertigung und verstärkte Hinwendung zur Güterpflege, zur Gütervermittlung und zu den Dienstleistungen aller Art. Dort (in der Fertigung) ist nämlich das instrumentale Produzieren im Vormarsch, während hier ein initiatives Handeln des einzelnen immer wieder neuen Chancen begegnet. *Allerdings ist Initiative vonnöten*, denn die Dinge regeln sich um so weniger von selbst, je mehr sie von dem Zutun der Menschen abhängen. Selbstverständlich haben solche gesamtwirtschaftlichen Umschichtungen nichts mit einem „Herabsinken“ von Gewerbebezügen und Berufstätigkeiten auf niedrigere Stufen zu tun. Wo sich die Zeiten ändern, und mit ihnen die Menschen, dürfen es auch ihre Hantierungen tun.

Hinweise zum Schrifttum

Zur ökonomischen Wesenslehre vom Handwerk

- Wernet, W.: Neuere Ergebnisse der Handwerksforschung. — Alfeld/L. (Dobler) 1955.
Personales und instrumentales Wirtschaften. Problemfaltung und Problemdiskussion in der Gewerbeforschung, speziell im Handwerksbereich. — Berlin (Schmollers Jahrbuch, 76. Jg.) 1956.

Zur Philosophie des Handwerks

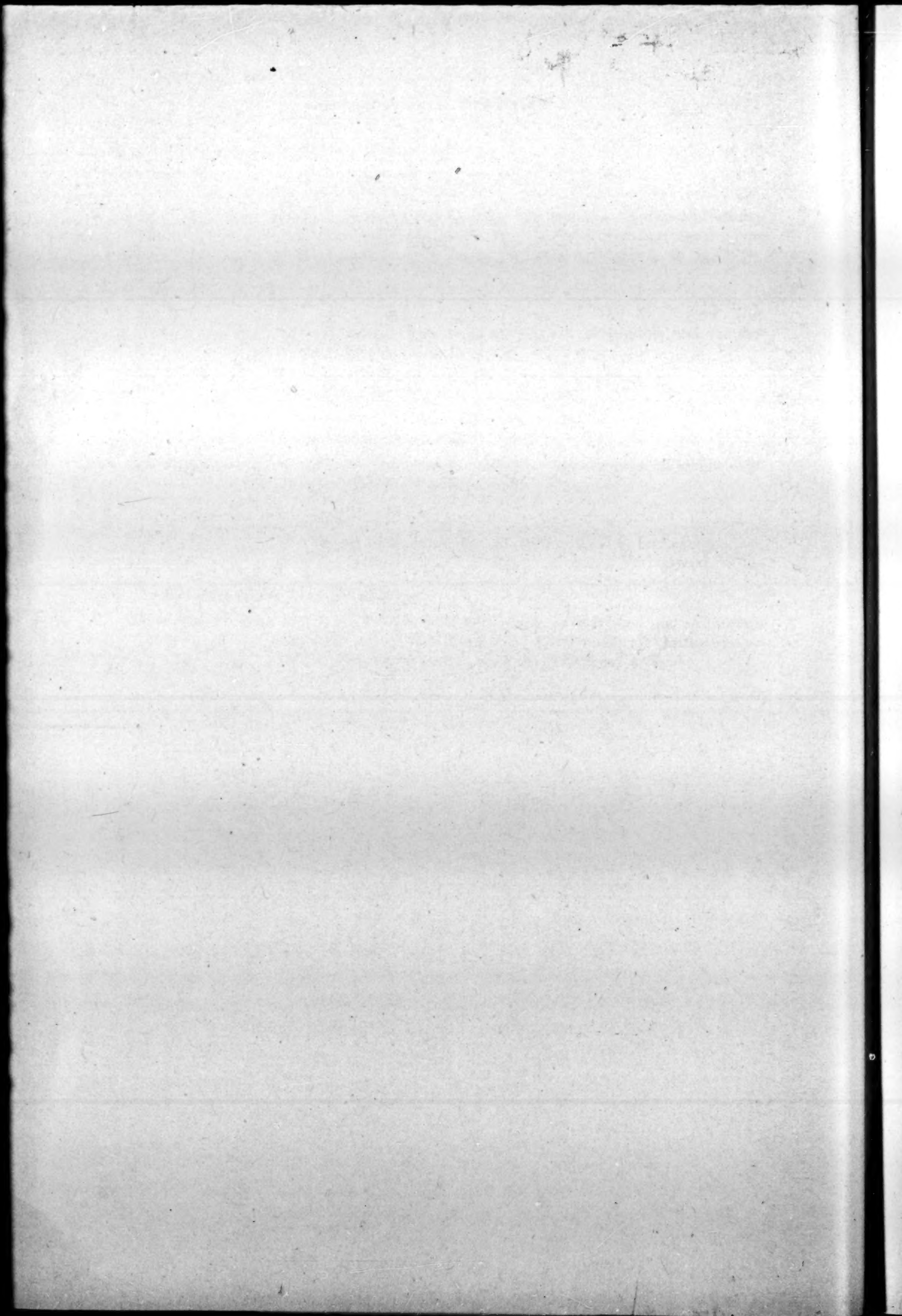
- Gatz, K.: Das unverlorene Tagewerk. Gedanken zur Philosophie und Ordnung der Arbeit, verdeutlicht am Handwerk und an der Technik. — München (Callwey) o. J. (1951).
Heinrich, W.: Die gesellschaftlichen Funktionen des Gewerbes. — Bern (Schweizerischer Gewerbeverband) 1953.
Adamitische und kainitische Wirtschaft. — Graz (Gloria Dei) 1950.
Kükelhaus, H.: Urzahl und Gebärde. Grundzüge eines kommenden Maßbewußtseins. — Berlin (A. Metzner) 1934.

Zur Berufsethik des Handwerks

- Bienert, W.: Die Arbeit nach der Lehre der Bibel. Eine Grundlegung evangelischer Sozialethik. — Stuttgart (Evangel. Verlagswerk) 1954.

Zur Formgestaltung im Handwerksbereich

- Hegemann, H. W.: Das Problem der handwerklichen Formgebung im technischen Zeitalter. — Die Stellung des Handwerks als formgebender Faktor in unserer Kultur. — o. O. (München) 1956.



Studienhefte der Evangelischen Akademie
Rheinland-Westfalen, Iserlohn

Nr. 5/6

2.

Grundriß einer
Evangelischen Sozialethik
für den Handwerker

von

Walther Bienert
Pfarrer, Lic. habil., Dr. phil.

Lehrbeauftragter am Berufspädagogischen Institut Köln

Haus Ortlohn 1956

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	73
I. <i>Begriffsbestimmung und Problemstellung</i>	
Vorbemerkung	75
1. Das Selbstverständnis des Handwerks	75
2. Die Problematik Christ — Handwerker	78
3. Die Hilfe der Theologie für den Handwerker	80
II. <i>Die biblischen Strukturelemente des Handwerks</i>	
Vorbemerkung	84
1. Die Gottbezogenheit des Handwerks	84
2. Die Gemeinschaftsbezogenheit des Handwerks	88
3. Die Sachbezogenheit des Handwerks	90
III. <i>Die Bedeutung des Schöpfungsglaubens für das Handwerk</i>	
Vorbemerkung	92
1. Das Handwerk als Existenzgrundlage	92
2. Das Handwerk als gestaltendes Schaffen	94
3. Das Handwerk als Mühsal und Segen	96
IV. <i>Der Handwerker unter dem Kreuz</i>	
Vorbemerkung	98
1. Das Kreuz macht den Handwerker zum Christen	98
2. Das Kreuz macht den Handwerker zum Bruder	103
3. Das Kreuz macht den Handwerker zum Kreuzträger	104
V. <i>Die Begründung für das Sozialethos des christlichen Handwerkers</i>	
Vorbemerkung	107
1. Die Freiheit zum Wandel im dankbaren Dienst gegen Christus ...	108
2. Das Leben in der Erwartung der Gottesherrschaft	111
3. Das Leben im Dienst an den Mitmenschen (Sozialimperativ)	119
VI. <i>Das sozialetische Handeln des christlichen Handwerkers als Handeln in dienender Liebe</i>	
Vorbemerkung	126
1. Das Handeln aus der Freiheit von Dämonien (1. Gebot)	127
2. Die Wahrhaftigkeit im beruflichen Handeln (2. Gebot)	129
3. Die Arbeit als dienende Funktion (3. Gebot)	131
4. Die Treue in der Tradition des Berufsethos (4. Gebot)	135
5. Die Gewissenhaftigkeit handwerklicher Arbeit (5. Gebot)	137
6. Die Achtung des anderen Geschlechts im Berufsleben (6. Gebot) ...	138
7. Recht und Grenze des Eigentums bei ehrlicher Preis- und Lohn- gestaltung (7. Gebot)	140
8. Die Achtung der Kollegen und anderen Berufe (8. Gebot)	144
9. Die Überwindung der Habgier durch Glaubensgenügsamkeit (9. und 10. Gebot)	146
VII. <i>Der Handwerker in der Kirche</i>	
Vorbemerkung	149
1. Das Berufs-Apostolat des Handwerkers	149
2. Die Kirche als bergende Gemeinschaft für den christl. Handwerker	154
3. Der soziale Frieden für und durch den Handwerker	157
Schlußwort	160

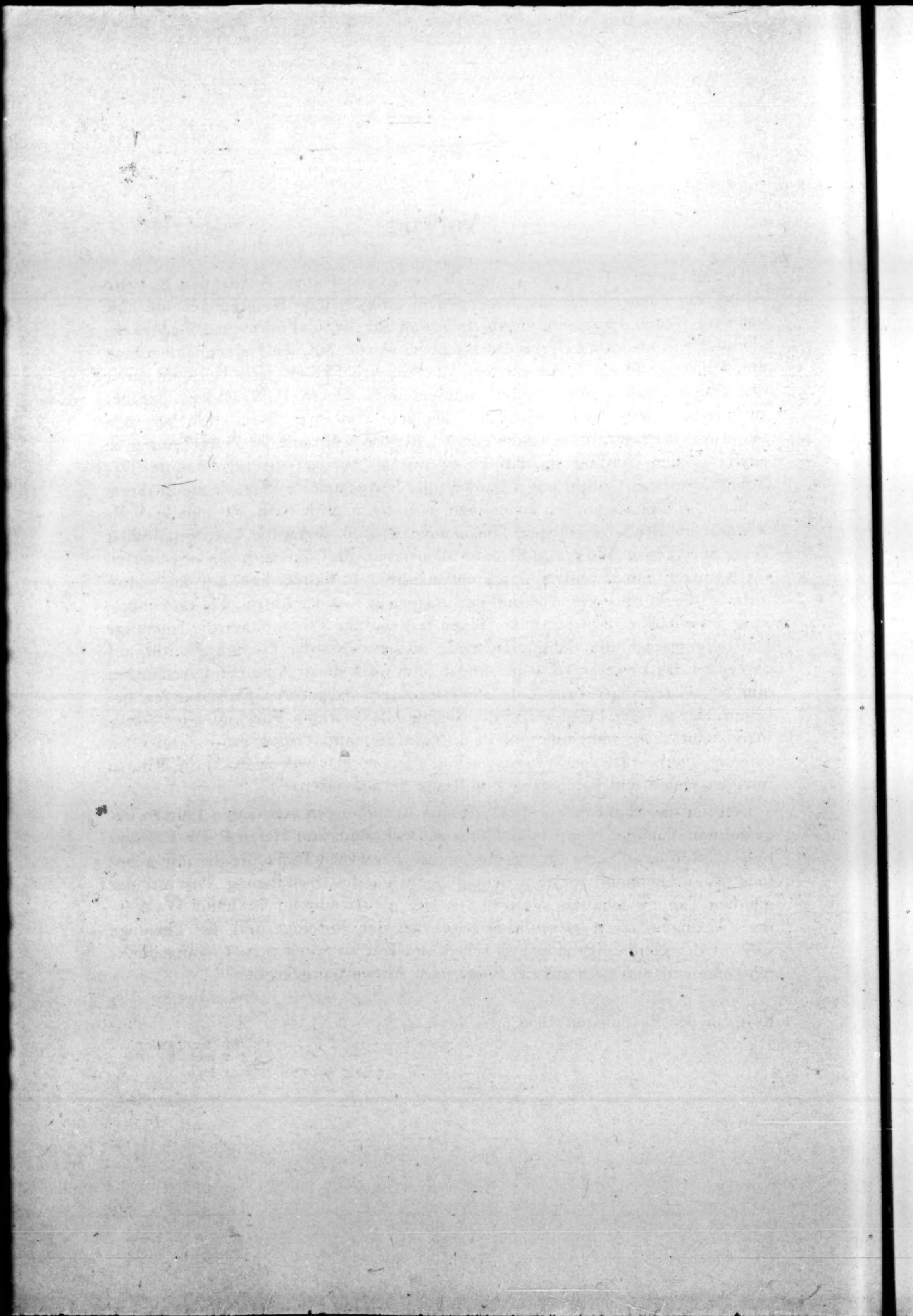
Vorwort

Die so überaus fruchtbare Tätigkeit der Evangelischen Akademien gab den Anlaß zur Niederschrift der folgenden in langjährigen Bemühungen um eine aus dem Neuen Testament erhobene Sozialethik herangewachsenen Gedankengänge. Denn als ich im Herbst 1955 gebeten wurde, auf der Tagung „Forschung und Führung“ in der Evangelischen Akademie zu Hemer (jetzt Iserlohn) unter der Obhut ihres verdienstvollen Studienleiters, Herrn P. W. Becker, darüber zu sprechen, was die evangelische Theologie von ihrer Sozialethik her dem Handwerk zu sagen habe, wuchs mir das Referat während der Ausarbeitung zu einem solchen Umfang an, daß ich es nur im Auszug vortragen konnte. Das Echo, das meine Ausführungen fanden, und der geäußerte Wunsch, sie in ihrem vollen Umfang zugänglich zu machen, ermutigen mich dazu, sie nun vervollständigt im Druck vorzulegen. Um meinen Ausführungen die Ursprünglichkeit des gesprochenen Wortes nicht ganz zu nehmen und um auch die erweiterten Darlegungen einem weiten Leserkreis zumutbar zu halten, habe ich das Ganze nicht in die Form einer Abhandlung umgegossen und auch die Zusammenfassung der einzelnen Abschnitte in Thesen beibehalten. Wenn daher die lebendige Darstellungsform die dahinterstehende wissenschaftliche Forschung nicht auf den ersten Blick verrät, so wollte ich sie doch nicht durch Auseinandersetzungen mit der wissenschaftlichen Literatur oder durch exegetische Erörterungen belasten. Der mit der Problematik der Sozialethik vertraute Theologe oder Soziologe kennt diese ohnehin, und dem Nichtfachmann erschweren sie nur den Zugang. Doch wird der Wissenschaftler allentorts das wissenschaftliche Ringen mit den vielen und komplexen Problemen herausspüren.

Den um das Handwerk in langjährigen Bemühungen verdienten Leitern der genannten Tagung, Herrn P. G. Herbers, Dortmund, und Herrn P. Dr. L. Przybylski, Wuppertal, sage ich hiermit meinen herzlichen Dank für die mir gebotene Möglichkeit und für ihre Bemühungen um die Drucklegung. Der auf der gleichen Tagung gehaltene Vortrag von Herrn Privatdozent Dr. habil. W. Wernet, Göttingen, zeigte erfreulicherweise, daß der Soziologe und der Theologe sich vor der gleichen Problematik sehen und von verschiedenen Ausgangspunkten kommend, sich doch auf der Suche nach Antworten begegnen.

Köln, in der Passionszeit 1956.

Der Verfasser.



I. Begriffsbestimmung und Problemstellung

Vorbemerkung

Das Handwerk steht gegenwärtig in einer Krise, die nicht nur die volkswirtschaftliche Bedeutung des Handwerks in einer durchweg industrialisierten Welt oder die wirtschaftliche und rechtliche Lage des Handwerkers umfaßt, sondern auch die innere Struktur, das Selbstverständnis des Handwerks sowie seine sittliche, vor allem sozialetische Begründung und Ausrichtung. Ist das Handwerk überhaupt in seiner Bedeutung und seinem Gehalt noch das, was es früher in einer ständischen Gesellschaftsordnung war und kann es das überhaupt noch sein? Wohl ist das Handwerk trotz absoluten Anstiegs seiner Produktion am Gesamtaufkommen des Volkes nicht mehr mit dem hohen Prozentsatz beteiligt, den es früher aufbrachte, weil nämlich die Industrie viele Aufgaben des Handwerks übernommen hat und noch kein Ende dieser Entwicklung abzusehen ist. Trotzdem hat es sich gezeigt, daß auch in der Gegenwart das Handwerk einen weit größeren Faktor im Wirtschaftsleben ausmacht, als auf Grund der überwältigenden Ausdehnung der Industrie weithin angenommen wird; das Handwerk hat sich doch als unentbehrlich und unersetzbar auf vielen Aufgabengebieten erwiesen. Allem pessimistischen Resignieren gegenüber muß daher festgestellt werden, daß das Handwerk wohl einen Strukturwandel durchmacht, aber eine bleibend-eigenständige Bedeutung hat, auch als Wirtschaftsfaktor.

Noch wichtiger ist der sittliche Wert des Handwerks, der sich nicht nur in der Vergangenheit bewährt hat, sondern gerade in dem Kampf um Wahrung seiner sittlichen Werte unter den erschwerten Bedingungen der Gegenwart seinen Lebenswillen und seine Lebenskraft erweist. Hier ist die Krise des Handwerks noch offensichtlicher als in volkswirtschaftlicher Hinsicht. Wird und kann das Handwerk auch für die Zukunft seine ethische Struktur behaupten? Auch hier ist ein Pessimismus nicht angebracht. Das Handwerk hat sogar nicht nur für sich selber sittliche Werte darzustellen und zu wahren, sondern mit diesen Werten eine missionarische Aufgabe für die Gegenwart und die Zukunft.

1. Das Selbstverständnis des Handwerks

Wollen wir die Bedeutung des Handwerks erkennen, so müssen wir uns zunächst darüber klar werden, um welche Größe es sich bei dem Begriff „Handwerk“ handelt. Eine befriedigende Definition dieses Begriffes liegt noch nicht vor, ist vielleicht auch nicht abschließend möglich, weil das Handwerk keine statische Größe ausmacht, vielmehr in einem stetigen Wandel begriffen ist, demzufolge das Handwerk in der Antike ein anderes Gesicht hatte als im Mittelalter und im Zeitalter der Dampfmaschine ein anderes als im Atomzeitalter. Das Bemühen um eine Definition ist Sache des Soziologen. Dennoch kommen wir nicht aus, wenn wir nicht wenigstens in einigen abgrenzenden Konturstrichen aufzeigen, in welchem Rahmen es sich bewegt und wie es sich etwa von Landwirtschaft und Industrie unterscheidet. Ohne damit den Anspruch auf Vollstän-

digkeit und bleibend-gültige Definition zu erheben, wollen wir uns das Wesen des Handwerks an *vier abgrenzenden Kennzeichen* vergegenwärtigen. Diese Kennzeichen sind aber mehr beispielhaft herausgegriffen, sie ließen sich vermehren und variieren; über ihre Art und Zahl besteht auch in der wissenschaftlichen Diskussion keine einhellige Meinung. Sie wollen nicht Gegensätze (zu Industrie, Landwirtschaft, Verwaltung) aufweisen sondern Unterscheidungsmerkmale andeuten.

a) Handwerk ist erwerbsmäßige Herstellung von Gebrauchsgegenständen. Es will demzufolge aus ihm (etwa von der Land- und Forstwirtschaft oder auch der Industrie) zur Verfügung gestellten Materialien (Holz, Leder, Pflanzen- und Tierfaser, Stein, Erde, Metall, Kohle u. a.) Gegenstände anfertigen, die dem Gebrauch dienen. Die Bestimmung seiner Produkte zum „Gebrauch“ weist auf die Ernsthaftigkeit handwerklicher Arbeit hin. Es will Bedürfnissen dienen, nicht aber um seiner selbst willen Bedürfnisse hervorrufen und unechte Bedürfnisse ausnutzen oder fördern. Das Handwerk tut dies erwerbsmäßig, d. h. auch zur Ernährung des Handwerkers. Seine Arbeit ist nicht nur Liebhaberei und Spiel, sondern für den Handwerker auch Existenzgrundlage. Von der Landwirtschaft unterscheidet es sich daher auch insofern, als diese Rohprodukte bzw. Naturprodukte bereitstellt (etwa Getreide, Pflanzenfasern, Holz usw.), aus denen das Handwerk Gegenstände anfertigt (etwa Brot, Kleidung, Möbel usw.).

b) Das Handwerk arbeitet grundsätzlich auf Bestellung. Dadurch grenzt es sich gegen die auf Vorrat arbeitende Industrie ab. Das Handwerk hat es nicht mit Massenproduktion zu tun sondern mit dem individuellen Wunsch und Bedürfnis seines Abnehmers. Es hat gewiß ebenso wie die Industrie auf die Zweckmäßigkeit seiner Produkte zu achten, aber andererseits die individuellen Anliegen seiner Kunden stärker zu berücksichtigen, was bei Massenproduktion nicht möglich ist. Von hier aus ergibt sich eine Personbeziehung zwischen Handwerker und Abnehmer, wie sie die Industrie nicht herstellen kann.

c) Im Handwerk sind die Produktionsmittel Eigentum des verantwortlich Arbeitenden. Schlagwortartig formuliert heißt dies: Kapital und Arbeit bilden im Handwerk eine Einheit. Der Meister, der die Arbeit allein oder mit Hilfe von Lehrling und Gesellen tut, ist auch Besitzer der Werkzeuge und Maschinen, des Materials und der Werkstatt. Er ist daher für das Produkt in ganz anderer Weise verantwortlich als der Industriearbeiter (selbst als der Facharbeiter), weil dieser nach ihm von der Betriebsleitung vorgeschriebenen Plänen und Methoden arbeitet. Die Selbständigkeit des Handwerkers legt ihm folglich auch eine besondere Verantwortung auf. Aus diesen Gründen kennt das Sowjetsystem etwa keinen Handwerker, sondern nur den „Spezialisten“.

d) Der Handwerker hat ein persönliches Verhältnis zu seinem Produkt. Der von ihm hergestellte Gegenstand trägt die persönliche Note des Handwerkers. Der Handwerker legt aus eigener, die Wünsche berücksichtigender, Idee, Planung und Gestaltung etwas von seiner Person in sein Werk. Das ist etwas ande-

res als das landwirtschaftliche Produkt, dessen Gestaltwerdung nicht in der Hand des Landwirts liegt; dieser kann vielmehr nur die Bedingungen zum Wachsen bereiten oder verbessern. Beim Handwerker ist es auch anders als beim Industriefacharbeiter. Dieser ist grundsätzlich nicht der geistige Urheber seines Produktes, das ihm vom Konstruktionsbüro vorgeschrieben wird, so daß für eine persönliche Gestaltung nur wenig oder kein Raum bleibt. Im Handwerksprodukt aber zeigt sich etwas vom Schöpferischen der Person des Handwerkers.

Aus diesen vier Kennzeichen ergeben sich bereits *sozialethische Grundsätze*.

a) *Der Handwerker arbeitet in persönlicher Beziehung zum Kunden, dem er verantwortlich dient.* Er kommt einem echten Bedürfnis seines Kunden nach. Es darf ihm nicht darauf ankommen, möglichst viele Gegenstände (um des Gewinns willen) herzustellen sondern eine vom Kunden empfundene Not zu beheben. Der Handwerker will und soll nicht unechte, künstliche Wünsche oder Bedürfnisse wecken oder nähren; er ist darum auch in der Reklame und im Wettbewerb viel zurückhaltender als der Handel oder die Industrie. Des Handwerkers Arbeit will ein echter Dienst sein. Produzent und Abnehmer stehen in einer menschlichen Beziehung, die bis zur erzieherischen Beratung durch den Handwerker als den Fachmann geht. Darum wird der „echte“ Handwerker den Blick seines Kunden nicht einseitig auf den Erwerb der Produkte richten, sondern mehr auf den Sinn und Zweck, den sie erfüllen sollen.

b) *Der Handwerker arbeitet in persönlicher Beziehung zu seinem Mitarbeiter.* Er kann, wenn er wirklich Handwerker ist, seine Mitarbeiter nicht einfach als Arbeitskräfte werten und einkalkulieren sondern sieht in ihnen persönlich mitarbeitende Menschen. Das hängt keineswegs nur mit dem (verglichen mit der Industrie) geringeren Umfang des Betriebs und der darin Arbeitenden zusammen, es liegt vielmehr im Wesen des Handwerks, daß die Person des arbeitenden Menschen nicht für die Arbeitszeit oder insbesondere auf das zu erstellende Produkt ausgeklammert wird, daß sie vielmehr einbezogen wird. Der Mitarbeitende im Handwerk ist nicht nur die fachmännische Arbeitskraft, er ist sowohl in seiner Beziehung zum Meister als in seiner Beziehung zur Arbeit ein persönlich zu wertender Mensch. Das Handwerk stellt diesbezüglich einen Organismus dar und nicht eine Organisation.

Diese Feststellungen wollen nicht die vielseitige Problematik und Gegenwartskrise des Handwerks übersehen. Sie sind nur als eine Konturenzeichnung zu verstehen, an der die Eigenart des Handwerks aufgezeigt werden kann.

Die Übergänge zwischen Handwerk und Industrie sind bis zu einem bestimmten Grad fließend. Einmal für die handwerklichen Betriebe, die sich durch größeren Maschinenpark und den Umfang ihrer Produktion dem industriellen Betrieb zumindest phänomenologisch annähern. Zum anderen auch für die vielen unselbständigen Handwerker, die (etwa als Schlosser, Elektriker, Tischler usw.) in den industriellen Betrieben beschäftigt sind.

Dennoch bleibt aber die Tatsache, daß ein großer Teil unserer Wirtschaft vom Handwerk repräsentiert wird und dieses somit auch heute noch sowohl

volkswirtschaftlich als auch sozialetisch keine zum Absterben verurteilte Wirtschaftsform ist, sondern eine Grundform der Wirtschaft, ohne die auch eine industrialisierte Wirtschaft nicht bestehen kann. Das beschränkt sich keineswegs darauf, daß der Handwerksbetrieb dem Industriebetrieb einen großen Teil der handwerklich-ausgebildeten Kräfte zur Verfügung stellt, sondern bezieht sich auf die bleibende eigenständige Bedeutung des selbständigen Handwerkers.

2. Die Problematik Christ – Handwerker

Nun fragen wir weiter: was ist denn der „christliche“ Handwerker? Hat er die obigen Kennzeichen vielleicht nicht alle? Oder ist der Handwerker dann ein „christlicher“, wenn zu diesen Kennzeichen weitere hinzukommen?

Der Begriff „christlicher Handwerker“ will nicht sagen, daß ein solcher grundsätzlich andere Produkte herstellt oder andere Arbeitsmethoden anwendet als der nichtchristliche Handwerker. Es kann dies gelegentlich vorkommen, ist aber nicht Charakteristikum des Christ-Seins eines Handwerkers. Ein Handwerker ist zunächst auf keine andere Weise Christ als jeder andere Christ auch. Es gibt für ihn keine besondere Dogmatik oder Ethik.

Aber wenn vom „christlichen Handwerker“ die Rede ist, geht es um das Berufsleben des Handwerkers, es geht um die Besonderheit seiner Existenz im Unterschied zu allen anderen Berufen. Das Christ-Sein oder besser das Christ-Sein-Wollen, zugespitzt auf die Berufssituation des Handwerkers, erhebt sich als Problem. Mag im sog. Privatleben das Christ-Sein-Wollen des Handwerkers mit dem gleichartigen Wollen anderer Berufe dasselbe sein, so stellt doch das Christ-Sein-Wollen des Handwerkers diesen vor andere Aufgaben und Entscheidungen, als sie der Beamte oder der Industriearbeiter oder eben jeder Nichthandwerker hat. Es geht um das berufliche Selbstverständnis, das berufliche Tun und Lassen des Handwerkers. Wenn Christ-Sein den ganzen Menschen umfaßt, dann auch den in seinem Beruf stehenden und arbeitenden Menschen.

In dem Christ-Sein-Wollen des Handwerkers bei seinem Berufsverständnis und seiner Berufsausübung ergeben sich Spannungen, die in dem Handwerksberuf und seiner Gegenwartssituation begründet sind. Diese Spannungen waren gewiß immer vorhanden; sie liegen aber heute offener zu Tage als in früheren Zeiten und sind wohl auch unvergleichlich stärker.

Wenn und weil die oben skizzierten Kennzeichen des Handwerks zu seinen unaufgebbaren Eigentümlichkeiten gehören, ist es seit dem Aufkommen der Industrie in eine ständig-wachsende Krise geraten, die durch die Gewerbefreiheit nur noch verstärkt wurde. Diese Krise ist keineswegs nur eine wirtschaftliche sondern durch diese ausgelöst auch eine sittliche. Im Strudel der modernen Industrialisierung und Technisierung gerät das Handwerk in die Gefahr, sein Wesen aufzugeben. Die Tatsache, daß das Handwerk für viele Fertigungen (Möbel, Schuhe, Textilien u. a.) keine monopolähnliche Stellung mehr hat, führte das Handwerk in einen tragischen Wettbewerb mit ungleichen Waffen. Viele Massenkongumgüter können von der Industrie, eben als Mas-

sengüter, billiger auf den Markt gebracht und durch intensive Reklame leichter abgesetzt werden als handwerkliche Produkte. Manche Handwerkszweige sind dadurch und durch veränderten Zeitgeschmack ganz zum Erliegen gekommen, andere führen einen ständig aussichtsloser werdenden Existenzkampf, wieder andere haben sich zu Zulieferungsbetrieben für die Industrie entwickelt, manche auch einen neuen Aufschwung genommen und wieder andere sind ganz neu entstanden.

Wohl kann und soll das Handwerk sich der modernen Möglichkeiten wie der Maschine und der Reklame bedienen; aber es kann dies nur in begrenztem Umfang, wenn es nicht seine Eigenart als Handwerk gefährden oder aufgeben will. Gewiß kann ein Handwerksbetrieb seine Produktion erhöhen, ohne sein Wesen preiszugeben; aber er kann nicht wie die Industrie Einheitsprodukte auf Lager fabrizieren und dann nach Absatzmöglichkeiten ausschauen. Er muß, will er Handwerksbetrieb bleiben, die Bestellung des Kunden individuell ausführen. Die Gefahr liegt nicht in der Indienststellung der Maschine sondern in der Serienfabrikation. In letzterer ist das Handwerk nicht nur unterlegen, sondern würde es sich selbst aufgeben und zur Industrie werden.

Auch in bezug auf die kaufmännische Seite des Handwerks ist dieses gegenüber der Industrie im Nachteil. Wohl sollte es, weit mehr als bisher geschehen, die Werbung für seine individuell gefertigte Qualitätsarbeit auswerten. Aber ihm sind in der Art der Reklame doch strengere Grenzen als der Industrie und dem Handel gezogen, weil eine nur auf Umsatz bedachte Reklame dem Wesen des Handwerks entgegensteht. Auch aus diesem Grunde hat das Handwerk ständig an Boden verloren.

Soll nun das Handwerk aus Selbstbehauptungsgründen unter weitgehendem Verzicht auf seine Struktur sich die Möglichkeiten der modernen Industrie und des modernen Handels zueigen machen? Gewiß muß und wird das Handwerk sich wandeln. Aber es gibt eine Grenze, jenseits derer es nicht mehr Handwerk ist, vielmehr in Industrie umschlägt. Es gibt daher Handwerkszweige oder -Gebiete, auf denen eine totale „Modernisierung“ einen strukturellen Selbstmord bedeuten würde. Auf der anderen Seite sind dem Handwerk aber auch neue Möglichkeiten erschlossen worden (Autoschlosserei, Zubringerbetrieb, Elektrotechnik). Schließlich kommt auch die Industrie nicht ohne Handwerk und nicht ohne den Handwerker aus. Das Handwerk steht so im Begriffe, einen Strukturwandel durchzumachen. Aber es steht nicht an seinem Lebensabend. Eine Reihe sittlicher Probleme ist durch diesen Wandlungsprozeß, in dem sich das Handwerk befindet, bereits aufgeworfen. Darf das Handwerk den Umsatz zum Leitprinzip seiner Arbeit machen? Das heißt: Darf es Qualität durch Quantität ersetzen? Zweitens: Darf das Handwerk unechte Bedürfnisse wecken und befriedigen? Das heißt: Darf es um seiner Existenz willen das Wohl seiner Kunden zurückstellen? Drittens: Darf das Handwerk seine Werbung bis an die Grenze der Lauterkeit (oder sogar darüber hinaus) ausdehnen? Solche und weitere Probleme rühren an die Grundlagen des ehrlichen und ehrbaren Handwerks.

Mit diesen Problemen sind aber zugleich Fragen aufgeworfen, die auch das Christsein des Handwerkers berühren. Hier erhebt sich schon die Frage: Kann der Handwerker „heute noch“ Christ sein?

Auch von soziologischer Seite werden wir an die innere Krise des Handwerks herangeführt. Die Säkularisierung seit dem Ausgang des Mittelalters ist an dem Handwerk nicht spurlos vorübergegangen. Doch hat sich das Handwerk (ähnlich wie die Landwirtschaft) noch am zähesten in „christlichen“ Traditionen gehalten. Der sog. Mittelstand und in ihm das sog. Kleinbürgertum war und ist auch heute noch weitgehend der Träger des kirchlichen Lebens (wie es die Untersuchungen von Klaus v. Bismarck erneut bestätigt haben). Man mag diese aus mancherlei historischen Gründen erwachsene soziologische Einseitigkeit im kirchlichen Leben bedauern, sie ist ein Symptom dafür, daß mit anderen mittelständischen Schichten das Handwerk noch eine relativ starke Bindung an die Kirche hat.

Gerade auch diese soziologische Gebundenheit des Handwerks an die Kirche steht heute in der Gefahr des Ausgehöhltwerdens. Der im Existenzkampf stehende Handwerker sieht sich häufig vor die Frage gestellt, ob er — wenn er „christlich“ handeln will — den oft rücksichtslosen Existenzkampf überhaupt aufnehmen und mitmachen kann bzw. ob er bei der Erhaltung seiner Selbst, seiner Familie und seines Betriebes noch innerlich Christ bleiben kann oder ob auch er still aus der Kirche auswandern soll. Hier kommt wohl kaum ein Handwerker heute noch um einen echten Gewissenskonflikt herum. Vor die Entscheidungsfrage wird der Handwerker einfach durch sein Leben in einer weltlichen Welt gestellt; die Entscheidung fällen aber muß er ganz für sich allein vor seinem Gott. Alle halben Entscheidungen, etwa: ein wenig das „Weltliche“ mitmachen und ein wenig die „Kirche“ bejahen, sind Methoden einer Vogel-Strauß-Entscheidung. Sollte die Kirche — wenn sie eine brüderliche Gemeinschaft ist — hier nicht dem Handwerk zur Seite stehen? Nicht weil sie die Person ansähe und einen Stand bevorzuge, sondern weil sie Kirche ist. Diese Frage ist eine doppelte; erstens: sieht die Kirche diese Not? und zweitens: kann die Kirche dem Handwerker zu einer echten Entscheidung helfen?

3. Die Hilfe der Theologie für den Handwerker

Gewiß ist es nicht Aufgabe und nicht Möglichkeit der Kirche, das Rad der Geschichte in eine romantisch-verklärte Vergangenheit zurückzudrehen. Aber es ist Aufgabe der Kirche, die Not eines ihrer Glieder zu sehen, mit zu tragen und zu überwinden zu suchen. Der Blick der Kirche ist daher auch für das Handwerk in die Gegenwart und die Zukunft gerichtet — oder sollte es wenigstens sein. Wo der Handwerker um seines Christ-Sein-Wollens willen in innere (und oft nicht nur innere) Not gerät, setzt die besondere Aufgabe der Kirche für den Handwerker und am Handwerker ein. Hier darf die Kirche nicht zuschauend oder wegschauend vorübergehen.

Die Kirche kann gewiß nicht so helfen, daß sie vorzüglich mit materiellen Gütern kommt. Das wäre eine unechte und nur scheinbare „Hilfe“. Sie steht

auch hier so da wie Petrus vor dem Lahmen: „Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich Dir: Im Namen Jesu Christi von Nazareth stehe auf und wandle“. (Apg. 3, 6). Die Kirche hat also dem Lahmen zum Aufstehen und Gehen-Können zu helfen. Aber das ausschließlich durch den Namen Jesu Christi, d. h. sie hat diesen Lahmen in und unter die Macht Jesu Christi zu rufen und zu stellen. Auch eine materielle Hilfe könnte nicht die gegenwärtige Wirtschaftsstruktur ändern. Auch Appelle an den Gesetzgeber und die Öffentlichkeit können bestenfalls fördernd dabeistehen, nicht aber die Welt verändern. Eine „Verchristlichung“ der Welt ist der Kirche weder aufgetragen noch möglich. Aber es ist ihr aufgetragen, die Gewissensnot des Handwerkers mitzutragen (Gal. 6, 2) und dem Handwerker zu helfen, in dieser Welt als Nachfolger Christi zu leben. Das wird, wie wir sehen werden, nicht ohne das Kreuz der Vergebung gehen, aber auch nicht ohne ein Opfer-Bringen des Handwerkers.

Wenn die Kirche den Handwerker in und unter die Macht des Herrn der Kirche, eine Macht des Bergens und des Forderns, ruft, so ist dieser Ruf nicht das Sprechen der Kirche als soziologischer Größe sondern das Wort des richtenden und rettenden Gottes. Dies ist der Kirche anvertraut. Darum kann und muß sie — will sie als Kirche brüderlich handeln — mit und aus diesem Wort Gottes helfen.

Das Wort der Kirche für den Handwerker und an ihn ist das auf die Gegenwartssituation des Handwerkers angewandte Wort Gottes. Außerhalb dieses Wortes Gottes hat die Kirche kein Wort zur Verfügung. Damit sind wir an die Theologie gewiesen, die es mit der Erarbeitung des sozialetischen Gehalts der Bibel, vorzüglich des Neuen Testaments, zu tun hat. Da uns noch keine neutestamentliche Sozialethik oder auch evangelische Sozialethik zur Verfügung steht, wir vielmehr nur Ansätze dazu im Rahmen der Ethik haben, wird es unsere erste Aufgabe sein, mit den Mitteln einer theologischen Wissenschaft das Sozialethos der Bibel zu erarbeiten. Auch die Theologie hat keine besondere (etwa „christliche“) Methode der Handwerkstechnik, sie hat keine bessere, zu höherem Gewinn führende Wirtschaftslehre; aber sie kann aus dem Schatz des Wortes Gottes dessen sozialetische Botschaft erheben und dann versuchen, diese so zu sagen, daß sie den Handwerker in seiner Gegenwartsproblematik trifft.

Es wird oft in unzulässigem Kurzschlußverfahren aus der Tatsache, daß die moderne Welt eine „andere“ ist als die Welt der Zeit Jesu die Folgerung gezogen, die Bibel könne der Gegenwartswelt für deren soziale und sozialetische in der Industrialisierung begründeten Probleme keine Hilfe bedeuten. Hier wird allzu schnell der Schluß von der Sache auf die Person gezogen. In der Ethik geht es nicht darum, ob eine Reise mit Ruderkraft, Dampfkraft, Ölomotor oder Düsenmotor durchgeführt wird, sondern um die sittliche Begründung, Durchführung und Zielsetzung dieser Reise. Das heißt: es kommt auf den *Menschen* an. Alle soziologischen, alle sozialetischen und alle ethischen Probleme überhaupt sind letztlich Probleme des Menschen, d. h. genauer des Verhältnisses der Menschen zueinander, das wiederum im Verhältnis zwischen Gott

und Mensch begründet ist. Dieses ist für den Christen aber in der Bibel offenbar geworden. Mögen darum auch die Dinge der Welt andere geworden sein als zur Zeit des Neuen Testaments, so geht es darum, die biblische Botschaft zu erheben und in die Gegenwartswelt zu übertragen. Es kann nicht mehr einfach abgelesen werden, es ist Übersetzungsarbeit zu leisten. Die technische, die wirtschaftliche, die nationalökonomische Lebensform des Handwerks und auch die „Weltanschauung“ des Handwerkers mögen sich grundlegend verändert haben. Aber so wie die Botschaft des Urchristentums in die damalige Handwerkswelt gesagt worden ist, so muß dieselbe Botschaft heute in eine andere Handwerkswelt gesagt werden, und, wenn sie hier hinein gesagt werden soll, dabei in andere Gestalt übersetzt werden.

Es gibt daher keinen anderen Weg als diesen, das Wort Gottes zu befragen, was es mit seiner Botschaft über das Handwerk, zu dem Handwerk und für das Handwerk in der Gegenwartssituation zu sagen und was es diesem Handwerk zu geben hat.

Die Frage kann auch in der Formulierung gestellt werden: Hat das „Christentum“ oder die „Kirche“ für die so umrißartig gekennzeichnete Größe Handwerk eine Bedeutung? Man könnte versucht sein, den Handwerker vom Menschen zu trennen und zu sagen, das Christsein hat mit der Berufsarbeit nichts zu tun, es fängt erst mit dem Feierabend an, es ist die Privatsache. Aber gerade dies geht auch beim Handwerker nicht. Wenn er seinen Kunden und seinen Mitarbeiter als „Menschen“ anspricht und berücksichtigt, muß er schon etwas davon wissen, was der „Mensch“ ist. Die Entscheidung darüber, welches Produkt und welche Produktgestaltung dem Kunden wirklich am besten dient, muß der Handwerker ganz persönlich treffen. Wie er über den Menschen und seine Bedürfnisse denkt, das wird sich in seiner Arbeit auswirken. Wie er die Preisberechnung oder die Lohnberechnung vornimmt, das hat etwas mit seinem „christlichen Gewissen“ zu tun. Wie er seine Kunden und Mitarbeiter behandelt, bedient, ihnen dient, sie übervorteilt oder berät, das und vieles andere hängt letztlich davon ab, ob der Handwerker Christ sein will oder nicht.

Was aber kann ihm hier die „Kirche“ sagen, helfen, raten, weisen? Die Kirche kann, da sie keine Wirtschaftshochschule ist, ihm keine Regeln, Gesetze oder Vorschriften geben; sie kann aber auch, da sie für ihre Glieder verantwortlich ist, den Handwerker nicht allein stehen lassen. Nun hat sie kein unfehlbares Lehrbuch der Handwerks-Ethik — sie hat: das Wort Gottes, die heilige Schrift.

Die Frage wird also die sein, ob und gegebenenfalls welche Hilfe die Bibel dem Handwerker bietet, und dies ist eine Frage an die Theologie. Auch die Bibel ist kein Handbuch der Sozialethik, in dem man einfach das Kapitel „Handwerk“ aufschlagen könnte. Sie hat es mit dem ganzen Menschen und seinem Verhältnis zu Gott zu tun. Es geht also nicht an, einzelne Worte aus der Bibel herauszusuchen, die etwas über das Handwerk sagen, obwohl dies an seiner Stelle geschehen muß. Das Handwerk muß vielmehr im Zusammenhang des Ganzen der Bibel gesehen werden. Was die Bibel sagt, gilt für den Menschen, ganz unabhängig davon, ob er Handwerker ist oder einen anderen Beruf aus-

übt. Aber die Aufgabe ist es, herauszuarbeiten, was die Bibel — insonderheit das Neue Testament — als sozialetische Aussage bietet, und dies zugleich für die Situation des Handwerkers — heute zu konkretisieren.

Die Herausstellung dieser Aufgabe einer evangelischen Sozialethik für den Handwerker nimmt ganz bewußt zwei Selbstbeschränkungen vor. Einmal bezieht sie sich nur auf einen bestimmten Kreis von Menschen, nämlich die im Handwerk Tätigen. Dieselbe Aufgabe kann und muß, was hier allerdings über den Rahmen des Themas hinausginge, für jeden anderen Berufskreis und Stand wie für jede andere Sozial- und Gesellschaftsschicht angegangen werden. Wenn wir uns aber einmal beispielhaft auf den Handwerker beschränken, kann das, was eine evangelische Sozialethik zu sagen hat, diesem konkreter und deutlicher vor Augen gestellt werden, als wenn es in allgemeinen Ausführungen enthalten wäre, aus denen der Handwerker die Anwendung auf seine Situation doch wieder selbst erarbeiten müßte. Zum zweiten beschränkt sich die gestellte Aufgabe bewußt auf das *berufliche* Tun des Handwerkers und greift damit aus dem umfassenderen Gebiet der Sozialethik ein Teilgebiet heraus, und zwar das für den Raum des sozialen Lebens wichtigste. Die außerberuflichen Problemkreise einer Sozialethik (etwa: Ehe und Familie, Volk, Staat und Menschheit u. a.) bleiben damit von gelegentlichem Angeschnittenwerden abgesehen unberührt, weil sie mutatis mutandis für den Handwerker und den Nichthandwerker die gleichen Fragen aufwerfen und vom Evangelium her auch die gleichen Antworten enthalten. In seinem beruflichen Tun aber stellt der Handwerker eine besondere Größe dar, die darum auch eine gesonderte Behandlung rechtfertigt. Damit ist nicht gesagt, daß die sozialetische Botschaft des Neuen Testaments für den Handwerker eine andere sei als für alle anderen Berufe; aber es ist mit der Tatsache ernst gemacht, daß die Anwendung der sozial-ethischen Botschaft im Raume des Handwerks weitgehend andere Probleme oder anders gelagerte Probleme betrifft als vergleichsweise in der Landwirtschaft, der Industrie oder der Beamtschaft.

II. Die biblischen Strukturelemente des Handwerks

Vorbemerkung

Die an die Bibel gestellte Frage ist zunächst die des Selbstverständnisses des Handwerks. Das vorhin allgemein skizzierte Selbstverständnis des Handwerks wird durch die biblischen Aussagen spezifiziert und modifiziert. Die Bibel hilft dem Handwerk zu einem tieferen Selbstverständnis, als es rein-profan möglich ist.

Die Bibel weist für das Handwerk *drei Strukturelemente* auf, aus denen sich sozioethische Ausblicke für das Handwerk folgerichtig ergeben. Darum ist es zunächst erforderlich, diese grundlegenden Strukturelemente des Handwerks zu erheben.

1. Die Gottbezogenheit des Handwerks

Das Handwerk verdankt — der Bibel zufolge — seine Entstehung nicht einfach einer wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung. Es ist vielmehr von Gott gewollt und hervorgerufen. Die nationalökonomische Betrachtung kann nur (und das ist ihr gutes Recht) innerweltlich beobachten, daß das Handwerk entsteht durch Arbeitsteilung; aus der autarken Hauswirtschaft löst sich ein Arbeitsgebiet nach dem anderen heraus und entwickelt sich zu einer Spezialarbeit, die nicht nur die Bedürfnisse des eigenen Hauses sondern die einer größeren Abnehmergruppe befriedigt.

Dieser Vorgang der Arbeitsteilung wird von der Bibel keineswegs bestritten, aber er wird gesehen als eine wesentliche Etappe auf dem Wege des Menschen, sich die Erde untertan zu machen (1. Mos. 1, 28). Die Arbeitsteilung hat nicht nur horizontale Ursachen sondern eine vertikale Wurzel im Willen Gottes. Das Handwerk „entsteht“ nach dem Plan und dem Willen Gottes, der dem Menschen die „Weisheit“ gibt, Handwerke zu bilden bzw. handwerkliche Arbeiten auszuführen. Dadurch beschenkt Gott den Menschen in besonderer Weise, daß er ihm — im Gegensatz zum Tier — solche Fähigkeiten verleiht.

Entwicklungsgeschichtlich kann man auch sagen: der Mensch wird Mensch in dem Moment, da er sich erstmals eines Werkzeugs bedient. Theologisch gesprochen hieße dies: Gott verleiht dem Menschen im Unterschied von aller anderen Kreatur die Fähigkeit zu handwerklicher Arbeit. Solange der Mensch nur vorhandene — von der „Natur“ (Schöpfung) bereitgestellte — Nahrungsmittel oder Gebrauchsgegenstände sucht und sammelt, steht er noch am allerersten Anfang des Weges, sich die Erde untertan zu machen. Gott will, daß der Mensch mehr sei als nahrungsuchende Kreatur. Darum hat er dem Menschen zwar die in der Schöpfung wachsende Nahrung freigegeben (1. Mos. 1, 29); aber ihn zugleich auf den weiterführenden Weg gestellt: „füllet die Erde und machet sie euch untertan!“ (1. Mos. 1, 28). Der Mensch soll also nicht nur das Vorhandene suchen, er soll die Erde mehr und mehr „in seinen Griff bekommen“. Nach Gottes Willen soll der Mensch nicht auf der Stufe des Suchens und Sammelns stehenbleiben sondern einen zielstrebigem Weg gehen. Dazu muß er sich

mehr und mehr Werkzeuge erdenken und herstellen, und das heißt bereits: handwerkliche Arbeit verrichten. Er soll die Kräfte der Erde in seinen Dienst bringen, was ohne handwerkliche Arbeit unmöglich ist. Schon das dem Menschen im Paradies aufgetragene „Bebauen und Bewahren“ des Gartens (1. Mos. 2, 15) geht nicht ohne Werkzeuge und also nicht ohne handwerkliche Arbeit. So bedingen landwirtschaftliche und handwerkliche Arbeit sich gegenseitig.

Wenn entwicklungsgeschichtlich auf die Stufe des Jäger-, Fischer- und Sammlerlebens die Stufe des Nomadenlebens und der Viehwirtschaft folgt und an diese sich die Stufe der Garten- und Ackerbauwirtschaft anschließt, so setzt handwerkliche Arbeit nicht erst danach ein sondern begleitet alle diese Stufen. Der Jäger und Fischer braucht seine Werkzeuge (Stock, Speiß, Bogen, Angel u. a. — und das Feuer) ebenso wie der Nomade die seinen (Zelt, Waffen, Kochgerät, Kleidung u. a.) und der Gärtner und Landwirt wiederum die seinen. Schon auf der ersten Stufe seines Arbeitslebens hat der Mensch daher handwerkliche Arbeit verrichten müssen, und man darf sogar sagen, daß die handwerkliche Arbeit älter ist als die landwirtschaftliche. Auch der aus dem Paradies vertriebene Mensch schon hat, um den Acker zu bebauen und um Kleidung zu haben, handwerkliche Arbeit verrichten müssen (1. Mos. 3, 17-23). In der Bibel werden seine Nachkommen (Kain und Abel) als Ackerbauer und Viehhirten gekennzeichnet (1. Mos. 4, 2) und unter Kains Nachkommen finden wir bereits Handwerker (1. Mos. 4, 22) unter der Voraussetzung der Arbeitsteilung. Handwerkliche Arbeit gehört so von Anfang an zum Menschen; erst im Laufe der weiteren Entwicklung (Arbeitsteilung) löst sie sich zu einer selbständigen Arbeit, eben dem Handwerk, ab.

Mit diesem Ursprung des Handwerks ist auch sein letztes Ziel gegeben. Wenn alle menschliche Arbeit dazu dienen soll, daß der Mensch sich die Erde untertan mache (1. Mos. 1, 28), dann ist das Handwerk ein unentbehrlicher Weg zu diesem Ziele. Der Mensch kommt seinem Auftrag, Herr über die Erde und ihre Kräfte zu werden, in Permanenz näher, indem er durch die Arbeitsteilung hochqualifizierte Leistungen vollbringt. Mit seiner wachsenden Herrschaft über die Erde soll der Mensch aber Gott dienen. Er ist ein Mandatar (ein Beauftragter) Gottes auf Erden und über die Erde (1. Mos. 2, 15). Also ist das letzte Ziel handwerklicher Arbeit dies, daß mit durch das Handwerk die ganze Erde in den Dienst Gottes gestellt werde.

Mit dem Ursprung des Handwerks und seinem Ziel ist aber auch sein Weg gegeben. Alle handwerkliche Arbeit soll sich vollziehen in steter Verantwortlichkeit vor Gott. Was „von“ Gott ist und „zu“ Gott hin ist, das soll auch „mit“ Gott geschehen. So wird ein Christ seine handwerkliche Arbeit ganz anders tun als der Nichtchrist. Wohl mögen die technischen Mittel und Griffe sowie die Werkzeuge dieselben sein, aber die ethische Ausrichtung ist eine ganz andere. Der Christ hat sich stets zu fragen, ob nicht nur in seinem Privatleben sondern ebenso in seinem Berufsleben sein Tun und Lassen im Hinblick auf Gott erfolgt. Welche Gegenstände der Handwerker anfertigt, ist für den christlichen Handwerker keineswegs indifferent. (Ein christlicher Setzer wird es als Gewissensfrage empfinden, ob er sog. „Schmutz und Schund“ herstellt oder Werke,

die direkt oder indirekt dem Ziele der Ehre Gottes dienen. Ebenso ist es einem christlichen Handwerker keineswegs gleichgültig, *wie* er seine Werke hervorbringt. (Ein christlicher Handwerker wird sich stets fragen müssen, ob er auch wirklich die ihm von Gott verliehenen Fähigkeiten angewandt hat).

Somit ist dem christlichen Handwerker sein *Handwerk ein Betätigungsfeld seiner Gottbezogenheit oder mit anderen Worten ein Beruf*. Beruf hat hier den Ursinn, der durch drei Kennzeichen festgelegt ist: 1. Gottgegebenheit des *Auftrags*, 2. *Gottverantwortlichkeit* der Durchführung und 3. *Dienst* im Ganzen des menschlichen Herrschens über die Erde.

Es sollte dem Handwerk ein schöner aber auch verantwortungsweckender Hinweis sein, wenn die dreifache Beobachtung zu machen ist:

1. daß Gott bei der Erschaffung des Menschen als handwerklich arbeitender gedacht ist (1. Mos. 2, 7), 2. daß Jesus einer Handwerkerfamilie entstammt (Mark. 6, 3) und 3. daß Paulus ein Handwerker war und blieb (Apg. 18, 3).

Das biblische Wort für „Handwerk“ lautet מְלָאכָה (mela'ekah) und hat eigentlich den Sinn von „gottgegebener Auftrag“. (Abgeleitet ist das Wort von מָלַךְ = senden, schicken, beauftragen; vgl. 2. Mos. 31, 5 - 1. Kön. 7, 14 — Jer. 18, 3 u. v. a.). Der Priester, der Prophet, hat eine solche mela'ekah, ebenso der König, der Königsbote und dann auch der Handwerker. Man kann den Sinngehalt dieses Wortes „göttlicher Auftrag“ auch etwa mit unserem Begriff „Beruf“ erfassen, wenn und soweit darunter verstanden wird ein von Gott gegebener Auftrag, der verantwortlich vor Gott zu erfüllen ist.

Im Neuen Testament — wie im Griechentum — heißt das Handwerk τέχνη (techne). Das Wort τέχνη heißt dem Inhalt nach etwa: Kunst des Hervorbringens; es steckt in dem Begriff etwas vom Schaffen im schöpferischen Sinn; zwar nicht in dem Sinn des allein Gott vorbehaltenen Schaffens aus dem Nichts (bara), aber in dem Sinne des der formlosen Materie Gestalt Verleihens. Abgeleitet ist es von dem Stamm טָעַן-, aus dem auch תָּעַתּוּ gebildet ist, das soviel bedeutet wie: gebären, erzeugen, hervorbringen (etwa תֵּינוֹךְ = das Kind). Der τέχτων der Handwerker ist ein etwas hervorbringender Arbeiter, im engeren Sinne der Bauhandwerker; daher ἀρχιτέκτων der Architekt. Während der Landwirt die Bedingungen des Wachsens bereitet, das Werden aber Gott überlassen muß, schafft der Handwerker (aus gegebenem Material) einen Gegenstand. Seine Arbeit ist ein schöpferisches Gestalten. Daher kann nach biblischer Terminologie das Handwerk bestimmt werden als *gottbeauftragte Gestaltung von Gebrauchsgegenständen*.

Innerhalb der Gottbezogenheit der handwerklichen Arbeit wird dies ein erstes Kennzeichen, daß sie *gottgegebener Auftrag* ist. Das Handwerk ist keine Lieblingsbeschäftigung sondern eine Auftragserfüllung; es ist bei aller Liebe und Freude, die es auslösen kann, eine ernste Sache. Es ist im biblisch-reformatorischen Sinne ein Beruf, d. h. eine Sache, an die der Mensch mit seiner geistig-leiblichen Kraft als an seinen Auftrag gestellt ist.

Die unruhige, moderne Sucht des Berufswechsels ist (ebenso wie die Sucht des Wechselns des Ehepartners) eine Mißachtung Gottes und zugleich Utopie, in

einer anderen Betätigung (oder Ehe) das Paradies auf Erden zu finden. Der Christ weiß auf Grund des Sündenfall-Geschehens, daß jeder Beruf seine Disteln und Dornen hat und nur im Schweiße des Angesichts die Nahrung beschaffen kann (1. Mos. 3, 17-19). Die Treue zu Gott aber hat auch die Treue zum Beruf (hier ist nicht die Treue im Beruf vgl. unten II, 3 gemeint) im Gefolge.

Dieses Verständnis des Handwerks als Beruf im Sinne von gottgegebenem Auftrag hat zur Folge die *Verantwortlichkeit des christlichen Handwerkers* vor Gott. Die Handwerksarbeit ist letztlich am Evangelium orientiert. Der christliche Handwerker übt seinen Beruf so aus, daß er als ein Repräsentant des Evangeliums lebt. Paulus sagt von seiner Handwerksarbeit, er habe sie ständig ausgeübt, „damit wir dem Evangelium keinen Abbruch tun.“ (1. Kor. 9, 12).

Die ganze sittliche Durchführung der Handwerksarbeit steht unter dieser Überschrift, daß nicht durch Faulheit, Nachlässigkeit, Habgier oder Unehrlichkeit das Evangelium verleugnet werde. Alle sittlichen Einzelforderungen für die Handwerksarbeit gründen in dieser Grundstruktur des Christenmenschen, ein Repräsentant des Evangeliums zu sein, sei es durch Fleiß, Gewissenhaftigkeit, Exaktheit, Ehrlichkeit, Treue u. a. sich als Christ zu erweisen.

Insofern hat das Ethos des Handwerkers sogar etwas mit der Ausbreitung des Evangeliums zu tun, wie es schon bei Paulus der Fall war. Die Handwerksarbeit steht im Dienste des Evangeliums. Ein christlicher Handwerker ist mit der Art, wie er seine Handwerksarbeit tut, ein Diener und Missionar des Evangeliums. Er realisiert auch durch seine Berufsarbeit das allgemeine Priestertum aller Gläubigen. Dem Handwerker ist sein Beruf eins der großen Bewährungsfelder seines Glaubens.

Dieser Berufscharakter hat letztlich eine eschatologische Ausrichtung. Der Beruf als Lebensaufgabe wird verantwortlich vor Gott geführt im Hinblick darauf, daß Christus kommen und Rechenschaft fordern wird. Der Christ hat „wach“ zu sein in seiner Berufsarbeit, d. h. für Gott geöffnet, in der Erwartung Gottes zu stehen. Das drückt Jesus in dem Gleichnis aus: „Gleich als ein Mensch, der über Land zog und verließ sein Haus und gab seinen Knechten Macht, einem jeglichen sein Werk . . . Darum wachet!“ (Mk. 13, 34-35). Gott gibt einem jeglichen Menschen die Fähigkeit und die Möglichkeit, sich auch in seinem Berufsleben als Zeuge Christi zu bewähren; aber er wird kommen und Rechnungslegung fordern, nicht nur über das „Privatleben“ sondern auch über das „Berufsleben“, d. h. über den ganzen Menschen.

1. Die Gottbezogenheit des Handwerks dokumentiert sich im Handwerksberuf als gottbeauftragter Gestaltung, die in Verantwortlichkeit als Dienen vor Gott ausgeübt wird.

2. Die Gemeinschaftsbezogenheit des Handwerks

Die zweite sittliche Bestimmung des Handwerks ist nach der Bibel die *Gemeinschaftsbezogenheit handwerklicher Arbeit*. Sie wird am deutlichsten an der Gestalt des Paulus. Dabei ist die Gottbezogenheit der Handwerksarbeit vorausgesetzt. Die Arbeit erfolgt gewiß um des Verdienens willen, ganz nüchtern: für die Gewinnung des Lebensunterhalts des Arbeitenden. Denn „ein Arbeiter ist seines Lohnes wert“ (Matth. 10, 10. - Luk. 10, 7. - 1. Kor. 9, 6-12). Insofern wird nichts beschönigt oder mit dem falschen Glorienschein eines angeblichen Idealismus umgeben. Auch Paulus hat nicht „umsonst“ gearbeitet sondern Geld für seine Arbeit genommen.

Aber erst unter dieser Voraussetzung beginnt das sittliche Werten der Arbeit. Sie erfolgt einmal, um anderen Menschen nicht unnötig zur Last zu fallen; das ist die *Gemeinschaftsbezogenheit der Selbsterhaltung*. Sie erfolgt zum anderen, um mit dem Produkt anderen Menschen einen Dienst zu erweisen; das ist die *Gemeinschaftsbezogenheit des Dienstes*. Und es geht sogar noch weiter, sie erfolgt auch, um mit dem Erlös anderen Menschen zu helfen; das ist die *Gemeinschaftsbezogenheit des Liebeswerks*.

Indem der Christ sein Handwerk betreibt, um damit zu Geld zu kommen, erstrebt er dieses Geld nicht um des Geldes willen sondern in dreifacher Weise in Bezogenheit auf die Gemeinschaft.

a) *Er will durch das Geld selbständig sein, um nicht der Gemeinschaft zur Last zu fallen.* Das gibt dem Selbständigkeitsdrang gerade des Handwerkers seine sachliche Berechtigung. Auch das Selbständigsein des Handwerksmeisters hat seine Gemeinschaftsbezogenheit, ist nicht Ausdruck eines Sich-Zurückziehens von der Gemeinschaft. Der Handwerker will „unabhängig“ sein und sieht gerade darin ein wesentliches Element seines Berufes, weil er mit dem Unabhängigsein nicht eine falsche Selbstherrlichkeit verkörpert sondern Rücksichtnahme auf die Gemeinschaft, die ihn andernfalls mit durchziehen müßte. (Apg. 20, 33-34. - 2. Kor. 11, 9. - 1. Thess. 4, 12. - und besonders 2. Thess. 3, 8: „wir haben auch nicht geschenktes Brot von irgendwem gegessen, sondern in Anstrengung und Mühe haben wir tags und nachts gearbeitet, um niemand von euch zur Last fallen“). Es ist populär ausgedrückt die Abweisung des Schmarotzerlebens; von Paulus wird es in den bekannten Worten gesagt: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.“ (2. Thess. 3, 10). Der Ton liegt auf dem „Wollen“. Wo der sittliche Wille zur Verantwortlichkeit für den eigenen Lebensunterhalt fehlt, da soll nicht eine falsche Hilfsbereitschaft den Müßiggänger fördern. „Wer sich auf eines anderen Tisch verläßt, der gedenkt sich nicht mit Ehren zu nähren; denn er muß sich versündigen um fremder Speisen willen.“ (Jes. Sir. 40, 30).

b) Die Gemeinschaftsbezogenheit des Handwerks wird daraus ersichtlich, daß das *fertige Werk anderen Menschen dienen soll* und nicht nur dem Hersteller. Zumindest beim Handwerk, aber auch bei anderen Berufen in ihrer Weise, liegt es offen zutage, daß die Arbeit nicht allein eine Ausrichtung auf

den Arbeitenden hat. Es kommt eben nicht nur darauf an, daß der Handwerker seinen Lebensunterhalt gewinnt, es kommt mindestens in gleicher Weise darauf an, daß er mit seinem Produkt anderen Menschen hilft.

Dieses Helfen-Wollen durch das Handwerksprodukt hat auch etwas mit Kultur und Zivilisation zu tun. Gott will keineswegs, daß die Menschen in primitiven Zuständen verbleiben. Paulus hat etwa Pferdedecken als Sattelunterlagen angefertigt, eben zur Erleichterung des Reise-Reit-Verkehrs; er hat auch Teppiche angefertigt, eben zur Bequemlichkeit und Behaglichkeit des menschlichen Heimes, das eben nicht nur Aufenthalts-Höhle sein soll (vgl. Apg. 18, 3).

Schon in der Weisheit Salomonis ist von dieser Gemeinschaftsbezogenheit des Handwerks die Rede: „Ein Töpfer, der den weichen Ton mit Mühe bearbeitet, macht allerlei Gefäße zu *unserem Gebrauch*. Er macht aber aus einerlei Ton beide, Gefäße, die zu reinen, und zugleich auch, die zu unreinen Werken dienen.“ (15, 7). Dieses Wort hat Paulus aufgegriffen (2. Tim. 2, 20. - Röm. 9, 21).

Das Handwerk, wenn es sich selbst treu bleiben will, darf niemals seinen Blick beschränken auf den Raum innerhalb der eigenen Grenzzäune. Wenn das Handwerk seinem Wesen nach (auf Grund des Prinzips der Arbeitsteilung) anderen Menschen dienen will, muß es auch in diese Welt der anderen Menschen hineinschauen. Es muß sehen, was dem Menschen wirklich dient; ob etwa die kitschige Extravaganz oder eine gediegene Kleidung; ob ein zwar billiges, aber nach wenigen Monaten abgenutztes und daher sehr teures Türschloß. Der Handwerker hat hier sogar eine Erziehungsaufgabe, die bis in das Geschmackliche hineingeht, etwa bei Kleidung, Möbeln usw. Der Handwerker als der eigentliche Fachmann muß dem Nichtfachmann sagen können, was eine einem bestimmten Werkstoff entsprechende Gestalt-Arbeit sei; etwa daß es echter Handwerkerarbeit nicht entspricht, aus Gips eine nicht-tragende Säule zu fertigen oder einem Kinderkleid die Form eines Gesellschaftskleides zu geben. Dem Konfektionär kann dies gleichgültig sein, weil er keine persönliche Beziehung zum Kunden hat und es ihm auch nur auf die Umsatzhöhe ankommt. Der Handwerker aber hat hier helfend-erzieherisch zu wirken.

c) Die Gemeinschaftsbezogenheit der Handwerksarbeit zeigt sich in ihrer dritten Form darin, daß die Produkte selbst oder der Erlös aus ihnen bei Notfällen auch ohne Gegenleistung anderen zur Verfügung gestellt werden können. Es ist die caritative Ausrichtung der Arbeit. Nicht erst beim Hingeben einer Sache oder von Geldmitteln hat die christliche Agape (Liebe) ihren Ort sondern schon bei der Anfertigung eines Gegenstandes bzw. beim Verdienen des Geldes. Das klassische Beispiel dafür ist die Schneiderin Tabea von Apg. 9, 36-39, die Kleider und Mäntel anfertigte, um sie als Barmherzigkeitsgaben zu verwenden.

Dieses Liebesmotiv ist ein ausgesprochen christliches Arbeitsmotiv. Im Epheserbrief steht es geradezu als Mahnung: „wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen das Gut, damit er etwas habe, zu geben den Bedürftigen.“ (4, 28). In der Apostelgeschichte formuliert Paulus es folgendermaßen: „Ich habe es euch alles gezeigt, daß man also arbei-

ten müsse und sich der Schwachen annehmen und gedenken an das Wort des Herrn Jesu; denn er hat gesagt: Geben ist seliger als Nehmen.“ (Apg. 20, 35).

2. *Die Gemeinschaftsbezogenheit des Handwerks als Dienens am Mitmenschen dokumentiert sich im wirtschaftlichen Selbstversorgen des Handwerkers, im Abzielen seiner Arbeit auf das Wohl der Gemeinschaft und im Mitbestimmtsein des Erlöses zur Linderung der Not.*

3. Die Sachbezogenheit des Handwerks

Dem christlichen Handwerker ist das von ihm herzustellende Produkt nicht nur ein Mittel zu irgendeinem anderen Zweck (etwa Geldverdienen) sondern eine ernstzunehmende Sache. Er sieht in seinem fertigen Werk eine Sache, die er nach bestem Wissen und Können *so* und gerade *so* herstellt, weil diese Sache *so* ihrer Aufgabe am besten gerecht werden kann. Dies ergibt sich folgerichtig aus der Gemeinschaftsbezogenheit des Handwerks.

Das heißt: der christliche Handwerker arbeitet ganz sachlich. Das Handwerksprodukt soll wenigstens letztmögliche dem jeweiligen Stand des Könnens entsprechende Qualitätsarbeit sein, die zur Zeit ihres Entstehens zum gleichen Preis nicht besser hergestellt werden kann.

Handwerksarbeit im christlichen Verständnis ist daher immer, profan ausgedrückt: Qualitätsarbeit, und darum ist sie ganz *sachliche Arbeit*. Der christliche Handwerker soll das sachlich Bestmögliche herstellen.

Das Dritte, was die Bibel so von der sittlichen Ausführung der Handwerksarbeit aussagt, ist die „*Treue*“. Wir würden es vielleicht mit Gewissenhaftigkeit übersetzen können.

Es ist ein Unerhörtes, was den Handwerkern 2. Kön. 22, 3-7 an Vertrauen entgegengebracht wird. Hier wird angeordnet, daß man das gesammelte Geld zum Tempelbau den Handwerkern gebe, ohne Abrechnung von ihnen zu verlangen, auf Treu und Glauben. Es heißt da, daß man das Geld gebe den Zimmerleuten, den Baumännern, den Maurern, den Schreibern, den Steinmetzen, „doch daß man keine Rechnung von ihnen nehme von dem Geld, das unter ihre Hand getan wird, sondern daß sie auf Vertrauen handeln.“

Hier hat das Handwerk eine ihm in besonderer Weise gemachte Auflage, durch die sich seine Gottbezogenheit in besonderer Weise zeigt. Gewiß geht es darum, daß der Handwerker seinen Lebensunterhalt verdient, daß er sein Geld bekomme; aber das Ziel handwerklicher Arbeit dient den anderen Menschen, dient der Gemeinschaft und muß darum ganz zweckentsprechend sein. Das fertige Werk ist den Menschen und letztlich Gott zu Dienst da. Nur aus solcher Verantwortlichkeit gibt es ein „ehrliches Handwerk“.

Das meint auch das Buch Jesus-Sirach mit seiner Forderung vom: „recht handeln mit zeitlichem Gut in Kaufen und Verkaufen.“ (Jes. Sir. 42, 5). Unter den Geboten der fünf Bücher Mose steht auch dies für den Handwerker ebenso wie für den Kaufmann geltende: „Wenn du nun etwas deinem Nächsten verkaufst oder ihm etwas abkaufst, so soll keiner seinen Bruder übervorteilen!“ (3. Mos. 25, 14).

Die Treue bei der Handwerksarbeit bezieht sich aber nicht nur auf den Preis für das hergestellte Werk. Sie bezieht sich ebenso auf die gewissenhafte Treue in der Durchführung der Arbeit. Auch einmal vom Preise ganz abgesehen, soll der Handwerker das in Auftrag gegebene Werk nach den besten Methoden und Grundsätzen fachlichen Könnens gewissenhaft herstellen, das ist treue Arbeit, das ist „ehrliches Handwerk“. So heißt es 2. Chron. 34, 12 von den Bauhandwerkern: „Die Männer arbeiteten am Werk treulich.“

Das Neue Testament fordert diese Treue sogar von den Sklaven, die doch im Prinzip kein freudiges Interesse an der ihnen auferlegten Arbeit haben. Sie sollen „nicht veruntreuen sondern alle gute Treue erzeugen“ (Tit. 2, 10). Die Gradlinigkeit, die Aufrichtigkeit ist auch für die Arbeitsleistung gefordert. Im Epheserbrief ist diese von den Sklaven geforderte Eigenschaft die „Einfalt des Herzens“ genannt (Eph. 6, 5), womit gemeint ist: ohne Hintergedanken, ohne Ränke. Wie viel mehr gilt dies dann von selbständigen Handwerkern! Wie jeder Christ so soll auch der Handwerker seinen Lebenswandel so führen, daß er „ein gutes Gewissen“ haben kann (1. Petr. 3, 16). Nicht nur in bezug auf das außerberufliche Leben, sondern für den ganzen Menschen gilt das Jakobuswort: „Wer da weiß, Gutes zu tun, und tut's nicht, dem ist's Sünde.“ (Jak. 4, 17). Die Treueforderung beschränkt sich nicht auf das Geld, sie umfaßt auch die Arbeitsleistung. „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu; wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht.“ (Luk. 16, 10).

3. Die Sachbezogenheit des Handwerks repräsentiert sich im Dienen seiner Arbeit vor Gott und an den Mitmenschen bei nüchterner Sachlichkeit der Qualitätsarbeit und vertrauenerweckender Treue.

Das *Dienen* handwerklicher Arbeit macht so den ethischen Blutkreislauf aus, ohne den eine Bestimmung nicht möglich ist. Es gibt keine von ethischer Bezugnahme freie Definition des Begriffs Handwerk oder des umfassenderen Begriffs Arbeit.

III. Die Bedeutung des Schöpfungsglaubens für das Handwerk

Vorbemerkung

Der erste Artikel des christlichen Glaubensbekenntnisses spricht von Gott dem Schöpfer und Erhalter der irdischen Welt; aber dieser Artikel steht nicht isoliert einfach addierbar neben den beiden anderen Artikeln. Der Schöpfergott ist derselbe, der in Jesus Christus die Erlösung bewirkt hat und der als Heiliger Geist die Menschen in den Glauben beruft. Ein Glauben an diesen Gott ist ohne den Heiligen Geist nicht möglich, und dieser Heilige Geist ist zugleich der Geist Christi. Wenn daher von der Bedeutung des Handwerks innerhalb der Schöpfungswelt die Rede sein soll, ist das nur von dem durch den Heiligen Geist bewirkten Glauben möglich. Es kann sich also nicht einfach darum handeln, eine statische „Ordnung“ (etwa naturrechtlicher Auffassung) aufzuzeigen, in der auch der Handwerker seinen festen Platz hat; es kann sich nur darum handeln, von dem geistgewirkten Glauben zu sprechen, der mit allem Geschehen auch das Handwerk in Beziehung zu Gott sieht. Wenn aber nun weiter dieser Glaube ein Glaube an den in Christo sündenvergebenden Gott ist, so ist damit bereits ausgesagt, daß auch mit dem Handwerk nicht mehr alles in einer schöpfungsgemäßen Ordnung ist. Das Handwerk ist ein durch den Menschen sich vollziehendes Handeln, und dieser Mensch ist nicht mehr der paradiesische, er ist der gefallene Mensch. Das Handwerk steht daher in einer gefallenen „Ordnung“, es steht in einer durch menschliche Schuld in Unordnung geratenen Schöpfung, so daß aus seinem Sein nicht mehr sein Sein-Sollen erkennbar ist. Folglich kann nicht mehr bedenkenlos von der „Schöpfungsordnung“ des Handwerks die Rede sein, aber es wird von dem Glauben die Rede sein müssen, der das Handwerk in Beziehung zu dem Schöpfergott sieht.

1. Das Handwerk als Existenzgrundlage

Wie alle menschliche Arbeit hat auch die handwerkliche den ihr von Gott gesetzten Zweck, daß sie ihre Arbeiter ernähre. Hierin macht Handwerksarbeit keinen Unterschied zu irgendeiner anderen Arbeit aus. Die Bibel verbrämt das Handwerk nicht in idealistischem Sinne, daß etwa der Handwerker nur aus Freude an der Arbeit oder nur aus Idealismus arbeite. Der „Schweiß des Angesichtes“ hat auch im Handwerk das „Brotessen“ zum Zweck (1. Mos. 3, 19). Es geht auch in dieser Beziehung in der Bibel ganz nüchtern zu. Aber das eben ist das Eigene am biblischen Ethos, daß es diesen Ernährungszweck aller Arbeit als göttlichen Willen, ja als göttlichen Segen versteht. Am schönsten ausgedrückt ist dies in dem Psalmwort:

„Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit,
Wohl dir, du hast es gut.“ (Ps. 128, 2).

Im Sirach-Buch lesen wir: „Wer sich von seiner Arbeit nährt und läßt sich genügen, der hat ein fein ruhig Leben.“ (Jes. Sir. 40, 18). Die Handwerksprodukte wiederum werden auch in den Dienst des Beschaffens der Nahrung im

weiteren Sinne des Wortes gestellt; so etwa das Schiff: „Denn dasselbe (das Schiff) ist erfunden, Nahrung zu suchen, und der Meister hat's mit Kunst zubereitet. Aber deine Fürsorge, o Vater, regiert es; denn du gibst auch im Meer Wege . . . Doch weil du nicht willst, daß brach liege, was du durch deine Weisheit geschaffen hast, geschieht's, daß die Menschen ihr Leben auch so geringem Holz anvertrauen.“ (Weis. Sal. 14, 2-5).

Das Buch der Sprüche Salomonis ist daher erfüllt von den Mahnungen zur Arbeitsamkeit (Sprüche 6, 6-11. - 10, 4-20, 4. - 26, 13-16, - 24, 27. 30-34. - 12, 24-27. - 19, 15. - 28, 19). Alle diese Sprüche weisen darauf hin, daß die Arbeit zur Ernährung und Lebenserhaltung des Menschen dient und dies eben ihr ganz nüchterner und realer Zweck ist. Da wird die Ameise als Beispiel angeführt (Sprüche 6, 6-11); da wird auf den Schaden als Folge der Trägheit hingewiesen (Sprüche 10, 4. - 19, 15. - 20, 4), daß etwa Not und Armut wie ein gewappneter Mann in das Haus der Faulen eindringen (Sprüche 24, 33-34); da heißt es: „Wer einen Acker baut, wird Brot genug haben; wer aber dem Müßiggang nachgeht, wird Armut genug haben. Ein treuer Mann wird viel gesegnet; wer aber eilt, reich zu werden, wird nicht unschuldig bleiben.“ (Sprüche 28, 20). Oder der Prediger sagt: „Durch Faulheit senkt sich das Gebälk eines Hauses, und infolge Lässigkeit der Hände regnet's durch das Dach.“ (Pred. 10, 18). Vom Essen, Trinken und Fröhlichsein heißt es für den Menschen: „und solches werde ihm von der Arbeit sein Leben lang, das Gott ihm gibt unter der Sonne!“ (Pred. 8, 15). Oder es heißt: „Alle Arbeit des Menschen ist für seinen Mund; aber doch wird die Seele nicht satt davon.“ (Pred. 6, 7)!

Hier ist die Bestimmung und zugleich die Grenze der Arbeit gegeben. Sie hat es mit zeitlichen Gütern zu tun und kann niemals das Gottesreich verdienen. Daher ist jede asketisch-verdienstliche Wertung der Arbeit verwehrt. Das Heil der Seele kommt allein durch Jesus Christus, — nicht aber durch menschliche Arbeit, und sei diese noch so selbstlos und aufopfernd. In diesem Sinne hat auch Paulus seine Handwerksarbeit getan und verstanden: „Ihr wißt selbst, daß für meine und meiner Begleiter Lebensbedürfnisse diese meine Hände gedient haben.“ (Apg. 20, 34). Oder er sagt: „Wir haben nicht geschenktes Brot von irgendwem gegessen, sondern in Mühe und Anstrengung haben wir gearbeitet.“ (2. Thess. 3, 8).

Dies ist demzufolge auch in der gefallenen Welt eine dem Menschen erteilte göttliche Anordnung, daß er durch Arbeit die zu seiner Lebenserhaltung notwendigen Dinge beschaffen bzw. bereitstellen soll. Durch den Sündenfall ist dieser Sachverhalt nicht aufgehoben (vgl. unten Abschn. III, 3); vielmehr will Gott aus seiner Barmherzigkeit dem aus der Gottesgemeinschaft ausgebrochenen Menschen durch die Bindung der Lebenserhaltung an die Arbeit und durch Erhaltung der Schöpfung als Nahrungsquelle (vgl. Matth. 5, 45: „Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte“) zeigen, daß seine Barmherzigkeit auch an der Treulosigkeit des Menschen keine Grenze hat. Denn: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ (1. Mos. 8, 22).

3. Das Handwerk als Mühsal und Segen

Dieses Charakteristikum handwerklicher Arbeit, daß sie etwas vom Persönlichkeitswert repräsentiert, darf aber nicht dazu verführen, handwerkliche Arbeit leicht zu nehmen, zu idealisieren oder als reine Freude anzusehen. In der Welt, in der die Menschheit lebt, handelt es sich nicht um eine selbstverständlich „in Ordnung befindliche“ Welt. Der naive Optimismus, der die vorfindliche Welt einfach mit der aus Gottes Hand gekommenen Welt gleichsetzt, ist eine Illusion, sogar eine gefährliche Illusion, weil sie den Menschen auf einen Irrweg führt. Darum ist der Begriff „Schöpfungsordnung“ nur mit so großen Vorbehalten zu gebrauchen, daß es angeraten erscheint, ihn zumindest hier zu vermeiden. Denn wir leben nicht in einer intakten Schöpfungsordnung, sondern in einer durch menschliche Schuld sehr in Unordnung geratenen „Ordnung“.

Auch der Handwerker kann sich nicht in der Illusion wiegen, seine Handwerksarbeit stehe in einem wohlfunktionierenden Ordnungszusammenhang. Selbst wenn der Handwerker mit seinen handwerklichen Mitteln darangeht, das Seine dazu beizutragen, daß die Erde den Menschen untertan werde, wird er sehr bald erfahren müssen, daß auch durch seinen handwerklichen Beitrag das Gegenteil eintreten kann und der Mensch ein Sklave irdischer Größen wird. Auch bei getreuer handwerklicher Arbeit ist das Funktionieren nicht so gesichert, daß der Handwerker sich stets von ihr nähren könne. Die handwerkliche Arbeit soll gewiß dazu dienen, dem Handwerker die irdische Existenz zu erhalten; aber sehr bald schon wird festzustellen sein, daß eben dieselbe Arbeit die Lebenskräfte aufzehrt. Auch die Handwerksprodukte selbst können sehr leicht zu Disteln und Dornen werden, und selbst wenn sie geraten, stehen sie nicht einfach in einer „Ordnung“ am rechten Platz sondern stellen oft auch eine Versuchung dar und dienen dann zum Schlechten (Luxusmöbel, Luxuskleidung, Luxusgeräte ziehen mit magischer Kraft den Blick auf sich).

Wie für alle Arbeit, so gilt es auch für die handwerkliche in vollem Sinne, was 1. Mos. 3, 17-19 steht: „Mit Mühsal sollst du dich davon nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er (der Acker) dir tragen Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest.“

Auch das Leben des Handwerkers ist „Mühe und Arbeit“ (nach Ps. 90, 10). Dies bleibt auch der Arbeit eines christlichen Handwerkers anhaften. Ihm wird die Arbeit oder werden die Arbeitsbedingungen nicht erleichtert. Auch der Handwerker Paulus spricht davon, daß er „mit Mühe und Anstrengungen“ sein Brot verdient habe (2. Thess. 3, 8) und daß er zu seiner Missionsarbeit noch „die Mühe und Arbeit“ seines Handwerks getragen habe (2. Kor. 11, 27).

So wie der Acker trotz menschlicher Mühe nicht die an sich mögliche Ertragsmenge hervorbringt sondern statt dessen einen großen Teil Dornen und Disteln, so auch mißrät dem Handwerker oft seine Arbeit. Es ist dies mehr als eine Tücke des Objekts, es ist durch menschliche Sünde hervorgerufene Fluchwirkung Gottes. Der Acker ist verflucht; das Arbeitsfeld des Menschen, auch das des Handwerkers, ist daher ein undankbares Feld, dessen Ertrag nicht der Menge oder Qualität der hineingesteckten Arbeit entspricht. So heißt es schon bei dem Töpfer im Buch des Propheten Jeremia: „Und der Topf, den er aus Ton macht,

mißriet ihm unter den Händen.“ (18, 14). Von diesem Sachverhalt spricht auch Psalm 127, 1-2: „Wo der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wacht der Wächter umsonst. Es ist umsonst, daß ihr früh aufstehet (zur Arbeit) und (erst) spät euch niedersetzt und das Brot der Mühe eßt.“ Diese Mühsal der Arbeit korrespondiert der lebenserhaltenden Bedeutung der Arbeit. So wie die Arbeit das Leben ernährt, so auch verzehrt sie es.

Ein Handwerk ausüben zu können und zu dürfen, ist trotzdem ein Segen Gottes. „Der Herr dein Gott hat dich gesegnet durch alle Werke deiner Hände; darum sollst du fröhlich sein.“ (5. Mos. 16, 15). Gott gibt so den Auftrag der Handwerksarbeit, und er gibt mit dieser Handwerksarbeit seinen Segen. Auch auf handwerklicher Arbeit liegt ein Segen Gottes; allerdings ein Segen, der nicht durch Arbeit erreicht wird. Um den Segen kann der Mensch nur beten. Sonst bleibt all sein Tun umsonst. Zusammengefaßt ist dies in dem schönen Psalm-Gebet: „Der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns; ja, das Werk unserer Hände wolle er fördern.“ (Ps. 90, 17).

Dieser Segen wird denen zuteil, denen Gott ihn geben will. Er fordert wohl, daß „du der Stimme des Herrn, deines Gottes, gehorchst“ (5. Mos. 28, 1); aber er verheißt auch dann: „Gesegnet wird sein dein Korb und dein Backtrog.“ (5. Mos. 28, 6).

Aber dies bedeutet eben nicht, daß der Fromme durch Gebet reich werden wird. Gott „läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ (Matth. 5, 45). Aber der Segen besteht schon darin, daß „Genüge“ sein wird. „Es ist genug zu diesem Leben, wer Wasser und Brot, Kleider und Haus hat, daß er seine Notdurft decken kann . . . Habe dein Genüge an Geringem und an Vielem.“ (Jes. Sir. 29, 28-30 - vgl. Sprüche 28, 20). Vgl. 1. Tim. 6, 6-8: „Es ist aber die Frömmigkeit verbunden mit Genügsamkeit ein großer Erwerb. Denn wir haben nichts in die Welt hereingebracht; so ist offenbar, daß wir auch nichts hinausbringen können. Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, so sollen wir uns daran genügen lassen.“ (vgl. auch Phil. 4, 11-13. - Hebr. 13, 5. - Sprüche 30, 8: „Reichtum und Armut gib mir nicht, laß mir aber mein bescheiden Teil Speise zukommen.“ Darum im Vaterunser die Bitte: „Unser täglich Brot gib uns heute“ (Matth. 6, 11). Weil es auf Gott allein ankommt und in ihm das Leben und volle Genüge ist, darum Jesu Mahnung: „Trachtet zum ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches dazugelegt werden.“ (Matth. 6, 33). So weiß die Bibel trotz der Mühsal der Arbeit nichts von pessimistischem Resignieren und trotz des göttlichen auf die Arbeit gelegten Segens nichts von dem götzen Lebensstandard.

6. Handwerksarbeit ist lebenskraftzehrende Mühsal, auf die Gott den Segen der Genüge legt.

IV. Der Handwerker unter dem Kreuz

Vorbemerkung

Das Leben in solchem Glauben ist ein Wagnis, das keineswegs aufgeht in einem Versorgtwerden des Menschen durch den „lieben“ Gott. Es mag sein, daß ein Handwerker es wagt, sein ganzes Handeln von der Blickrichtung auf Gott bestimmt sein zu lassen und dabei in äußerste existentielle Bedrängnis gerät, d. h. daß er seine Existenz seinem Glauben opfert. Es wird auch immer wieder eintreten, daß ein Handwerker trotz Gläubig-Sein-Wollens um seiner Existenz willen schwach wird, daß die Wogen der wirtschaftlichen Bedrängnis ihn zu überwältigen drohen (wie es den Jüngern beim Seesturm ergangen ist, Matth. 8, 23-27 parr.). In solcher Angst und Not verliert der Handwerker den Boden des Glaubens unter den Füßen und sinkt in die Wogen weltlichen Getriebes hinab wie der sinkende Petrus (Matth. 14, 28-30). Das heißt, der Mensch ist einfach nicht imstande, so starken Glauben aufzubringen, daß er nicht doch wieder von der Angst übermannt würde, und darum geht er als Handwerker doch immer wieder den Weg irdischer Sicherung, auch unter Preisgabe der Glaubenstreue. Auch der Handwerker steht in der Situation: „Ich glaube, — hilf mir in meinem Unglauben!“ (Mark. 9, 24). Auch vom Handwerker gilt das Pauluswort: „Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.“ (Röm. 7, 19). Auch der Handwerker ist ein Mensch von Fleisch und Blut, der das Unmögliche nicht fertigbringt. Die erschrockene Frage der Jünger: „Wer kann denn gerettet werden?“ und Jesu Wort: „Von seiten der Menschen ist's unmöglich!“ treffen auch den Handwerker (Mark. 10, 26-27). Es fragt sich nur, ob der Handwerker beim Scheitern seines eigenen Glaubens und Tuns stehen bleibt oder ob er auch das zweite Wort Jesu hört: „Aber nicht von seiten Gottes! Denn alles ist möglich seitens Gottes, (Mark. 10, 27). Es fragt sich, ob der „elende Mensch“ dennoch dazu kommt, Gott für die Rettung zu danken (Röm. 7, 24-25). Das bedeutet: der Handwerker wird vor das Kreuz gestellt, weil er nur durch Gnade auch für sein Berufsleben gerettet werden kann.

1. Das Kreuz macht den Handwerker zum Christen

Der Mensch ist uns als Mandatar Gottes, als ein von Gott über die Schöpfung eingesetzter Statthalter begegnet, dem Gott in bezug auf diese Welt gesagt hat: „macht sie euch untertan und herrscht über die Fische usw.“ (1. Mos. 1, 28). Mit diesem verantwortlichen Verwalten hängt die Gottbildlichkeit des Menschen aufs engste zusammen, weshalb auch die Verleihung der Statthalterschaft so unmittelbar auf die Kennzeichnung des von Gott geschaffenen Menschen als dem Bilde Gottes folgt (1. Mos. 1, 27 und 28). Der Mensch ist Gottes Bild nicht in einem Sein sondern in einem Beauftragtsein. Gott ist *der* Herr und Herrscher, der Mensch nur der abgeleitete, als Lehnsempfänger eingesetzte Gouverneur und nur insofern Bild Gottes, als er in diesem Auftrag lebt.

So soll der Mensch wohl Herr sein über Fische, Vögel und Tiere, soll die Pflanzen und die Bäume sich dienstbar machen (1. Mos. 1, 28-30). Damit hat er

auch den Auftrag, etwas zu tun, was wir formal „Arbeit“ nennen; aber dies eben doch nur als Statthalter und nicht aus eigener Machtvollkommenheit. Dazu hat ihn Gott mit Ehre und Schmuck gekrönt und zugleich unter die göttliche Macht gestellt, ihn „wenig niedriger“ denn diese gemacht (Ps. 8, 6). Darin und darum ist der Mensch ein Herr: „Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; alles hast du unter seine Füße getan.“ (Ps. 8, 7). Dieses Herr-Sein kann und soll der Mensch ausüben. Der achte Psalm gibt einen deutlichen Hinweis darauf, daß dieses Herr-Sein des Menschen in seiner Arbeit geschieht; denn hier werden die ursprünglichen Erwerbsarten des Menschen als der Ort aufgewiesen, an dem das Herrschen des Menschen sich vollzieht. Indem der achte Psalm das Wort „alles hast du unter seine Füße getan“, näher bestimmt durch die Aussage „Kleinvieh und Rinder, dazu auch das Jagdvieh, die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meer und alles, was die Ozeane durchzieht“ (Ps. 8, 8-9), werden die ursprünglichen Erwerbsarten des Hirten und Bauern, des Jägers und Fischers angeführt. Aber dieses Herr-Sein des Menschen vollzieht sich als ein Lobgesang zur Ehre Gottes. Indem der Mensch so seine Lehnsherrschaft ausübt, gibt er Gott die Ehre: „Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in aller Welt.“ (Ps. 8, 2 und 10). Dieser Lobpreis Gottes ist Ursprung und Ziel aller menschlichen Arbeit.

Genau an diesem Punkt aber, am Lobpreis Gottes, zeigt es sich, daß der Mensch ein ungetreuer Mandatar ist, nämlich einer, der sich etwas aneignet, was Gott sich vorbehalten hat (1. Mos. 3, 3). Damit wird die Ehre Gottes angetastet, aus dem Mandatar wird ein Usurpator, aus dem Beauftragten einer, der sein will wie Gott (1. Mos. 3, 5). Der Mensch ist aus der Statthalterschaft ausgetreten und verbirgt sich deshalb vor dem rechtmäßigen Herrn. Der Mensch, der sein Tun nicht mehr zur Ehre Gottes ausübt, ist nicht mehr Bild Gottes. In dieser Situation der treulosen Flucht steht der Mensch, und darum geschieht auch alle seine Arbeit zur Selbstverherrlichung des Menschen.

Indem nun der Handwerker seinem gottgegebenen Auftrag untreu wird, indem er sein ganzes Tun nicht auf Gott sondern auf sein Ich bezieht, wird er an seinem Auftrag zuschanden, d. h. am Gebote Gottes. Das alttestamentliche Gesetz etwa der Zehn Gebote ebenso wie die Bergpredigtforderungen des Neuen Testaments zeigen dem Handwerker, daß er eben das nicht ist, was er sein soll. Denn von Natur aus ist kein Mensch und also auch kein Handwerker imstande, Gott immer und überall im beruflichen Handeln die erste Stelle einzuräumen und zugleich seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben. Es brauchen für diese Erkenntnis hier nicht alle einzelnen Gebote angeführt zu werden, — etwa die Forderung, nur Gott als Herrn des Sinnens und Trachtens anzuerkennen; oder die Forderung nach absoluter Ehrlichkeit; oder die Forderung auf Verzicht der Begehrlichkeit; oder die Forderung nach Versöhnlichkeit; oder die Forderung nach Verzicht auf Vergeltung; oder die Forderung nach Verzicht auf Schätzesammeln usw. — Wir haben es bei den Handwerkern in Deutschland und überhaupt in Europa ja nicht in dem Sinne mit „Heiden“ zu tun, daß sie vom Gebote Gottes nichts wüßten; wir haben es mit Menschen zu tun, denen das Gebot Gottes ihr Unvermögen zum Leben in allen Geboten bezeugt. Darum

kann sich kein Mensch von der Schuld freisprechen, sie sind alle abgewichen (Röm. 2, 1. - 3, 12). Die Erkenntnis der Sünde entsteht am Gesetz Gottes (Röm. 7, 7). Der Handwerker, der Christ sein will, erfährt am Gebot, daß er doch nicht Christ sein kann.

Damit stehen wir vor der entscheidenden Problemstellung, in dem wir gefragt sind, ob ein Handwerker Christ sein, d. h. in seinem Beruf als Christ leben und handeln könne und ob und wie dies — wenn es dem Menschen nicht möglich ist — doch bei Gott möglich ist. Wir sind an das zentrale Problem geführt, weil wir vor dem Kreuz als dem Zentrum des christlichen Glaubens stehen. Die Frage, ob ein Handwerker Christ sein könne, ist nur vom Kreuz her zu beantworten.

Was hat das Kreuz Christi dem Handwerker für sein Berufsleben zu sagen und zu bedeuten? Das Kreuz gibt keine Patentlösung und keine Medizin, durch die der Handwerker instand gesetzt würde, doch das zu sein, was er nicht sein kann. Das Kreuz ist auch für das Berufsleben das Gericht über die Sünde und zugleich die Erlösung von der Sünde. Würden dem Handwerker nur ethische Richtlinien und Appelle etwa in Form von Geboten zugemutet, so stünde er damit beim Scheitern doch wieder hilflos alleine. Es liegt eben eine unaufhebbare Spannung darin, daß derselbe Mensch zugleich Handwerker und in seinem Handwerkersein auch Christ sein soll.

Nun kann eine christliche Ethik nie Gebotsethik, Legalitätsethik oder gar Kasuistik sein. Christliche Ethik ist Personethik; aber auch nicht Ethik der „natürlichen“ Person Mensch, sondern Ethik der im Kreuz gerichteten und geretteten Person.

Daß auch der sog. „christliche Handwerker“ nicht ist, was er sein soll, bedarf keiner näheren Erörterung. Die Spannung zwischen dem Sein und dem Sein-Sollen kann er nicht beseitigen, er kann sich nicht selbst heiligen. Sein Handwerksleben muß ihm daher ein Stachel zum schlechten Gewissen sein. Er *will* vielleicht wohl die Gebote erfüllen und seine Handwerksarbeit ganz auf die Gemeinschaft mit Gott und den Menschen und auf die Sache ausrichten, aber er *kann* es nicht (Röm. 7, 18: „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht.“). So kann er sich nicht als ganzheitliche Person sondern nur als gesplattene verstehen. Er muß daran scheitern, sein Handwerk als Christ auszuüben.

In der modernen Welt des Egoismus, der Vergötzung kreatürlicher Werte, der rücksichtslosen Gewinnsucht und des hektischen Betriebes, die alle das Handwerk bedrängen und einengen, aber auch ergreifen und durchsetzen, wird die Spannung durchweg bis zum Brechen des Bogens erhöht. Es ist ein ganzer Komplex äußerer Hemmnisse, Schwierigkeiten und Grenzen, die es dem Handwerker verwehren, in seinem Berufsleben als Christ zu handeln. Alle äußeren Gründe sind nur auslösende Momente für die Gewissensfrage. In einer „weltlichen“ Welt, in einer sündenerfüllten und sündenbeherrschten Welt soll und will er als Christ seinen Beruf nach „nicht-weltlichen“ Motiven ausüben.

Dabei steht der Handwerker vor einer erheblich größeren Schwierigkeit als frühere Handwerker-Generationen. Die von der Welt auf ihn einstürmenden,

von ihm Besitz ergreifen wollenden Mächte sind so zahlreich und mächtig geworden, daß es ganz offensichtlich geworden ist: der Handwerker kann sich ihrer nicht erwehren. Das Problem verdichtet sich bei ihm zu der Frage, ob er als Handwerker noch Christ sein kann oder als Christ noch Handwerker bleiben kann. Diese Gewissensnot hat nicht der Handwerker alleine; aber er ist vielleicht ein besonders ausgesuchtes Schlachtfeld, auf dem die Macht der Sünde ihren Sieg erstrebt. Das Tragische ist nun, daß diese Dinge noch miteinander verknüpft sind. Gibt der Handwerker sein christliches Wollen auf, so ist er auch nicht mehr Handwerker im eigentlichen Sinne des Wortes sondern bestenfalls Facharbeiter. Es ist kein Zufall, daß die vor- und außerchristliche Antike den Handwerker im verächtlichen Sinne als „Techniker“ oder gar „Banausen“ ansprach, obwohl sie seine Produkte sehr zu schätzen wußte. Handwerk mit dem heutigen Begriffsinhalt gibt es nur im Zusammenhang mit christlicher Lebensordnung, auch wenn die vorchristliche Wertung in Form der Unterscheidung von „geistiger Arbeit“ und „Handarbeit“ auch in die „christliche“ Vorstellung Eingang fand. Auch die nachchristliche Welt (etwa das Sowjetsystem) weiß den Handwerker nur als Facharbeiter (Spezialist) zu verstehen. Will aber der Handwerker wirklich Handwerker bleiben, so muß er Christ bleiben, seinen Beruf als gottgegebenen in Verantwortung auszuübenden Auftrag verstehen. Und das — kann er nicht. Wie soll der Handwerker in der Welt stehen und doch „sich von der Welt unbefleckt erhalten“? (Jak. 1, 27).

Schon das moderne Wettbewerbsleben mit seiner Unlauterkeit seinen Unwahrheiten und Halbwahrheiten, seiner Korruption und Unbarmherzigkeit drückt den ehrlich-bleiben-wollenden Handwerker rücksichtslos beiseite. Er muß, wenn er ehrlich bleiben will, auf Aufträge verzichten können. Wie weit kann und darf er dies, ohne seine Existenz (und die seiner Mitarbeiter und seiner Familie) zu gefährden? Eine große Gefahr liegt in der Handhabung der Vergabung von Aufträgen, vor allem im Bauhandwerk, und im System der Submission. Zudem hat der Handwerker in der Industrie einen nach Massenproduktion und Niedrigkeit der Unkosten ihm weit überlegenen Konkurrenten erhalten, der bestimmte Fertigungen einfach dem Handwerk entzogen hat, ja ganze Handwerksarten zum Erliegen bringt. Alles spitzt sich auf die Frage zu: kann der Handwerker heute in seinem Berufsleben Christ sein bzw. christlich handeln? Stellt man diese Frage so in ihrer nackten Brutalität, so kann die Antwort nur „Nein“ lauten. Ebenso wenig wie irgendeinem anderen Beruf ist es dem Handwerker möglich, sein „Christ-Sein“ selbst herbeizuführen, auf das eigene Tun zu begründen. Das Christ-Sein ist kein statisches „Sein“, es ist eine militia Christi, es ist ein immerwährender Kampf mit der Sünde. Aber auch das ist noch nicht das Zentrum, denn: es ist ein aussichtsloser Kampf des Handwerkers; doch ein Kampf, in dem Christus den Sieg schon errungen hat. Was dem Menschen unmöglich, das hat Christus bereits getan.

Käme es auf das Handeln des Handwerkers an, so wäre der Kampf schon verloren, ehe er aufgenommen wird. Denn es ist dem Handwerker nicht möglich, das Handwerk zu verchristlichen. Er müßte erst die ganze Welt christlich machen (eine *contradictio in adjecto*), wenn er Aussichten haben wollte, sich

mit seinen „christlichen Grundsätzen“ in dieser Welt zu behaupten und zu bewähren. Er müßte in einer heiligen (nicht weltlichen) Welt leben und selbst ein Heiliger sein. Gerade dies aber sagt das Kreuz nicht. Gott will nicht die Welt oder die Menschen so „fromm“ machen, daß sie sich selbst erlösen können.

In dieser unmöglichen Situation steht der „christliche Handwerker“. Aber er steht in dieser Situation unter dem Kreuz: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf das alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“. (Joh. 3, 16). Diese Welt, diese sündige, verlorene Welt, nicht erst eine „christliche“, hat Gott geliebt. Weil diese Welt sich nicht selbst erlösen kann, hat Gott seinen Sohn zur Erlösung hingegeben. Also gilt das Kreuz auch dem an seinem Christ-Sein zuschanden werdenden Handwerker. Gott wartet nicht auf Vorleistungen des Menschen; er *hat* den Menschen bereits geliebt, ehe denn dieser Gott lieben konnte. Gott hat diesen Menschen bereits errettet, und zwar im Kreuz. Sonst könnten weder der Schächer am Kreuz noch der raffgierige Zakchäus errettet werden. Das Christ-Sein des Handwerkers, des in der Sünde und unter der Sünde stehenden Handwerkers, ist ein Dennoch-Christ-Sein, und zwar trotz seiner Sünde; durch das Kreuz ist dieser glaubende Handwerker dennoch Christ, insofern das Kreuz der Vergebung über ihm leuchtet. Das Kreuz macht den Handwerker auch in seinem Berufsleben zu einem simul justus ac peccator.

Nur dann kann der Handwerker es wagen, Christ-Sein zu wollen in seinem Handwerk. Des Handwerkers Existenz als Christ beruht nicht auf seiner sozialen und ethischen Durchführung seines Berufes, sondern allein auf dem Kreuz. Dieses Kreuz sagt dem Handwerker nicht, es sei mit seinem Nicht-Christ-Sein, mit seiner Sünde, nicht so schlimm; es zeigt ihm vielmehr, wie radikal schlimm es damit ist; so schlimm, daß er nicht Christ sein kann; so schlimm, daß Gott eingreifen und seinen Sohn für diesen Handwerker sterben lassen mußte. So ist das Kreuz das Gericht über das „Christ-Sein“ des Handwerkers. Das Kreuz ist jedoch kein Vorschuß-Ablaß, daß etwa der Handwerker sich auf Grund des Kreuzes beruhigen könnte und sagen dürfte: Nun darf ich in meinem Beruf ruhig schuldig werden, denn Gott vergibt mir um des Kreuzes Christi willen.

Für den Handwerker ist die Unmöglichkeits-Situation des Christ- und Handwerker-Seins besonders ernst, weil im Handwerker der Facharbeiter, der Arbeitgeber, der Kaufmann und der Erzieher und Lieferant *eine* Person sind, also eine ihn erdrückende vielfältige Last auf ihm liegt. Aber gerade auch über diesem verantwortungsüberbürdeten Handwerker leuchtet das Kreuz. Er kann gewiß nicht vor seine Mitarbeiter und Kunden treten und sagen: Seht, was für ein frommer und gerechter Christ ich bin! Er kann nur so Christ sein, daß er auf das Kreuz vertraut und hinweist. Dies Kreuz rettet ihn aus seiner unmöglichen Situation.

7. Das Kreuz richtet den in seinem Beruf an seinem Christ-Sein schuldig werdenden Handwerker und richtet ihn auf.

2. Das Kreuz macht den Handwerker zum Bruder

Dieses richtend-rettende Kreuz sieht der Handwerker aber auch über seinem Lehrling, seinem Gesellen, seinem Lieferanten und seinem Kunden. Es sollen „alle“, die an den Gekreuzigten glauben, gerettet werden. Die Gemeinschaftsbezogenheit des Handwerkers kann daher nicht nur in sog. human relations bestehen, denen zufolge er einigermaßen menschlich mit seinen Mitarbeitern umgeht. Das könnte ein „Nicht-Christ“ auch. Das ist nur Oberflächen-Gemeinschaft. Der sich unter dem Kreuz verstehende Handwerker sieht in seinem Lehrling wie in seinem Kunden wie in allen Menschen, mit denen er beruflich zu tun hat, Menschen, über denen das Kreuz leuchtet; Menschen, für die Christus gestorben ist. Sie sind bei Gott so viel wert, daß er seinen Sohn für sie sterben ließ. Sie sind also nicht nur Menschen, sie sind Geliebte Gottes, zu Kindern Gottes Bestimmte.

Nur wer Vergebung empfangen hat, kann auch Vergebung ausstrahlen. Darum darf von einem sich nicht unter dem Kreuz wissenden Handwerker auch nicht wirkliche Vergebungsbereitschaft verlangt werden. Aber nur, wo Vergebung ist, wird letzte und eigentliche Gemeinschaft. Der von seinem Lieferanten betrogene, von seinem Lehrling belogene und von seinem Kunden überforderte Handwerker kann nur vom Kreuz her „dennoch“ Gemeinschaft mit diesen Menschen haben, weil die ihm geschenkte Vergebung von ihm wiedergespiegelt wird zu den Menschen, mit denen er es beruflich zu tun hat. Dennoch hat er in diesen Sündern solche zu sehen, für die Christus gestorben ist. Eine wirkliche Gemeinschaftsbezogenheit kann der Handwerker nur vom Kreuz her üben.

Das brüderliche Verhalten zum Mitmenschen gründet sich nicht darauf, daß der eine Mensch im Unterschied zu vielen anderen besonders mitempfindend veranlagt sei oder einen guten Charakter habe; es gründet sich auch nicht darauf, daß der eine Mitmensch es wert sei oder verdient habe, als Bruder behandelt zu werden. Die Brüderlichkeit „hat“ ein Mensch nicht; er kann allenfalls das auf ihn fallende Licht des brüderlichen Verhaltens Gottes (der seinen Sohn den Menschen zum Bruder werden ließ) wie ein Spiegel in seine Umwelt zu seinen Mitmenschen strahlen lassen. Darum begründet schon Jesus ein brüderliches Verhalten nicht im Charakter des Menschen oder Mitmenschen sondern im Verhalten Gottes: „Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.“ (Luk. 6, 36). Paulus drückt dies in den Worten aus: „Wandelt in der Liebe, gleichwie Christus uns geliebt hat und sich selbst dargegeben für uns als Gabe und Opfer.“ (Eph. 5, 2).

Wenn in der Urchristenheit für die Gemeindeglieder untereinander die Anrede „Bruder“ bzw. „Brüder“ üblich war, so nicht auf Grund leiblicher oder charakterlicher Verwandtschaft sondern weil Christus Bruder der Menschen geworden ist, indem er sich am Kreuz für die Menschen hingab. Darum und nur darum sind alle, die an diesen gekreuzigten Herrn glauben, Brüder untereinander. „Denn dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei. Du aber, was richtest du deinen Bruder? Oder, du anderer, was verachtest du deinen Bruder?“ (Röm. 14, 9-10).

Vom Kreuz her ist der Handwerker so den ihm in seinem Beruf Begegnenden ein Bruder. „Darum nehmet euch untereinander an, gleichwie Christus uns angenommen hat“! (Röm. 15, 7). Gilt diese Mahnung für das gesamte mitmenschliche Verhalten des Glaubenden, so gilt es auch für das berufliche. Als Beispiel solchen brüderlichen Verhaltens sei auf Philemon hingewiesen, dem sein Sklave Onesimos entlaufen war. Paulus sendet den von ihm bekehrten Onesimos dem schon früher bekehrten Philemon zurück und ermahnt letzteren, den Onesimos „nicht mehr als einen Sklaven sondern als mehr denn einen Sklaven, nämlich als geliebten Bruder“ wieder anzunehmen (Phlm. 16).

8. *Das Kreuz stellt die brüderliche Gemeinschaft zwischen dem Handwerker und den ihm im Beruf begegnenden Menschen her.*

3. Das Kreuz macht den Handwerker zum Kreuzträger

Ist das, was das Kreuz so bewirkt und fordert nicht doch eine schwere Last? Jetzt soll der Handwerker über die Gebotserfüllung hinaus sogar vergeben können, um Gemeinschaft zu begründen! Gewiß ein Schweres, aber auch ein Befreiendes! Denn es geht in der Berufsarbeit um den Menschen, auch wenn ganz sachliche Dinge hergestellt werden. Im Letzten hat es der Handwerker nicht mit der toten Materie zu tun, der er Gestalt verleiht, sondern mit Menschen, denen er so dienen will. Das Kreuz ist und bleibt so für den Handwerker ein Kreuz, denn er selber soll Kreuzes-Nachfolger sein.

Indem der Handwerker sich unter das Kreuz stellt, wird er nicht von der Mühsal und Plackerei befreit. Er erhält keine leichteren Lebens- und Arbeitsbedingungen. Das Leben unter dem Kreuz ist ein Noch-Nicht des Lebens im Paradies. Aber es ist eine neue Schau, eine neue Wertung und eine neue Kraft zum Leben in dieser Welt der Mühsal. „Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus, durch welchen wir auch den Zugang haben im Glauben zu dieser Gnade, darin wir stehen, und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll. *Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch der Trübsal*, dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringt, Geduld aber bringt Erfahrung: Erfahrung aber bringt Hoffnung: Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden“ (Röm. 5, 1-5). Nicht die Arbeit wird anders, aber das Ethos der Arbeit wird anders, wenn der Mensch ein anderer geworden ist.

Es ist eine Illusion zu meinen, durch Gemeinschaftsbezogenheit der Arbeit ließe sich die Mühsal leicht ertragen. Das Wissen des Handwerkers darum, daß seine Arbeit volkswirtschaftlich für die Gesamtheit Nutzen hat, kann ihm die Mühsal der Arbeit nicht nehmen. Im Gegenteil, er muß sich noch mehr entwertet vorkommen, wenn er nur ein Rädchen im großen Getriebe der Gesamtwirtschaft sein soll. Hat das *für ihn* einen Sinn? Seine Plackerei ist nur da, damit ein unbedeutendes Teilchen der Wirtschaft hergestellt wird. Der Sinn der

Arbeit ist weder individualethisch (ich arbeite für mich) noch sozialetisch (ich arbeite für Andere) zu fassen. Auch die Tatsache, daß wir — wie wir alle sterben müssen — so auch alle arbeiten müssen, kann keinen Sinn der Arbeit abgeben, sondern höchstens einen Fatalismus, Stoizismus oder eine Kismet-Ergebenheit; letztlich ein Resignieren.

Die Arbeit in ihrer Mühsal, ihrer Vergeblichkeit, ihrer modernen Hetze, ihrer Leib und Nerven aufreibenden Inanspruchnahme, mit den sie begleitenden Umständen des Unrechts, des Betrogenwerdens, des Mißachtetwerdens, — *diese* Arbeit als ein Stück der Kreuzesnachfolge zu verstehen, das ist ein Segen des Kreuzes. Das heißt nicht, der Arbeit eine miterlösende Bedeutung beimessen. Das heißt vielmehr, sie hinter dem bereits aufgerichteten Kreuz als *Nachfolge* zu verstehen.

Diese Kreuzesnachfolge ist eine unerhörte Kraft, sie ist ein Mut, diese Arbeit zu tragen. „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht; wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen; wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um; wir tragen allezeit das Sterben unseres Herrn Jesu an unserem Leibe, auf daß auch das Leben des Herrn Jesu an unserem Leibe offenbar werde.“ (2. Kor. 4, 8-10)! Mit diesem Wort darf der Handwerker unter dem Kreuz auch in sein Berufsleben gehen und darin stehen. Es ist ein völliges Mißverständnis der Kreuzesnachfolge, sie als wehleidige Demut zu diskreditieren. Demut vor Gott, Demut vor dem Kreuz! Aber Mut vor den Menschen, Mut vor der Mühsal, das ist christliche Haltung. *Die Kreuzesnachfolge gibt den Mut zur Mühsal!* Dieser Mut quillt aus dem Kreuz. Denn er ist Kreuzesnachfolge. „Lasset uns laufen mit Geduld durch den Kampf, der uns verordnet ist und aufsehen auf Jesum, ... welcher erduldet das Kreuz.“ (Hebr. 12, 1-2).

Es gehört ein Mut dazu, den Kampf mit der Mühsal der Arbeit und allen Begleiterscheinungen aufzunehmen. Woher hat der Handwerker die Kraft dazu? Er hat sie nur, indem er sich als Nachfolgenden hinter dem Kreuzträger versteht. Ihm, der für uns das Kreuz getragen hat, in Dankbarkeit nachfolgen, das gibt den Mut und die Kraft, auch das irdische Kreuz der Mühsal zu tragen. Die Kreuzesnachfolge ist daher die dankbare Antwort auf das Kreuz Christi.

Paulus und „Petrus“ sagen es von dem mühseligen Leben der oft auch im Handwerksberuf stehenden Sklaven. Dann gilt es umso mehr von den selbständigen Handwerkern. Sie sollen ihr Leben führen „in Einfalt eures Herzens als für Christus; nicht allein im Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes tut von Herzen, mit gutem Willen. Lasset Euch dünken, daß ihr dem Herrn dient und nicht den Menschen“. (Eph. 6, 5-7).

Der christliche Handwerker nimmt seine Mühsal Christus zuliebe auf sich. Er stattet damit Dank ab. Im Kolosserbrief (3, 23) heißt es mit ähnlichen Worten: „Alles, was ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen“. Im 1. Petrusbrief (2, 19-21) steht dasselbe mit den Worten: „Denn das ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott die Mühsal trägt,

indem er zu Unrecht leidet. Denn was ist das für ein Ruhm, wenn ihr um Missetat willen Schläge hinnehmt? Aber wenn ihr um Wohltat willen leidet und duldet, das ist Gnade bei Gott. Denn dazu seid ihr berufen; sintemal auch Christus gelitten hat für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen.“

Jetzt erst hat die Arbeit einen Sinn, auch wenn sie Enttäuschungen erntet, auch wenn sie ausgenutzt und verhöhnt wird. Das spöttische Lächeln der Weltkinder (auch unter den Handwerkern), die mit ihren Waffen des Betruges, der Fälschung und der Bestechung arbeiten (Luk. 16, 1-8), über die Kinder des Lichts, die mit Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit umgehen (Eph. 5, 9), kann nur eine Bestätigung des rechten Weges sein.

9. Der in der Kreuzesnachfolge lebende Handwerker weiß auch die Mühsal seines Berufes als Dank gegen Christus zu tragen.

V. Die Begründung für das Sozialethos des christlichen Handwerkers

Vorbemerkung

Erst vom Kreuz her lassen sich die sittlichen Forderungen der Bibel recht verstehen. Denn diese Forderungen sind weder eine Sammlung vieler Gebote noch der Weg zu Gott. Das Ausgerichtetwerden alles sittlichen Handelns an den biblischen Geboten setzt den Weg „Christus“ voraus. Diese Forderungen gelten nicht als Vorbedingungen für den, der zu Christus kommen will, sie gelten für den, der von Christus ergriffen ist. So sagt Paulus: „Nicht daß ich schon ergriffen hätte oder vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin.“ (Phil. 3, 11). Die sittliche Erfüllung ist daher nicht Voraussetzung sondern Folge der Zugehörigkeit zu Christus (vgl. Luthers Lehre vom Glauben und den guten Werken). In seinem sittlichen Handeln ist der Christ immer unterwegs.

Darum kann der Ausgangspunkt für das sittliche Handeln niemals ein Gebot oder eine Summe von Geboten sein sondern Christus, auf dessen Tat der Christ mit seinem Handeln antwortet. Nachdem der Mensch durch Christi Werk diesem Herrn angehört, lebt er sein Leben nunmehr ganz als einen Dienst gegenüber diesem Herrn bzw. Gott. Der sachliche Ausgangspunkt kann nur der sein, den Paulus Röm. 12, 1-2 aufgezeigt: „Nun ermahne ich euch, Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, eure Leiber zur Verfügung zu stellen als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer; das sei euer vernünftiges Gottverehren. Und habt nicht das Gebaren dieser Welt, verändert euer Gehaben vielmehr durch die Erneuerung des Sinnes, damit ihr (selbst) entscheidet, was der Wille Gottes sei, der gute, wohlgefällige und vollkommene.“

Das „Nun ermahne ich euch“, mit dem Paulus nach der Darlegung seiner Glaubenslehre im ersten Teil des Römerbriefes (cap. 1-8 bzw. 11) zur Ermahnung für den Lebenswandel übergeht, weist mit dem „Nun“ auf den vorhergehenden und begründenden Sachverhalt hin. „Nun“ — das heißt eben: nachdem dies alles geschehen ist (Kreuz, Auferweckung, Geist, Glaube), darum *sollt* ihr nun. Das „Sollen“ gründet sich in dem neuen „Sein“ des Gläubigen. Bei diesem formalen Hinweis bleibt Paulus nicht stehen; er gibt den Grund für die folgenden Ermahnungen auch inhaltlich an: „durch die Barmherzigkeit Gottes“ ermahne ich euch. Die in Kreuz und Ostern sich offenbarende Barmherzigkeit Gottes schafft den Menschen neu und dieser Neue Mensch ist der, der nun sittlich handeln soll.

Wir haben es hier also mit einer personalen Ethik zu tun. Der von Christus Ergriffene gehört nicht mehr sich selbst; sein ganzes Leben ist zu einem Dienen vor Gott geworden. Darum soll er es auch Gott darbringen, wie man ein Dank-Opfer darbringt, d. h. sein Leben nicht mehr als Eigentum betrachten sondern als Gott dargebrachte und Gott gehörende Gabe. Nicht mehr einzelne Forderungen bestimmen das Handeln sondern die Ausrichtung der ganzen Person auf den gekreuzigten und auferstandenen Herrn.

1. Die Freiheit zum Wandel im dankbaren Dienst gegen Christus

Der unter dem Kreuz stehende Mensch ist ein neuer Mensch, und nur darum können an ihn Forderungen gestellt werden, die an den natürlichen Menschen gerichtet unsinnig wären. Aus dem neuen Sein begründet sich das neue Sollen. Wenn der Getaufte ein Christ ist, so nicht einfach in einem sakramentalen Sinne, sondern weil er durch die Taufe in den Machtbereich Christi gestellt ist. Er ist durch die Taufe ein Mensch, dessen neues Sein im Kreuz — d. i. im Tod Christi — gründet. Darum leitet Paulus aus dem Getauftsein die Forderung zu neuem Lebenswandel ab: „Wisset ihr nicht, daß alle, die wir in Jesum Christum getauft sind, die sind in seinem Tod getauft? So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleichwie Christus ist auferweckt von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.“ (Röm. 6, 3-4). Der Handwerker kann daher ebensowenig wie irgendein anderer Christ sein Christsein auf seinen Lebenswandel aufbauen bzw. in diesem begründen; er kann nur umgekehrt seinen neuen Lebenswandel in seiner Christusgehörigkeit begründen.

Der Lebenswandel des Christen hat somit einen *Grund*, das ist die *Erlösungs- und Befreiungstat Christi*. Auf Grund dieser Tat ist der neue Lebenswandel ein *Wandel dankbaren Antwortens*. Somit steht der Lebenswandel des Christen mit einem geschichtlichen Geschehnis in Verbindung, er wächst aus einem Ereignis, das Gott in und durch Christus vollzogen hat. Das heißt: der Lebenswandel des Christen gründet sich — wenn man so will — in einem Ereignis der Vergangenheit, besser der Geschichte (und zwar der gottgewirkten Heilsgeschichte); aber diese Vergangenheit ist nicht vergangen, denn dieser am Kreuz gestorbene Christus, dem der Dank gilt, ist auferweckt und in den Seinen (und damit in seiner Kirche) lebendig gegenwärtig. Folglich wäre zu formulieren: *Der Lebenswandel des Christen ist der dankbar anwortende Dienst gegenüber dem am Kreuz gestorbenen und durch die Auferweckung in den Seinen gegenwärtigen Christus*. Vergangenheit und Gegenwart bilden in Christus eine Einheit. Der Lebenswandel des Christen hat seine Begründung in einem gegenwärtig wirk-samen Ereignis der Geschichte.

Nur weil die Liebestat Christi *geschehen* ist, kann der Lebenswandel der Christen ein Dank gegen Christus sein („Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.“ 1. Joh. 4, 19), und weil dieser Christus die ihm geltende Liebe an seine Brüder weist („Sofern ihr es einem dieser meiner letzten Brüder getan habt, habt ihr es mir getan“ Matth. 25, 40), vollzieht sich die Dankliebe gegen Christus in der Liebestat an den Mitmenschen. Der erste Petrusbrief begründet damit sogar der Sklaven Lebenswandel, indem er sie zu geduldiger Leidensbereitschaft ermahnt: „Denn dazu seid ihr berufen worden, weil auch Christus für euch gelitten und euch ein Vorbild hinterlassen hat, damit ihr seinen Fußstapfen nachfolgt Er hat unsere Sünde an seinem Leibe selber an das Holz hinaufgetragen, damit wir von den Sünden loskämen und der Gerechtigkeit lebten.“ (1. Petr. 2, 21-24). In der Tatsache, daß Christus gestorben und auferweckt ist, begründet auch Paulus das neue Leben: „So sollt auch ihr euch

als solche ansehen, die für die Sünde tot sind, aber für Gott in unserem Herrn Christus Jesus leben. Daher soll die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe, so daß ihr seinen Begierden gehorcht. Gebet auch eure Glieder nicht der Sünde zu Werkzeugen der Ungerechtigkeit hin, sondern gebet euch selbst Gott hin als solche, die aus Toten lebendig geworden sind, und eure Glieder Gott zu Werkzeugen der Gerechtigkeit Gott aber sei Dank, daß ihr Knechte der Sünde gewesen, jedoch von Herzen gehorsam geworden seid der Gestalt der Lehre, der ihr übergeben worden seid. Befreit aber von der Sünde seid ihr der Gerechtigkeit dienstbar geworden.“ (Röm. 6, 14-18). Das ist nichts anderes als das „Gott wohlgefällige Opfer“, als welches Paulus (Röm. 12, 1-2) den Lebenswandel der Christen charakterisiert.

Dieses bedeutet eine unerhörte Befreiung. Nachdem und weil Gott in Christus gehandelt und den Menschen erlöst hat, soll dieser Mensch nun ein neues Leben führen. Der Mensch ist nicht deshalb und dann ein Christ, wenn er auf einen guten Lebenswandel hinweisen kann; vielmehr gilt das Dichterwort: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid.“ Der neue Lebenswandel erfolgt darum nicht aus Angst um die zu erwirkende Gerechtigkeit sondern als Antwort auf die geschenkte Gerechtigkeit und geschieht nur darum in Freiheit.

Die Freiheit, zu der Christus die Seinen befreit hat, ist zunächst eine Freiheit von Sünde und darin auch eine Freiheit zu einem neuen Leben. Sie ist eine Freiheit in einer neuen Bindung. An Stelle der Bindung an die Sünde ist die Bindung an den Herrn Christus getreten. Wenn und weil der Mensch nicht mehr sich selbst gehört, vielmehr Christi Eigentum geworden ist, soll er nun auch einen neuen Wandel führen. War das alte Leben ein Leben des natürlichen Menschen („nach dem Fleisch“), so ist das neue Leben ein Leben des erlösten Menschen („nach dem Geist“). Diese Freiheit ermöglicht erst das neue Leben: „So ist nun nichts Verdammliches mehr an den in Christo (Seienden, die nicht nach dem Fleisch wandeln sondern nach dem Geist). Denn das Gesetz des in Jesus Christus lebendig machenden Geistes hat dich freigemacht vom Gesetz der Sünde und des Todes.“ (Röm. 8, 1-2).

Es ist insofern eine merkwürdige Freiheit, als sie in der Gebundenheit an Christus besteht. Denn diese Freiheit entsteht gerade dadurch, daß der Glaubende ein „Knecht“ Christi wird. Der Mensch, der vorher Diener und Eigentum der Sünde war, ist um des Loskaufpreises des Blutes Christi willen der Sünde abgekauft worden und folglich Eigentum dessen geworden, der diesen Preis bezahlt hat. Wie der Sklave — ohne selbst etwas dazu oder dagegen tun zu können — von einem Besitzer an den anderen übergehen kann, so ist der Glaubende aus der Verfügungsgewalt der Sünde herausgenommen, indem ein anderer Herr ihn erworben hat. Der Glaubende ist damit nicht in eine beziehungslose Freiheit gestellt, er hat vielmehr den Besitzer gewechselt. „Ihr seid nicht euer eigener Besitz“ kann Paulus sagen (1. Kor. 6, 19). In gewaltigen Worten umreißt Paulus diesen neuen Sachverhalt, der den ganzen Menschen umfaßt: „Keiner von uns nämlich lebt sich selbst und keiner stirbt sich selbst. Denn wenn wir leben, leben wir dem Herrn; und wenn wir sterben, sterben wir dem

Herrn. Ob wir nun leben oder ob wir sterben, des Herrn Eigentum sind wir.“ (Röm. 14, 7).

Diese Gebundenheit an Christus ist nichts anderes als das Geschenk des (göttlichen) Geistes, des Pneuma. Christum zum Herrn haben und den Hl. Geist zum Herrn haben, ist dasselbe: „Denn der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“ (2. Kor. 3, 17). Das Leben als Christus-Gebundener ist ein Leben nach dem Geist, während das Leben als Sünde-Gebundener ein Leben nach dem Fleisch ist. Das neue Leben kann daher sowohl ein „Sein in Christus“ genannt werden als auch „Sein im Geist“. (Gal. 3, 28. - Röm. 16, 7-11. - 1. Kor. 1, 30. - 1. Thess. 2, 14. - Röm. 8, 9. - 14, 17). Folglich ist das Wandeln im Geist (Röm. 8, 1. - Gal. 5, 16-25) ein Wandeln in der Christus-Gebundenheit. Der zur Freiheit Berufene kann daher in keiner Weise tun, was er will (d. h. was er nach dem Fleisch will); er ist ein Sklave Christi geworden, und *sein ganzes Leben ein Dienen dem Christus* (Röm. 14, 18. - 16, 18. vgl. 1. Thess. 1, 9. - 1. Kor. 7, 22).

Aber innerhalb dieser Christus-Gebundenheit ist der Glaubende frei allen Mächten, Kräften und Dingen gegenüber. Er hat nun eine Freiheit der „Welt“ gegenüber, wie sie radikaler nicht gedacht werden kann. Nun kann er, ohne Sklave der Güter, der Mächtigen, der Sünde oder des Todes zu sein, leben und handeln: „Alles nämlich ist euer . . . es sei die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige. Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.“ (1. Kor. 3, 21-23).

Dieses alles nun gibt dem Berufsleben des christlichen Handwerkers eine völlig neue Richtung und Kraft. Auch im Berufsleben ist nicht das Geld, die Produktion, der Betrieb oder was auch immer die bestimmende Macht sondern Christus. Der Handwerker wird frei von der Dämonie der Mächte. Sein Berufsleben ist nicht mehr ein Sklavendasein sondern ein Leben in der Freiheit. Er kann nun mit Paulus sagen: „Ich beherrsche es alles, aber nicht lasse ich mich von irgendetwas beherrschen.“ (1. Kor. 6, 12).

Dieses Leben in der Freiheit, dieses Wandeln nach dem Geist, scheint zunächst noch keine Blickrichtung auf den Mitmenschen zu haben, noch nicht sozial-ethisch bedeutsam zu sein. Aber es ist die Begründung dafür, daß der Glaubende sozial-ethisch handeln kann. Denn erst wenn er frei ist von der Gier nach Besitz, von dem Dienst an der Sünde, von der Versuchung, Herr seiner selbst zu sein, — erst dann ist er offen für den Mitmenschen.

Der so freigewordene Handwerker kann dem Tanz um das goldene Kalb absagen, hat die Freiheit, den Tyrannen Produktionssteigerung abzusetzen und dem Dämon Lebensstandard die Gefolgschaft zu versagen. Er sieht und bewertet die irdischen Dinge und Mächte nicht mehr als seine Herren sondern als Kreaturen. Er steht in der Haltung derer, die so zu den Dingen stehen, „daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine.“ Wenn es dem Handwerker als natürlichem Menschen eine unmögliche Forderung erschien, sich einen Auftrag entgehen zu lassen, so ist er nun innerlich frei, auch Nein sagen zu können, wenn ein Ja ihn zum Diener der Sünde, des Mammons oder der Angst machen würde.

Der heilsgeschichtliche und zugleich gegenwärtige Christus ist daher als der Grund der gesamten Lebensführung eines Christenmenschen erkannt. Die Lebensführung selbst ist dann die Antwort des Christenmenschen auf das Geschehen und gegenüber dem lebendigen Herrn. Dieser Sachverhalt gilt wie für alle Christen so auch für den Handwerker, der als glaubender und Christus gehörender ebenso zu dem neuen Lebenswandel der Dankbarkeit befreit ist. Es sollte gerade dieses Verankertsein des neuen Lebenswandels in einer geschichtlich vollzogenen und gegenwärtig wirksamen Tatsache dem Christen die große Freudigkeit zur neuen Lebensführung geben. Die sog. konsequent-eschatologische Begründung (von der im folgenden Abschnitt noch die Rede sein wird) verkürzt nicht nur den biblischen Tatbestand, sondern ist auf sich allein gestellt auch eine Überforderung des Christenmenschen. Dieser lebt nicht bloß in der Hoffnung und Erwartung, er kann darin nur leben, wenn sein Leben sich auf eine Tatsache gründet, die Gott in Christus geschaffen hat.

10. Indem der Handwerker aus der Knechtschaft gegenüber den Mächten der Finsternis gerettet ein Diener Christi wird, hat er die Freiheit, seinen Beruf als einen Dank gegen Christus an den Mitmenschen auszuüben.

2. Das Leben in der Erwartung der Gottesherrschaft

Auch der Christ, und er insbesondere, lebt nicht nur von der Bindung an die Geschichte und an die Gegenwart sondern zugleich von der Bindung an die Zukunft. Der Christ ist gebunden an den, „der da war und der da ist“, aber zugleich auch an den, „der da kommt.“ (Offb. 1, 4). Wir stehen in einer Welt der Vergänglichkeit und warten des neuen Himmels und der neuen Erde (2. Petr. 3, 13. - vgl. Röm. 8, 19.23. - L. Kor. 1, 7. - Phil. 3, 20. - 1. Thess. 1, 10 u. a.). Das heißt: die Haltung des an Christus Gebundenen ist eine eschatologische Haltung, eine auf das Letzte, ja auf den Letzten schauende Haltung. Der Christ kann nur aus der Geschichte und der Gegenwart (d. h. vom gekreuzigten und lebendigen Herrn) leben, wenn er auch eine Zukunft hat, und diese Zukunft heißt: Christus. Dieser wiederkommende Herr ist aber derselbe, der in der Geschichte gekommen ist und der jetzt in seiner Kirche lebendig ist. Damit werden auch Zukunft und Gegenwart zu einer Einheit. War der Blick im vorigen Abschnitt auf das geschichtliche Geschehen im Kreuz gerichtet, so ist nun der Blick auf das zukünftige Geschehen der Wiederkunft Christi gerichtet. Beides auseinanderzureißen oder eines von beiden zur alleinigen Grundlegung der Lebensführung (und damit der Sozialethik) zu machen, hieße den biblischen Tatbestand einengen bzw. verkürzen. Wenn auf der einen Seite ein Nurchauen auf den geschichtlich-gegenwärtigen Christus dem Ethos des Christen die Hoffnung vorenthält, so vergißt eine konsequent-eschatologische Schau den geschichtlich gegebenen Tatbestand in seiner Bedeutung für das Sozialethos.

Beides bildet ein Einheit, aber nicht bloß eine Addition zweier verschiedener Größen sondern eine Einheit, die in der Person Christi gegeben ist. Der Christ steht mit seiner Lebensführung in dem Spannungsfeld von geschehener Geschichte und zukünftiger Geschichte. So müssen wir wohl in der Darstellung beides aufeinanderfolgen lassen, aber in der Sache bilden beide eine Einheit.

Das Evangelium von der Herrschaft Gottes verkündet ein zukünftig-gegenwärtiges Geschehen. Das Gottesreich ragt als zukünftiges bereits in die Gegenwart, auch schon so, daß es das gegenwärtige Handeln der Christen bestimmt. Dort, wo Christus seine Macht über die Dämonen erweist, bricht die Gottesherrschaft in die diesseitige Welt herein (Luk. 11, 20), sie ist in Christus unter den Menschen gegenwärtig geworden (Luk 17, 21). Zugleich aber ist das rechte Hören des Evangeliums ein Warten auf den Christus, der „kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters.“ (Matth. 16, 27).

Die Umsinnung („Buße“ bzw. Umkehr), die angesichts der Nähe der Gottesherrschaft stattfinden soll (Mark. 1, 15 parr.), bedeutet nicht nur ein Bereuen des bisherigen Ausgerichtetseins auf irdische Dinge und Geschehnisse sondern eine vollständig neue Blickrichtung, nämlich die auf das bevorstehende Gottesreich (Matth. 6, 33).

Hier haben wir den zweiten Aspekt für die Lebensführung des Christenmenschen. Der zukünftige Weltenherr ist bereits jetzt Herr der Glaubenden, denn sie warten auf ihn und bereiten sich zu seinem Empfang. Dadurch bestimmt der kommende Herr schon jetzt den Lebenswandel der Seinen. Der Blick der Christen ist nicht nur zurück auf das Kreuz gerichtet, um einen Wandel der Dankbarkeit zu führen, der Blick ist zugleich voraus *auf die Wiederkunft gerichtet*, um einen *Wandel der Hoffnung* zu führen.

Wenn aber die Zukunft der Christen in dem Herrn Christus besteht, dann ist die den natürlichen Menschen umgebende „Wirklichkeit“ nicht die Wirklichkeit, dann ist die geglaubte Wirklichkeit die wirkliche Wirklichkeit. Es findet eine echte Relativierung statt, indem die irdischen Dinge in die rechte Relation zu Christus gerückt werden. Die Nähe der Gottesherrschaft setzt die Götzen (etwa Lebensstandard und Lebensangst) von ihrem Thron, und sie hat damit praktisch ein neues sittliches Leben im Gefolge. Aus der kommend-gegenwärtigen Gottesherrschaft gewinnt das Ethos seine Kraft. Der Blick auf das Ende degradiert alle kreatürlichen Götzen und setzt sie an den ihnen als irdischen Größen entsprechenden Platz.

Aus dieser schon jetzt in die Gegenwart hereinleuchtenden Zukunft hat Paulus seine Ermahnung zum neuen Wandel begründet: „Und dies, weil ihr wisst die Zeitenzeit (Kairos), daß die Stunde zum Aufgewecktwerden aus dem Schlaf da ist; denn jetzt ist euer Heil näher als zur Zeit, da wir zum Glauben kamen. Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist im Anbruch. Darum lasset uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts. Als Tagesmenschen laßt uns in guter Haltung unseren Lebenswandel führen; nicht in Festumzügen, nicht in Trinkgelagen, nicht in Wollust und nicht in Völlerei, auch nicht in Streit und Neid. Vielmehr ziehet an den Herrn Jesus Christus und treibt die Fürsorge für das Leibliche nicht zur Begehrlichkeit.“ (Röm. 13, 11-14). So wird die *Bereitschaft*

auf die Ankunft der Gottesherrschaft zum Grund der neuen Lebensführung. Die Götzen verblassen zu Schemen angesichts der Morgenröte des Tages Christi. Die irdischen Werte verlieren ihre bei Nacht faszinierende Macht über den Menschen und erscheinen nun im Morgenlicht ganz nüchtern als das, was sie sind: Geschöpflichkeiten zum Dienst für den Menschen.

Das Leben in Erwartung des kommenden Christus ist keineswegs nur ein Leben in einer Gerichtsdrohung; denn die an den gekommenen Christus Gebundenen sehen ihrem kommenden Herrn in freudiger Erwartung entgegen: „Freuet euch im Herrn allezeit; nochmals sage ich: Freuet euch! Lasset eure Anständigkeit allen Menschen kund werden! Der Herr ist nahe!“ (Phil. 4, 4-5). Die Tatsache, daß die Ankunft des Herrn bevorsteht, erweckt in den auf ihn Wartenden die Freude auf die zukünftige Begegnung und löst zugleich einen würdigen Lebenswandel im Umgang mit den Mitmenschen aus. Die rechte eschatologische Ausrichtung hat ihren Schwerpunkt nicht in der Niederwerfung des Menschen sondern in seiner Aufrichtung: „Richtet euch auf und erhebet eure Häupter, denn nahe ist euer Erlösung!“ (Luk. 21, 28).

Von hier aus wird die Grundeinstellung zu allen Dingen und Vorgängen irdischer Art eine neue. Es ist eine ganz andere Verhaltensweise zu irdischen Größen (wie etwa zu Besitz, Armut, Reichtum, Krankheit, Leid, Arbeit, Beruf und vor allem Mitmenschen) möglich. Die auf den kommenden Herrn Wartenden sind Menschen, „die da haben als hätten sie nicht“ und „die da kaufen als solche, die nicht festhalten“, „denn die Gestalt dieser Welt vergeht.“ (1. Kor. 7, 29-31). So unterscheidet sich jetzt auch der christliche Handwerker von dem in irdischer Geschäftigkeit aufgehenden Handwerker. Denn ihm sind die Augen geöffnet, und er sieht die Welt, wie sie ist. Wohl weiß der Christ, daß die „Welt“ auch weiterhin ihr Wesen treiben wird, aber er lebt nun auch in seiner sittlichen Führung nicht mehr nur in dieser Welt. Ihm gelten die mahnenden Worte Jesu: „So wie es ging in den Tagen Noahs, so wird es sein auch an den Tagen des Menschensohnes: Sie aßen, sie tranken, sie heirateten, sie ließen sich verheiraten, — bis auf den Tag, da Noah in die Arche ging und die Sintflut kam und alle vernichtete. In der gleichen Weise wie es geschah in den Tagen Lots: Sie aßen, sie tranken, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzten und sie bauten. An dem Tage aber, da Lot aus Sodom ging, brach Feuer und Schwefel vom Himmel und vernichtete alle. In der gleichen Weise wird es sein an dem Tage, da der Menschensohn offenbar wird.“ (Luk. 17, 26-30. - Vgl. Matth. 24, 37-42).

In der Haltung des auf den Herrn Wartenden hat auch Paulus sein Handwerk betrieben. Gewiß hat er sehr viel Zeit und Kraft darauf verwenden müssen (2. Thess. 3, 8. - Apg. 20, 34. - 1. Kor. 4, 11-12. - 2. Kor. 6, 5. - 11, 27), aber in einen Wettbewerb zur Produktionssteigerung ist er damit nicht eingetreten, eine Herrscherstellung über sein inneres Leben hat er auch seinem Beruf nicht eingeräumt. Alle seine Arbeit blieb in dienender Funktion. Denn „wir warten auf unseres Leibes Erlösung“, und zwar „warten wir darauf in Geduld.“ (Röm. 8, 23-25). Es ist ein befreiend-beseligendes Wissen um die Vorläufigkeit alles Irdischen, auch der Arbeit und ihrer Produkte. Es ist das Wissen des Warten-

den um sein Geliehensein auf Erden. Auch Handwerk, Kunsthandwerk und Kunst bleiben im Rahmen dieser Vorläufigkeit und schaffen keine Ewigkeitswerte. Der Herr selbst hat die mit Bewunderung auf des Jerusalemer Tempels prächtiges Material und herrlichen Bauwerke hinweisenden Jünger belehrt: „Siehst du diese gewaltigen Bauwerke? Kein einziger Stein wird auf dem anderen bleiben, der nicht zerbrochen werde.“ (Mark. 13, 1-2). Damit ist gewiß nichts gegen die Leistungen der Architekten, Künstler und Handwerker gesagt, die solche Werke errichteten. Aber es ist etwas sehr Einschneidendes gegen *die* Menschen gesagt, deren Lebensinhalt und Lebensziel nur in Menschenwerken besteht, so daß sie Gottes darüber vergessen. Auch die Kultur ist nicht Letztwert oder Selbstzweck, sie hat im Dienste des Menschen zu stehen, und sie verblaßt vor dem Tage des Herrn im wesenlosen Scheine.

In solcher Selbständigkeit gegenüber den irdischen Dingen kann nur stehen, wer von einer anderen Welt, nämlich der Gottesherrschaft, weiß und auf sie wartet, wie es etwa Paulus ausdrückt: „Ich habe nämlich gelernt, mit den Verhältnissen, in denen ich stehe, Auskommen zu finden. Ich weiß in Niedrigkeit zu leben; ich weiß auch, Überfluß zu haben. In jede Lage und in alle Dinge bin ich eingeweiht: sattsein und hungern, Überfluß haben und Mangel leiden. Alles vermag ich in dem, der in mir die Kraft ist.“ (Phil. 4, 11-13).

Die von den an Christus Gebundenen erwartete Gottesherrschaft umspannt das All sowohl räumlich als zeitlich. Sie ist nicht nur subjektive Größe, insofern als sie von den Glaubenden (und nur von diesen) erwartet wird; sie ist auch, indem sie dies ist, objektive Größe, die sich einst aller Welt offenbaren wird.

Die Gottesherrschaft (eigentlich: Königsherrschaft Gottes, *basileia tou theou*) wird somit zum Ausgangspunkt einer evangelisch-theologischen Sozialethik. Während in der liberalen Theologie die Gottesherrschaft zu einem harmlosen System menschlich-sittlicher Ideale verblaßt war und daher als solches mit Recht in der neueren Theologie an den Rand gedrängt wurde, rückt die eschatologisch verstandene Gottesherrschaft hiermit wieder in die ihr zustehende zentrale und das Ethos begründende Stellung ein. Das Reich Gottes gehört nicht nur in die Botschaft Jesu sondern ebenso in die Botschaft von Jesus Christus. Darum ist die Gottesherrschaft die übergeordnete Größe, in der auch die Theologie des Paulus steht (vgl. Röm. 14, 17. - 1. Kor. 4, 20. - 15, 50. - Gal. 5, 21. - Eph. 5, 5). Die Gottesherrschaft, als in Christus den Glaubenden gegenwärtig geworden und als im kommenden Christus aller Welt offenbar werdend, ist die Verwirklichung des Totalitätsanspruchs Gottes.

Wenn Gott aber in seinem Sohne der *Herr* und der *König* für die Glaubenden ist, wenn er damit jetzt schon seine Herrschaft über die Glaubenden ausübt, dann kann diese Herrschaft von den Glaubenden nur so anerkannt werden, daß sie *seinen Willen tun*, ihr ethisches Verhalten also von ihm bestimmt wird. Diese Glaubenden, jetzt qua Kirche Christi lebend, sind für die ganze Welt die Vorboten der kommenden Offenbarung der Gottesherrschaft über alle Welt. Sie haben schon somit eine doppelte Ausrichtung; einmal die auf den Herrn, den sie erwarten und dessen Willen sie tun; zum anderen die auf die Welt, in

der und an der sie den Willen des Herrn tun sollen, in der ihr Licht leuchten soll (Math. 5, 14-16).

In den Glaubenden, d. h. in der Kirche Christi, ist die Gottesherrschaft bereits aufgerichtet, obwohl sie noch auf die Offenbarung dieser Herrschaft in der Herrlichkeit warten. Darum führen sie nun ein *neues Leben*. Wenn Jesus mit dem Hinweis auf die Nähe der Gottesherrschaft eine Umsinnung fordert (Mark. 1, 15 parr.), so will er damit, daß „das ganze Leben“ (so Luther) der um die Nähe der Gottesherrschaft Wissenden ein Leben in solcher Umsinnung sei, derzufolge sie *den Willen Gottes tun* sollen (Matth. 6, 10. - 7, 21. - 12, 50. - Luk. 12, 47 u. a.). Die Bereitschaft der auf ihren jetzt schon verehrten Herrn Wartenden besteht nicht in einem Gleichgültigwerden gegenüber dem irdischen Leben, sondern in dem „Schmücken ihrer Lampen“ (Matth. 25, 1-13), in einem Wirken mit den „anvertrauten Pfunden“ (Matth. 25, 14-30), in einem Behandeln der Mitmenschen als der „Brüder“ Christi (Matth. 25, 31-46). Diese Bereitschaft besteht somit auch in einem neuen Verhalten zu den Mitmenschen, d. h. in einem neuen Sozialethos. Das Warten auf die Offenbarung seiner Herrlichkeit ist kein Untätigsein sondern ein Wachen (Matth. 24, 42. - 26, 41. - Mark. 13, 37. - Luk. 12, 37. - 1. Kor. 16, 13. - Eph. 6, 18. - Kol. 4, 2. - 1. Thess. 5, 6. - 1. Petr. 5, 8. - Offb. 3, 3 u. v. a.). Ganz in diesem Sinne spricht auch Paulus von der kommenden Gottesherrschaft als dem Grund der neuen Lebensführung der Glaubenden. Außer der schon angeführten Stelle Röm. 13, 11-14 sei des Paulus inhaltliche Bestimmung der Lebensführung der jetzt schon vom Reich Gottes Ergriffenen erwähnt: „Denn die Gottesherrschaft ist nicht Speise und Trank sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist; denn wer darin dem Christus gehorchend dient, der ist Gott wohlgefällig und bei den Menschen geschätzt.“ (Röm. 14, 17-19). Oder: „Denn das sollt ihr sicher wissen, daß kein Hurer, Unreiner oder Habgieriger, was einen Götzendiener bedeutet, Erbteil an der Königsherrschaft Christi und Gottes hat.“ (Eph. 5, 5).

Die Erwartung der Gottesherrschaft verändert somit die sittliche Lebensführung, sie stellt die Wartenden in die Verantwortung vor dem Kommenden. So wird die eschatologisch verstandene Botschaft von der Gottesherrschaft zum Motor des ethischen Handelns.

Die Botschaft vom Reich Gottes fordert und ermöglicht zugleich ein totales Vertrauen auf den Vater-Gott Jesu Christi, ein Vertrauen, das durchweg Glauben genannt wird (Matth. 6, 30. - 8, 26. - 8, 10. - 9, 2. - 9, 22. - 17, 20. - 21, 21. - 21, 32. - Mark. 4, 40. - 11, 22. - 1, 15. - 9, 24. - 16, 14.). Dieses Vertrauen unterscheidet sich von islamischer Kismet-Ergebenheit, von stoischem Fatalismus und liberalem laissez-aller dadurch, daß ihm ein Ziel aufgerichtet ist, nämlich das Reich Gottes. Ein Resignieren gegenüber dem „Schicksal“ oder die unechte Flucht in ein Bagatellisieren des irdischen Lebens können nur überwunden werden, wenn alle irdischen Dinge und Geschehnisse an die rechte Stelle gerückt werden. Sie sind nicht einfach unbedeutend, sie sind aber auch nicht sinnleere Fata oder gar herrschende Mächte; sie sind Vorläufigkeiten, sie finden ihren Platz unter dem Licht des Reiches Gottes, das alles Sein und Geschehen ins rechte Licht rückt. Das heißt: der eschatologische Blick erst sieht alles im rechten Ver-

hältnis und unter dem rechten Blickwinkel. Das Denken vom Ende her entmachtete alle sog. Mächte und läßt sie bei dem anbrechenden Tageslicht des Reiches Gottes ganz nüchtern als das erscheinen, was sie sind.

Darum wird dem auf das Ende Schauenden und Wartenden die Angst genommen. Die Reich-Gottes-Botschaft ist nicht trotz ihrer eschatologischen Ausrichtung sondern gerade durch sie eine frohe Botschaft, ja eine frohmachende Botschaft. Von den letzten Dingen her wird das Gegenwartsleben erhellt. Die Entmachtung der „Angst“ ist nicht Voraussetzung sondern Wirkung des Glaubens. Gewiß ist es im 20. Jahrhundert leichter, von dem verborgenen Gott zu sprechen. Dies darf aber nicht zu einer Verkürzung des positiven Gehalts der neutestamentlichen Botschaft führen, der es ganz zentral um den in Christus sich offenbarenden Gott geht. Von hier aus alleine können und müssen wir es wieder lernen, das freudige Dennoch des Glaubens zu wagen, ja den Mut aufzubringen, von dem Gott zu sprechen, der Liebe ist.

Das Evangelium ist für den Handwerker insofern eine frohe Botschaft, als es ihn von der Lebensangst befreit, indem es ihm die Kunde von dem barmherzigen Gott bringt, der durch den Glauben die Menschen zu seinen Kindern macht. Die Lebensangst treibt auch den Handwerker zum arbeitserfüllten Leben; er will durch möglichst viel Arbeitsfrüchte sein Leben sichern. Daher die Jagd nach Aufträgen, daher auch so vieles an Unlauterkeit in der Bewerbung um Aufträge und in der Durchführung. Es ist kein Zufall und keineswegs nur eine Folge der Technisierung, wenn die Hetze das Charakteristikum des modernen Berufslebens geworden ist. Durch die Technisierung könnte der Mensch sehr viel an Zeit gewonnen haben. Wenn das Gegenteil eingetreten ist, so liegt das nicht an der Technik, die allzu billig als der Sündenbock angeprangert wird, sondern an dem Menschen, der das Vertrauen zu Gott verloren hat und es nun auf die noch zu beschaffende größere Menge irdischer Güter setzt, d. h. einem Ziel nachjagt, das ihm immer voraus- und davonrennt. Dieser Hetzjagd gegenüber gilt die frohmachende Mahnung: „Sorget nicht! Euer Vater weiß, daß ihr des alles bedürft.“ (Matth. 6, 32). Die moderne Hetze ist nichts anderes als ein Tribut der heidnischen Lebenshaltung an ihren Götzen, d. h. die Angst um die Lebenssicherung. „Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allem trachten die Heiden.“ (Matth. 6, 31-32). Der Reich-Gottes-Glaube aber weiß sich total in der Hand Gottes. Er, der die Kreatur der Vögel und Blumen nährt und kleidet, wird vielmehr den Menschen, der zum Reich Gottes bestimmt ist, mit den Lebensnotwendigkeiten versorgen (Matt. 6, 26-30). Die heidnische Sorge (*merimna*) steht so dem gläubigen Vertrauen (*pistis*) entgegen.

Das biblische Wort „Sorge“ (*merimna*) läßt sich daher für die moderne Welt mit Angst-Hetze übersetzen (vgl. Matth. 6, 25 ff. - Luk. 12, 22 ff. - 10, 41. - Phil. 4, 6. - Matth. 13, 22. - Luk. 21, 34. - 1. Petr. 5, 7). Die Angst-Hetze ist verwandt der Mehrbesitz-Jagd (*pleonexia*, von Luther für seine Zeit mit „Geiz“ übersetzt), die nie zur Ruhe kommt, weil sie nicht von der Geborgenheit in Gott ausgeht. Diese Mehrbesitz-Jagd oder Habgier kommt nach Jesu Worten nicht aus den „Umweltverhältnissen“ sondern „von innen aus dem Herzen der Men-

schen“ (Mark. 7, 21-23); sie ist also ein Zeichen dafür, daß es im Inneren der Menschen (und d. h. letztlich in ihrem Verhältnis zu Gott) nicht in Ordnung ist. Die Angst-Hetze und die Mehrbesitz-Jagd können daher durch noch so reiche und gute irdische Dinge nicht überwunden werden, sie gehören zur menschlichen „Natur“ des Menschen (vgl. hierzu Luk. 12, 15 ff. - 1. Kor. 5, 11-6, 10. - 2. Kor. 9, 5. - Eph. 5, 3-5. - Kol. 3, 5. - 1. Tim. 6, 10. - Hebr. 13, 5).

Dem allen steht nun die Geborgenheit des Gläubigen bei Gott entgegen: „So habt keine Angst! Ihr seid etwas ganz anderes als viele Sperlinge.“ (Matth. 10, 31). Die Mahnung zum Ablegen der Angst hat nur Sinn und Kraft, weil das Vertrauen zu dem Vater-Gott an ihre Stelle gesetzt wird: „Darum auch ihr, jaget nicht danach, was ihr essen und trinken sollt! . . . Habe keine Angst, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.“ (Luk. 12, 29-32). Eine freimachende Entlastung tritt ein: „Hütet euch davor, daß eure Herzen beschwert werden . . . mit Angst-Hetze um Lebensnotwendigkeiten.“ (Luk. 21, 34).

Gerade dann aber erhebt sich für den Handwerker die Frage, ob dies in der dem Götzen Produktion nachjagenden Welt noch ohne Existenzgefährdung möglich sei: in allem Denken und Handeln dem „Reich Gottes“ die erste und der Produktion bestenfalls die zweite Stelle einzuräumen. Es wäre gewiß eine den Handwerker nicht ernst nehmende Überforderung, wollte man aus dem oben Gesagten die Forderung ziehen, der Handwerker solle nun die eigene Produktion zurückstellen, um sich einem fromm-beschaulichen Leben hinzugeben. Dies wäre zugleich auch eine völlige Verkehrung des Evangeliums. Nicht nur *neben* sondern auch *in* seinem Produzieren wird er seines Glaubens leben, und das heißt: sich ganz in die Hand Gottes geben.

Es ist keine *Weltfremdheit* sondern *Weltentgötzung*. Die Lebensnotwendigkeiten werden nicht als überflüssig bezeichnet, ihnen wird aber die faszinierend-bannende Macht genommen, als könnten sie das Leben garantieren (Matth. 6, 20. - Luk. 12, 20). Für den Menschen, der sein Leben durch irdischen Besitz gesichert meint — wie etwa für den reichen Jüngling — kann es ein Prüfstein sein, ob er solche „Sicherungen“ preisgeben und sich ganz den Armen Gottes anvertrauen kann (Matt. 19, 21-22). Die Lebensnotwendigkeiten müssen sein, aber sie sollen den Menschen nicht mehr beherrschen und besinnungslos durch das Leben jagen. Gott wird sie geben, so viel und so weit sein Rat dies will. Wer es wagt, sich Gott ganz anzuvertrauen, der kann dies auch für die Lebensnotwendigkeiten tun. „Trachtet zuerst nach der Königsherrschaft (Gottes) und seiner Gerechtigkeit, und solches alles wird euch dazugegeben werden. Darum sorget nicht für den morgenden Tag; denn der morgende Tag wird für sich selbst Sorgen haben. Jeder Tag hat genug eigene Mühsal.“ (Matth. 6, 33-34).

Die Vertrauensrichtung muß eine andere werden; das „Umkehren“ des Denkens in eine andere Richtung von den irdischen Gütern weg auf Gott hin (die sog. „Buße“) bringt auch die Wendung von der angstgebannten Sorge zum vertrauenden Glauben. Für die Menschen, „die ihr Vertrauen auf den Reichtum setzen“, ist das unmöglich (Mark. 10, 24, 27). Wer aber das Wagnis unternimmt, sich ganz Gott anzuvertrauen, der wird befreit aus dem dämonischen Bannkreis

der Angst, Sorge, Mehrhabenwollen, Hetze und Sich-Selbst-Verlieren: „Wer sein Streben darauf richtet, sein Leben (selbst) zu retten, der wird es verlieren, wer aber sein Leben um meinetwillen verlöre, der wird es retten. Denn welchen Nutzen hätte ein Mensch, der die ganze Welt erwerbend sich selbst verlöre?“ (Luk. 9, 24-25). Darum verheißt Jesus auch seinen Jüngern, die um der Nachfolge willen alle irdischen Sicherungen preisgegeben haben, ein zwar entsagungsreiches, aber angstfreies Leben (Luk. 9, 57-58. - Mark. 10, 29-30). Die Jünger müssen ihm bestätigen, daß sie trotz ihrer Nachfolge nie das wirklich Notwendige entbehren mußten (Luk. 22, 35).

Davon handelt auch die Geschichte von Maria und Martha (Luk. 10, 38-42). Martha hat die Umkehr der Wert- und Reihenfolge nicht vollzogen, sie räumt den irdischen Sorgen den ersten Platz ein und verschiebt das Trachten nach dem Reich Gottes auf „später“. Davon handelt auch die Geschichte vom reichen Kornbauern (Luk. 12, 15-21), der im irdischen Besitz Sicherheit zu haben wähnt, aber das Reich Gottes zurückgestellt hat. — Jesu Warnungen vor dem „Mammonsgeist“ (Matth. 6, 19-24. - Mark. 10, 23-25) kommen aus seinem Heilswillen. Daher auch das Wort: „Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn ihm liegt an euch.“ (1. Petr. 5, 7). Erst indem die Mammonsverehrung und -liebe aufgehoben werden und Gott das Ziel und der Inhalt der Liebe wird, ist ein angstbefreites, im Vertrauen sich vollziehendes Leben möglich: „Ohne Geldliebe sei der Lebenswandel, mit dem Vorhandenen seid zufrieden; denn er (Gott) selbst hat gesagt: Niemals will ich dich aufgeben und niemals dich verlassen (Jos. 1, 5). Dadurch voller Zuversicht sagen wir: Der Herr ist mein Helfer, ich will mich nicht fürchten, was können wir Menschen tun!“ (Ps. 118, 6. - Hebr. 13, 5-6).

Was so für jeden Gläubigen schlechthin gilt, daß er von Angst befreit Gott dient, das gilt dann ebenso für den Handwerker. Es trifft ihn bei seinen irdischen Nöten und Sorgen und bringt ihm mit der Heilsbotschaft die Befreiung vom Dienst an irdischen Sachen zur Freiheit der Kinder Gottes. Die Jagd nach dem Sammeln und Anhäufen von Aufträgen oder Werten weicht der Gewißheit des Geborgenseins in der Hand Gottes. Gewiß darf und soll der christliche Handwerker seinen Betrieb modernisieren oder vergrößern; denn Christsein bedeutet ja keineswegs Rückständigsein. Aber als Christ braucht er das alles nicht aus der Angst zu tun. Wenn sich das Handwerk in einem Wandlungsprozeß befindet, dann gilt auch dafür das Dichterwort von dem lenkend-fürsorgenden Gott: „der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“

Damit haben wir in der eschatologischen Blickrichtung von der zweiten Seite her die Begründung für das sittliche und insbesondere das sozialetische Leben des Christen gefunden:

11. In der Hoffnung und Erwartung der Gottesherrschaft sind für den christlichen Handwerker die irdischen Werte entthront, und er führt in Freiheit von Mammonsdienst und Existenzangst sein Alltagsleben als ein Bereitsein für den kommenden Herrn Christus.

3. Das Leben im Dienst an den Mitmenschen (Sozialimperativ)

Der erste Abschnitt dieses Kapitels zeigte uns das Gerettetsein durch Christus als den einen Grund des sittlichen Verhaltens und erkannte dieses daher als einen *Dank gegen Christus*; der zweite Abschnitt zeigte uns die Erwartung des kommenden Christus als den anderen Grund des sittlichen Verhaltens und erkannte dieses daher als ein *Bereitsein für Christus*. Nun erhebt sich die Frage, inwiefern dieses so doppelt begründete sittliche Verhalten des Christen ein *sozialethisches* ist. Wir sind nun an den Punkt geführt, nach dem Inhalt, der neuen Lebensführung zu fragen.

Was sollen wir nun tun? Auf diese Frage antwortet Paulus in klassisch-prägnanter Kürze: „Denn da ich frei bin von allem, habe ich mich allen zum Diener gemacht.“ (1. Kor. 9, 19). Das heißt: der durch Christus Befreite und an Christus Gebundene wird mit seinem Handeln an seine Mitmenschen verwiesen. Gott will nichts für sich selbst, da ihm alles gehört; er will aber alles in den Dienst der Mitmenschen gestellt wissen. Dadurch wird das Handeln des Christen zum sozialethischen Handeln. Darum kann Paulus auch von den Gemeindegliedern fordern: „Keiner suche sein Eigenes sondern das des anderen.“ (1. Kor. 10, 24).

Der Umschwung vom Leben nach dem Fleisch als einem egozentrischen zum Leben nach dem Geist als einem sozialethischen wird an Zakchäus deutlich. Er, der vor seiner Begegnung mit Christus versklavt war an den Mammon und diesem irdischen Herrn zuliebe an seinen Mitmenschen betrügerisch, unbarmherzig und eben unsozial handelte, wird an Christus gebunden, wird dem Herrn Christus gehorsam und dadurch frei vom Mammonsdienst, frei zum Verzichtekönnen und frei zum sozialethischen Handeln. Den von ihm Betrogenen erstattet er das zu Unrecht erworbene vielfältig zurück und stellt die Hälfte seines Besitzes den Notleidenden zur Verfügung (Luk. 19, 1-8).

Der Freiheit, die Christus dem an ihn Gebundenen schenkt, wird ein Ziel aufgerichtet. Ohne ein solches Ziel wäre sie nicht Freiheit sondern Willkür. In diesem Ziel steht der *Mitmensch*, aber nicht einfach als Mensch sondern *als Christus gehörender Mensch*. Das Ziel ist: der Mitmensch als Christi Eigentum. Das, was der an Christus Gebundene ist, soll der Mitmensch werden, weil er es unter dem Kreuz bereits ist.

Der Christ ist nicht nur einfach mit einer sozialen Aufgabe an seinen Mitmenschen gewiesen, vielmehr mit einer umfassenderen, das Soziale involvierenden Aufgabe. Der Christ sieht nicht nur in sich selbst sondern ebenso *in seinem Mitmenschen einen Menschen, für den Christus gestorben ist*.

Wäre dem Glaubenden diese Richtung nicht gewiesen, so könnte er theoretisch seine Freiheit richtungslos, d. h. willkürlich ge- bzw. mißbrauchen. Paulus hat diesen Sachverhalt in aller Deutlichkeit aufgewiesen. An sich hat der Glaubende die Freiheit zu allen nur denkbaren Handlungen (da er ja nicht mehr an irgendwelche Mächte oder Dinge gefesselt ist); aber nun hat er diese Freiheit in Richtung auf *den Menschen* zu gebrauchen, der auch in die Bindung an Christus kommen soll (und damit zur Freiheit von allen anderen Größen). Dies drückt Paulus im Bilde der Kirche als eines Bauwerkes aus, in das der Mitmensch hineingebaut werden soll: „Alles ist erlaubt, aber nicht alles erbaut.“ (1. Kor.

10, 24). Die Freiheit des Glaubenden hat also nicht nur ihre Grenze am Mitmenschen (dessen Existenzberechtigung und Freiheitsraum), *die Freiheit hat ihre Aufgabe an dem in die Gemeinde hineinzubauenden Mitmenschen*. Die Bezogenheit der Freiheit auf die Christus-Gehörigkeit des Mitmenschen wird noch deutlicher im ganzen Zusammenhang der paulinischen Worte: „Alles ist erlaubt, aber nicht alles fördert. Alles ist erlaubt, aber nicht alles erbaut. Niemand suche das Seine sondern das des anderen.“ (1. Kor. 10, 23-24).

Hiermit ist der *sozialethische Imperativ* für den Glaubenden bereits aufgewiesen. Es geht darum, daß *der andere in die Gemeinde Christi komme*. Der andere ist nicht nur als sozial hilfsbedürftig anzusehen. Das (und nur das) könnte eine profane Sozialethik auch. Der andere ist tiefer und umfassender gesehen, nämlich als ein Mensch, der ohne Christus ist; als ein Mensch, dessen eigentliche und tiefste Not darin besteht, daß er ohne Christus und darum anderen Mächten unterworfen ist.

Der Christ soll die Not des anderen nicht darin erblicken, daß dieser materielle Hilfe oder human relations braucht, sondern zentral darin, daß *der andere Christum braucht, um Mensch sein zu können*, Mensch, den Gott in Christus erst wieder zum Menschen gemacht hat.

Der so erhobene Sozialimperativ wächst aus dem Indikativ. Der Christ ist befreit, nun soll er als Freier leben. „Wenn wir im Geist leben, lasset uns auch im Geist wandeln.“ (Gal. 5, 25). Diese Aussage macht Jesus auch an der zentralen Stelle, die zum neuen Leben aufruft: „Ihr *seid* das Licht der Welt Also soll leuchten euer Licht!“ (Matt. 5, 14.16). Die Voraussetzung ist mit dem Indikativ gegeben: „Ihr seid!“ Die sittliche Forderung wendet sich daher nicht an den natürlichen Menschen sondern an den in die Gotteskindschaft gestellten Menschen. Im Zusammenhang ist dieses Jesuswort eine klare Herausstellung des von uns eruierten Sozialimperativs. Dieser hat seine Begründung in dem neuen Sein der an Christus Gebundenen (Ihr seid das Licht der Welt), er hat seinen Inhalt in dem ethischen Handeln („Also soll leuchten euer Licht“ und „gute Werke“), und er hat sein Ziel in der Ausrichtung auf das Heil der Mitmenschen („auf daß sie euern Vater im Himmel preisen“): „Ihr seid das Licht der Welt Also soll leuchten euer Licht vor den Menschen, auf daß sie sehen eure guten Werke und preisen euern Vater im Himmel.“ (Matth. 5, 14. 16). *Demnach geht es bei allem sittlichen Handeln der Glaubenden darum, daß es anderen Menschen dazu helfe, zum Lobpreis Gottes zu finden*. Das ist aber nichts anderes, als das, was wir auch bei Paulus als Sozialimperativ erkannten. Das sittliche Handeln der Glaubenden hat das Heil der Menschen zum Ziel; nicht in dem Sinne, daß dieses Heil durch sittliches Handeln bereitet oder gefördert würde; aber in dem Sinne, daß die Mitmenschen das ihnen von Gott bereitete Heil erkennen.

Dieser aus dem Sein der Glaubenden erwachsende Imperativ läßt sich ebenso an dem Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe ablesen, ja er hat hier vielleicht seinen klarsten Ausdruck gefunden (Mark. 12, 30-31. - Matth. 22, 37-40. - Luk. 10, 27. - Joh. 13, 34-35). Auch dieses Hauptgebot setzt das neue Sein der glaubend Liebenden voraus. Denn eine Liebe zu Gott kann nur dann sinnvoll

geboten werden, wenn die Liebe Gottes zu dem Menschen vorausgegangen ist. Die Gottesliebe des Menschen hat ihre Begründung in der im Kreuz sichtbar gewordenen Menschenliebe Gottes: „Lasset uns ihn lieben; denn er hat uns zuerst geliebt.“ (1. Joh. 4, 19. - Vgl. Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab“). Der Mensch muß den erst kennen, den er lieben soll, wenn er ihn lieben soll; und er kennt diesen deshalb, weil dieser sich in Christus als Liebe zu erkennen gegeben hat.

So ist die im Hauptgebot geforderte Gottesliebe eine Antwortliebe des Menschen, eine Dankliebe. Diese Dankliebe wird von Gott aber sogleich an den Nächsten gewiesen. Wer von Gott beschenkt ihm danken will, soll dies dadurch tun, daß er auch andere Menschen in diesen Bereich der Liebe einbezieht. Die Liebe zu Gott wird damit sofort sozial-ethisch wirksam: „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Sinnen und aus deiner ganzen Kraft. Das zweite ist: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Ein größeres Gebot als dieses gibt es nicht.“ (Mark. 12, 30-31).

Wenn der Glaubende seinen Nächsten lieben soll, wie der Glaubende sich selbst liebt, so kann diese Nächstenliebe sich nicht auf materielle Hilfeleistungen beschränken. Dem Glaubenden ist die Gottesliebe widerfahren, daß er nun Gottes Kind sein darf. Folglich muß seine Nächstenliebe auch dahin zielen, den Nächsten in die Gottesliebe zu führen.

Wenn wir dies alles, was für alle Glaubenden gilt, nun auf den Handwerker anwenden, so ist dem Handwerker in seinem Berufsleben kein Sich-Zurückziehen auf seine private Sphäre möglich. Im strengen Sinne gibt es keine Individualethik, weil alles Handeln zumindest Auswirkungen auf Mitmenschen hat, für den Christen aber auch bewußt in Blickrichtung auf den Mitmenschen erfolgt. Wenn wir von der Bedeutung des Sozialimperativs für den Handwerker sprechen wollen, so geht es um die sozialethische Ausrichtung der beruflichen Tätigkeit des Handwerkers. Daß der Handwerker auch mit seinem Gottesdienstbesuch, seinem Gebetsleben, seinem Familienleben und seiner Liebestätigkeit in einem sozialen Handeln steht, ist zwar selbstverständlich, unterscheidet ihn aber nicht von anderen Christen. Wir müssen nach dem Besonderen fragen, was sich aus dem Sozialimperativ für das Berufsleben des Handwerkers ergibt.

Wenn der Handwerker sein berufliches Handeln im christlichen Sinne sozial-ethisch ausrichten will, dann muß er nach allem, was wir gesagt haben, seinen Blick zuallererst auf Gott richten. Denn nur Gott kann ihm sagen, was wirklich sozialethisch ist, was wirklich zum Wohl des Nächsten oder der sozialen Gemeinschaft dient.

Es ist wohl schon ein deutlicher Hinweis, wenn eine christliche Sozialethik (dieser Ausdruck sei hier nur mit allem Vorbehalt, ob es so etwas als System überhaupt gibt, verwandt) nicht mit dem Verweisen an den Mitmenschen, um den es bei sozialethischen Fragen doch wohl geht, beginnt, sondern mit dem Verweisen an Gott. Ähnlich heben auch die Dekalog-Gebote an. Das will sagen, eine im christlichen Sinne sittliche Berufsausübung ist nur im Blick auf Gott möglich. Es besagt weiter: eine auf Gott nicht zuallererst bezugnehmende Sozi-

alethik etwa rein humanistischer Ausrichtung (vielleicht mit dem Ziel der Herstellung von human relations) kann niemals die christliche Haltung sein, ja, sie kann überhaupt nicht zu einer wirklich sozialen Ethik führen, weil der „Mensch“ und das „Menschliche“ (humanum) nicht als „gut“ vorausgesetzt werden können und damit der Ansatz schon in einer zumindest sehr zweifelhaften Quelle liegt

Die Liebe zum Nächsten ist überhaupt nur möglich innerhalb der Liebe zu Gott. Anderenfalls bleibt die „Liebe“ zum Nächsten auf das rein Menschliche begründet, wird ein Mittel zum Zweck und damit nur eine verkappte Selbstliebe. Ein Beispiel für den Industrie- wie den Handwerksbetrieb können *solche* human relations sein, die nur mit der Absicht auf Produktionssteigerung hergestellt werden. Dann handelt es sich um eine Verbesserung des Betriebsklimas im Interesse des Betriebsbesitzers. Das vertrauliche Auf-die-Schulter-Klopfen und Sich-Erkundigen nach den persönlichen Verhältnissen wird in seiner Absicht aber sehr bald von den Betriebsangehörigen erkannt und — man ist verstimmt. Gegenüber einer solchen unechten „Liebe“ ist ein ehrliches Bekenntnis zum Verdienenwollen eine wohltuende Luftreinigung.

Die Vorausstellung der Gottesliebe aber entegoisiert die Nächstenliebe bzw. entintentioniert sie. Der aus der Gottesliebe zur Nächstenliebe Kommende will mit dieser nichts für sich erreichen. Er soll und er kann nicht anders, als daß er *um Gottes willen* Nächstenliebe übt. „Die Liebe Christi drängt uns also!“ (2. Kor. 5, 14). Das ist das „sozialethische Motiv“ des Christen. Denn dieser Christus „ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.“ (2. Kor. 5, 15).

Gottesliebe im Handwerksberuf bewähren heißt: alles berufliche Tun in Verbindung mit Gott sehen und aus Liebe zu ihm verrichten. Da tauchen die Fragen auf: Ist es ein Zeichen der Liebe zu Gott, wenn unordentliche Arbeit geleistet wird, wenn der Mitarbeiter ausgenutzt oder der Vorgesetzte betrogen wird, wenn der Kunde übervorteilt und der Berufskolleg verleumdet wird? Daß dies alles nicht aus Liebe zu Gott erfolgen kann, der seinen Sohn für uns und auch für den anderen hingegeben hat, versteht sich von selbst. Dabei wird zugleich offenbar, wie Gottesliebe und Nächstenliebe ein- und dieselbe Sache sind (wenn es sich wirklich um Nächstenliebe handelt). Der Herr konnte von diesen beiden Seiten derselben Sache sagen, daß sie einander gleich seien (Matth. 22, 39. - Mark. 12, 31. - Vgl. auch Joh. 13, 35: „Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt.“ - Ebenso 1. Joh. 4, 20: „So jemand spricht: ‚Ich liebe Gott‘ und haßt seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?“).

Es gibt somit keinen äußeren Maßstab zur Beurteilung eines im Beruf erfolgten Handelns, ob es sozial sei oder nicht; aber es gibt einen sehr fein-empfindenden inneren Geigerzähler. Wenn der Handwerker sich bei der Herstellung eines bestellten Gegenstandes fragt, ob dieser auch wirklich so und nur so dem Besteller zum Besten diene — also wirklich aus Nächstenliebe so gefertigt werde —, so muß er sich die Frage in der Form vorhalten, ob es mit seiner Liebe zu Gott vereinbar sei, diesen Gegenstand eben so und nicht anders anzu-

fertigen. Es ist gelegentlich schon ahnend empfunden worden, daß die ethische Ausrichtung beruflicher Arbeit das Wohl der Mitmenschen sei. In dieser Richtung ist wohl die Antwort zu suchen. Doch ist damit in keiner Weise feststellbar, *was* wirklich zum „Wohl“ des Mitmenschen dient. Selbst eine „Liebe“ zum Nächsten kann für sich alleinstehend ein sehr unsicherer Kompaß sein. Die Liebe zum Nächsten muß an Gott orientiert sein, d. h. in der Liebe zu Gott begründet sein, wenn das Handeln gefunden werden soll, das zum Besten des Nächsten dient. *Der kürzeste Weg zum Nächsten ist immer der über Gott.* Andernfalls schieben sich zu leicht als Nächstenliebe getarnte egoistische Motive dazwischen. Was dem Nächsten wirklich „gut“ ist und ihm wirklich „dient“, ist nur vor Gott erkennbar. Selbst die Erfüllung der Wünsche eines Kunden kann ein sehr schlechter Dienst am Kunden sein. (Ob einem Kunden seiner ganzen Wirtschaftslage und seinem Lebensstil nach nicht davon abzuraten sei, luxuriöse Stilmöbel in Auftrag zu geben oder nicht, das muß der Handwerker vor Gott entscheiden).

Es wird dabei zu fragen sein, was denn die Liebe zu Gott mit der Anfertigung eines Handwerksproduktes zu tun habe. Die Liebe zu Gott ist antwortende Liebe, Dankliebe. Vom Neuen Testament her ist es Liebe zu Gott um Jesu Christi willen und geht damit weit über den Dank für irdische Gaben hinaus. Wenn ich aber Gott danken will, indem ich unordentliche Arbeit leiste, dann ist das kein sauberer Dank sondern Undank! Der Gott, dem ich für seine Liebe danken will, hat den Nächsten ebenso geliebt, daß er auch für diesen seinen Sohn hingab; dem Nächsten durch unordentliche Arbeit Schaden zufügen, ist damit eine Verachtung der Liebe Gottes zu dem anderen Menschen. Weil und wenn der Handwerker Gott dankbar liebt, würde er durch unordentliche Arbeit Gott keinen Dank abstaten, vielmehr Gottes Unwillen und Zorn hervorrufen. Gott könnte solches Handeln nicht als dankbares annehmen, wenn mit diesem Handeln der andere Mensch geschädigt würde.

Dem Nächsten zuliebe kann eine Arbeit nur geschehen, wenn sie von Nebenzwecken befreit aus der Liebe zu Gott erwächst. Damit ist der Grundsatz, daß ein Arbeiter seines Lohnes wert ist und die Arbeit ihren Mann ernähren soll, nicht ausgeschaltet, sondern in Gottes Willen einbegriffen.

Somit ist jedes berufliche Handeln in direkter Beziehung zu Gott (Christus). Der christliche Handwerker sieht seine Arbeit nicht nur in horizontaler sondern gleichzeitig und immer in vertikaler Verbindung. Ob es die vorbereitende Planung, die Kalkulation, die Durchführung der Arbeit, die Behandlung der Mitarbeiter, der Verkauf oder der Wettbewerb ist, das Ganze und jedes einzelne soll mit Gott verbunden sein, unter seinen Augen geschehen.

Es ist das noch mehr als „Verantwortlichkeit“ vor Gott, die in der Furcht vor Gott gründet; es ist eine christliche Freude zu Gott, die in der Liebe begründet ist. Nur eine aus Liebe geleistete Arbeit wird mit Freude getan. Darum ist christliches Handeln im Handwerk auch mehr als gottverantwortliches Handeln, es ist außerdem und zugleich freudiges Handeln. Was von der Arbeit der Sklaven gesagt wird, das gilt von jeder Arbeit, daß sie nämlich „von Herzen“ getan werden kann und soll, wenn und weil sie „dem Herren und nicht den Menschen“ getan wird. (Kol. 3, 23, vgl. Eph. 6, 6).

Indem diese Arbeit (wie die Sklavenarbeit) aber dem Herrn getan wird, soweit es sich um das innere Motiv handelt, wird sie auf den praktischen Nutzen gesehen doch für die Menschen getan, denen sie zugute kommt. Das heißt: auch dann, wenn der „Nächste“, dem die Arbeit zugute kommt, dem Handwerker durchaus unsympathisch, ja sozialgegnertisch ist, soll der Handwerker die Arbeit doch in voller Gewissenhaftigkeit ausführen, so als wenn der Herr Christus der Nutznießer wäre; der Handwerker soll hinter dem Auftraggeber den Herrn Christus sehen. So hat der Handwerker vom Kreuz her auch seinen wirtschaftlichen Feind zu lieben. Aus Liebe zu Gott handeln ist somit im christlichen Sinne soziales Handeln.

Der Begriff „Nächster“ ist dabei hier auf das berufliche Handeln des Handwerkers zu beziehen. Denn daß ein christlicher Handwerker zum Üben der Nächstenliebe in karitativer Weise verpflichtet ist wie jeder andere Christenmensch, versteht sich von selbst. Hier aber muß ihm zum Bewußtsein gebracht werden, daß diese Nächstenliebe auch in seinem beruflichen Handeln gilt, er also nach Betätigung der Nächstenliebe im Privatleben sich bei seinem beruflichen Handeln nicht davon dispensieren kann. Jetzt ist es sein Auftraggeber oder Kunde, sein Lieferant und sein Mitarbeiter, sein Lehrling und sein Geselle, sein Berufskollege, ja selbst die Gesamtheit (etwa bei der Steuerfrage), auf deren Bestes er sein berufliches Handeln ausrichten soll. Wir nennen alle diese Menschen: die dem Handwerker in seinem Beruf Begegnenden.

Wenn das berufliche Handeln des Handwerkers so zuallererst auf Gott ausgerichtet wird, wenn es „dem Herrn und nicht den Menschen“ getan wird, so ist es gerade damit sozialethisch im eigentlichen Sinn. Denn Gott hat das Heil der anderen im Sinn. Darum wird der christliche Handwerker sich sofort fragen müssen, was er beruflich tun kann und wie er es beruflich tun kann, um das „Beste“ oder das „Wohl“ des anderen zu bewirken. Und wenn er diese Frage an Gott und Gottes Wort richtet, wird er die Antwort erhalten: Gott hat seinen Sohn gesandt, um die Welt zu „retten“. Folglich will Gott nicht, daß wir durch unser berufliches Handeln dem Mitmenschen im Wege stehen, der Gott sucht; wir sollen kein „Ärgernis“ geben. Vor allem aber will Gott positiv, daß wir durch unser berufliches Handeln *dem Mitmenschen den Weg zur Gottesgemeinschaft zeigen*. Das wäre dann Sinn und Ziel unseres Berufslebens in sozial-ethischer Beziehung und zugleich Maßstab für unser sozialethisches Handeln. Wenn unser berufliches Handeln unseren Mitmenschen den Weg zu Gott erschwert, so ist es nicht sozialethisch; wenn es aber diesen Weg aufzeigt, ist es sozialethisch.

Der Handwerker soll demnach durch sein Berufsleben alle ihm in seinem Beruf Begegnenden zu Gott bzw. Christus hinzuführen suchen. Diese Anwendung des Sozialimperativs auf das Handwerkerleben ist die tiefste Anteilnahme am Nächsten bzw. Mitmenschen. Christus benutzt so auch das berufliche Verhalten des Handwerkers, um andere Menschen in die Gotteskindschaft zu stellen. Der Handwerker soll auch in seinem Beruf so handeln, daß die Menschen seine guten Werke sehen und von hier aus den Anstoß dazu erhalten, den Vater im Himmel zu preisen (Matth. 5, 16). Der Handwerker soll sein

Berufsleben so führen, daß dieses andere Menschen „fördert“ und „erbaut“; dann nämlich sucht er wirklich „das des Anderen“ (1. Kor. 10, 23-24).

Der Außenstehende mag dabei zunächst noch nicht einmal ahnen, was wirklich zu seinem Besten dient; er mag es sogar noch ablehnen. Erst wenn er die Folgerung gezogen hat, wird er es erkennen. Der christliche Handwerker aber sollte es wissen und für den anderen dementsprechend handeln. Wenn Paulus bei der Grundlegung seines paränetischen Teils im Römerbrief daran erinnert, daß der Glaubende infolge der „Erneuerung des Sinnes“ *entscheiden soll*, „was der Wille Gottes sei, der gute, wohlgefällige und vollkommene“ (Röm. 12, 2), so ist damit aufgezeigt, worin der Christ das Gute auch für seinen Mitmenschen zu suchen hat, nämlich in den Barmherzigkeiten Gottes. Die Rettung des anderen ist der Wille Gottes, und diese Rettung soll der Handwerker auch bei seinem Berufsleben immer vor Augen haben.

Demzufolge kann und darf ein christlicher Handwerker nicht dabei stehenbleiben oder das allein schon als sein sozialetisches Handeln ansehen, dem Nächsten in wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Nöten beizustehen; so sehr er das alles selbstverständlich tun soll, so ist es doch erst eine Auswirkung des viel umfassenden Sozialimperativs. Das caritative Helfen ist Folge *der* Liebe, die den ganzen anderen Menschen umfaßt. Diese Liebe „sucht nicht das Ihre“ (1. Kor. 13, 5). Sie sieht den Mitmenschen viel tiefer und ernster, als daß sie nur seine äußeren Nöte lindern möchte. Sie sieht ihn als einen, der zu Gott gehört und der im letzten nicht nur unglücklich sondern sein Mensch-Sein verfehlend ist, wenn er nicht in der Gottesgemeinschaft steht. Paulus sagt dies einmal mit den Worten: „Ich suche nicht das, was mir, sondern das, was den Vielen dienlich ist, damit sie gerettet werden.“ (1. Kor. 10, 33). Damit ist nicht gesagt, ein christlicher Handwerker könne seine Mitmenschen retten; denn das kann nur Gott (vgl. das Gerettetwerden). Aber es ist gesagt, daß ein Christ seinen Mitmenschen durch sein Berufsleben den Weg aufzeigen soll.

Dieses Gerettetwerden wird aktuell in der Zugehörigkeit der anderen zu Christus bzw. der Gemeinde Christi. Sofern die anderen bereits in der Gemeinde stehen, sollen sie in ihrem Zugehörigsein bestärkt werden; sofern sie noch nicht dazu gehören, soll ihnen der Weg gewiesen werden. „Ein jeder von uns soll dem Nächsten gefallen zum Guten, zur Erbauung.“ (Röm. 15, 2). Dann ergibt sich im einzelnen alles das, was im Hohenlied der Liebe gesagt ist; etwa: die Liebe „tut dem Nächsten nichts Böses“, sie „freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich aber der Wahrheit“, sie „trägt das Böse nicht nach“ und vieles andere (1. Kor. 13, 5-6 — Vgl. Röm. 13, 10. — Phil. 2, 4). Zusammengefaßt ist es in dem Wort: „All euer Handeln geschehe in Liebe.“ (1. Kor. 16, 14). Der Sozialimperativ auf den Handwerker angewandt erhält daher die Formulierung:

12 *In Dank gegen Gott und in Erwartung der Gottesherrschaft soll der christliche Handwerker sein ganzes Berufsleben aus Liebe zu den ihm beruflich-Begegnenden führen, um diese so an Christus zu weisen.*

VI. Das sozialetische Handeln des christlichen Handwerkers als Handeln in dienender Liebe

Vorbemerkung

Von unserem Sozialimperativ her können wir uns nun den einzelnen Forderungen des Alten und des Neuen Testaments zuwenden. Denn im Sozialimperativ haben wir den ethischen Mittelpunkt, von dem aus alle sittlichen Einzelforderungen der Bibel verständlich werden und praktiziert werden sollen. Dabei mag manches beiseite bleiben, was vielleicht im Alten Testament zeitgeschichtlich bedingt oder in den neutestamentlichen Forderungen aufgegangen ist. Damit haben wir auch auf sozialetischem Gebiet die Freiheit eines Christenmenschen, der nicht mehr in jeder konkreten Entscheidungs-Situation nach einer speziellen Vorschrift zu fragen braucht, vielmehr vom Sozialimperativ her die Freiheit und Möglichkeit hat, das sozialetische Rechte zu finden. Wir kommen somit nicht zu einer sozialetischen Kasuistik sondern stehen in der Freiheit der an Christus Gebundenen.

Dennoch sind die Gebote — insonderheit die Zehn Gebote und die Bergpredigtforderungen — nicht aufgehoben. Als Forderungen Gottes bleiben sie vollgültig in Kraft. Aber sie stehen nun nicht mehr (hindernd) *vor* unserem Frieden mit Gott sondern folgen mit neuer Kraft belebt aus diesem Frieden. Sie sind nicht in dem Sinne „erfüllbares Gesetz“, daß ihre Einhaltung uns erst den Frieden mit Gott schenken würde; sie sind auch nicht mehr nur „unerfüllbares Gesetz“, das uns nur unsere Sündhaftigkeit zum Bewußtsein bringt. Sie sind als „in Christo“ erfüllter und erfüllbarer Wille Gottes, die hilfreichen Handreichungen Gottes an seine Kinder, auf daß diese in Befolgung dessen, was der Sozialimperativ meint, Gott ihren Dank abstatten. Die Einhaltung der Gebote Gottes erfolgt darum nicht in Angst vor ewiger Strafe oder mit dem Zwecke des Verdienens ewiger Seligkeit sondern in der Kraft des Geistes Christi durch die dankenden Kinder Gottes (vgl. 1. Kor. 1, 24. — 2. Kor. 4, 7. — Eph. 3, 16. — 2. Tim. 1, 7 u. ö.).

So können wir nun an den Zehn Geboten entlanggehen und diese zugleich vom Neuen Testament her verstehen als gnadenreiche Warnungstafeln und Hilfestellungen, die dem Menschen auch und gerade in dem Dickicht neuzeitlicher Problematik unentbehrlich sind. Es kommt dabei — nach Zugrundelegung des Sozialimperativs — nicht auf eine vollzählige Entfaltung der Gebotsinhalte im einzelnen an sondern auf die exemplarische Bedeutung der wichtigsten Wegemarkierungen für das Berufsleben des Handwerkers. Wir werden uns bei jeder Entscheidung im Berufsleben zu fragen haben, wie sie dem Mitmenschen ein Hinweis auf Christus oder ein Hindernis vor Christus ist.

Dabei sehen wir die Zehn Gebote nicht isoliert sondern im Zusammenhang mit der Botschaft des Neuen Testaments, etwa mit der Bergpredigt oder den Paulusbriefen. Denn sowohl Jesus als auch Paulus sehen die Zehn Gebote als weiter in Kraft befindliche und „in Christo“ zu erfüllende Gebote an (vgl. Matth. 5, 20-48. — Röm. 7, 7. — 2, 21-22. — 12, 17-21. — 13, 9 u. ö.). Nach-

dem wir oben (Kap. IV, a und 1) vom Gesetz und den Geboten als der Offenbarung der Sündhaftigkeit des Menschen gesprochen haben, ist nunmehr von der hilfreichen Bedeutung der alttestamentlichen wie der neutestamentlichen Gebote für die Lebensführung der unter dem Kreuz lebenden Christenmenschen zu reden. Wenn wir dabei den Dekalog als Leitfaden nehmen, so geschieht dies einfach um der in ihm gegebenen Ordnung willen, wobei sich erweist, wie gerade die Dekalog-Ordnung geeignet ist, das ganze menschliche Leben zu umreißen. Vom Neuen Testament her müssen wir dabei aber oft weit über das im Dekalog Gesagte hinausgreifen und es in den Zusammenhang des neuen Lebens aus dem Glauben stellen.

1. Das Handeln aus der Freiheit von Dämonien (1. Gebot)

Der Ausschließlichkeitsanspruch Gottes („Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben!“ 2. Mos. 20, 2-3) will den Handwerker davor bewahren, andere Mächte als Gott für das berufliche Handeln als bestimmend anzuerkennen, und will dem Handwerker damit helfen, den Sozialimperativ zu verwirklichen. Der Mächte, die sich als Götzen des Handwerkers zu bemächtigen suchen, sind mancherlei, vor allem materielle und kulturelle Werte.

Die materiellen Werte, die sich über den Handwerker erheben und ihr Licht vor das Licht Gottes stellen wollen, können unter dem Sammelbegriff „Lebensstandard“ zusammengefaßt werden. Nun ist vom christlichen Glauben her keineswegs etwas gegen eine stetige Hebung des Lebensstandards zu sagen, sie kann vielmehr eine Befolgung der göttlichen Anordnung, Herr der Erde zu werden, sein (1. Mos. 1, 28). Denn in diesem göttlichen Auftrag handelt es sich darum, daß die Schätze und Kräfte der Erde dem Menschen „untertan“ gemacht werden. Aber im praktischen Materialismus der Gegenwart erleben wir es, daß diese Schätze und Kräfte sich zu Herren über des Menschen Denken und Handeln erheben. Sie faszinieren ihn durch Furcht und Liebe. Da ist der Götze Maschine, der Götze Betrieb, der Götze Vergnügen, der Götze Lebenssicherung usw. In diesen Strudel ist der Handwerker wie jeder Mensch unserer Tage hineingezogen. Seine berufliche Arbeit ist beispielsweise in bezug auf die Maschine ein Herstellen der Maschine, eine Wartung der Maschine, ein Verbessern der Maschine. Wenn dabei der Schlosser dies sein berufliches Handeln so auffaßt, daß er alles in Ordnung meint, wenn das Funktionieren der Maschine gewährleistet ist, dann hat er in der Maschine oder in seinem Betrieb seinen Götzen, der ihn beherrscht. Gewiß soll der Schlosser oder auch der in seinem Handwerksbetrieb eine Maschine verwendende Meister für das Funktionieren der Maschine Sorge tragen, aber nicht als das Ziel sondern als das Mittel. Die Maschine soll unter und nicht über ihm stehen. Die Gefahr liegt nicht in der Maschine sondern in der Einschätzung der Maschine. Wenn die Maschine benutzt wird, um mit ihrer Hilfe den Mitmenschen besser dienen zu können als ohne sie, dann ist es eine sehr ernst zu nehmende Aufgabe, für ihr ordnungsgemäßes Funktionieren zu sorgen.

Das vorwiegend, oft auch ausschließlich ökonomisch bestimmte Denken der Gegenwart hat aber dazu geführt, daß der Betrieb um seiner selbst willen in

Gang gehalten und intensiviert wird. Es ist das Prinzip: Betrieb um des Betriebes willen! In dieser Gefahr steht der Handwerksbetrieb ebenso wie der industrielle. Wenn etwa ein Druckereibetrieb nur sog. Schmutz- und Schund-Literatur herstellt, aber als Betrieb durchaus funktioniert, seine Umsätze steigert, gute Löhne zahlt, angenehmes Betriebsklima aufweist und reelle kaufmännische Rechnung legen kann, dann ist zwar betrieblich „alles in Ordnung“; aber das Ganze läuft unter falschen Vorzeichen und ist total in Unordnung. Hier ist der Betrieb um des Betriebes willen da und steht als absoluter Wert über dem Betriebsinhaber, den Beschäftigten und den Belieferten.

Solche materiellen Götzen können aber auch die Produkte selbst werden. Gewiß schafft ein Handwerksbetrieb „Werte“, und es wäre absurd, den Produkten ihren — relativen — Wert abzustreiten. Nur sollen diese Werte in Relation stehen, und zwar in Relation zum Produzenten, zum Abnehmer und — zu Gott, wie es aus dem Sozialimperativ ersichtlich ist. Sobald sich die Produkte aber zu absoluten Werten verselbständigen, wird ihnen der Gott allein gebührende Platz eingeräumt. Wenn das Handwerk das Seine zur Hebung der Wohn- oder der Bekleidungskultur beiträgt, so erfüllt es eine ihm gemäße Aufgabe; aber es steht zugleich in der Gefahr, seine Produkte als Selbstzwecke anzusehen, die ihren Wert in sich allein haben. Die Möbel oder die Kleidung werden allzuleicht als Größen gewertet, deren Besitz das „Leben“ ausmacht. Hier ist der Götze Lebensstandard in seinem Bereich. Der materielle Besitz wird zum Maßstab für die Bewertung eines Menschen und für die Bewertung der Teilhabe am „Leben“. Der Mensch tritt damit unter die Sache, über die er nach Gottes Willen herrschen soll.

Von hier aus ist der Übergang zur Vergötzung kultureller Werte sehr leicht vollzogen. In den sog. gehobenen Kreisen wie in den nach oben drängenden Schichten wird der Mensch sehr schnell nach dem Wohn- und Lebenshaltungsaufwand bewertet, den er durch handwerkliche, kunsthandwerkliche oder künstlerische Produkte ausweist. Solche Produkte sollen gewiß dem Menschen dienen, auch zur Verschönerung des Heimes und des Lebens; aber sie dürfen nicht zum Bewertungsmaßstab und damit zum Herrn über den Menschen erhoben werden. Daher verstehen sich auch die vielen alttestamentlichen Warnungen vor den „Götzen“ sowie Jesu relativierende Worte über den Prachtbau des Tempels (vgl. 2. Mos. 32, 1-35. — 5. Mos. 27, 15. — Hos. 8, 6. — Matth. 24, 1-2 u. v. a.).

Allen nur möglichen Vergötzungen des Betriebes und der Produkte gegenüber bedeutet das erste Gebot eine radikale Ernüchterung. „Denn die Satzungen der Heiden: der Götze ist's (der sie bestimmt). Denn sie hauen im Walde einen Baum, und der Werkmeister macht Götter mit dem Beil und schmückt sie mit Silber und Gold und heftet sie mit Nägeln und Hämmern, damit sie nicht umfallen. Es sind ja nichts als überzogene Säulen. Sie können nicht reden; so muß man sie auch tragen, denn sie können nicht gehen. Darum fürchtet euch nicht vor ihnen, denn sie können keinen Schaden tun. Aber auch zum Glückbringen haben sie keine Macht.“ (Jer. 10, 3-5). Es geht beim ersten Gebot um das, was Luther formulierte: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.“ So ist das erste Gebot die Entmythologisierung der Arbeitswelt.

Indem der christliche Handwerker seinen Beruf in Beobachtung des ersten Gebotes ausübt, ist diese seine Absage an irdische oder erdachte Mächte als Herren seines Denkens und Handelns zugleich in einer dem wirtschaftlichen Erfolg huldigenden Welt ein Ausrufungszeichen für alle ihm Begegnenden. Für viele Handwerker wird es eine schwere Aufgabe sein, ihr Nur-Handwerker-Sein zu überwinden und ihr Handwerker-Sein Gott unterzuordnen. Aber wo ein Handwerker dies tut, kann der Betrieb für ihn nicht mehr des Lebens Sinn-erfüllung sein und muß sich entthronen lassen. Wenn dies Zeichen in einer ökonomisch-bestimmten Welt aufgerichtet wird, ist damit nicht nur eine Absage an einen mammonistischen Kapitalismus und an eine Betriebsvergötzung erteilt, sondern allen dem Handwerker in seinem Beruf Begegnenden zumindest ein Warnruf gesagt, daß ein anderer Herr ist und über diesen Handwerker regiert. Allein schon eine solche Beobachtung kann einen Mitarbeiter, einen Kunden oder einen Kollegen zur Infragestellung seines bisherigen Lebens führen. Der nur den Vatergott Jesu Christi als Gott ehrende Handwerker wird durch seine Bindung an das erste Gebot seinen Mitmenschen zu einem Wegweiser auf Christus hin.

13. Die entmythologisierende Ernüchterungskraft des ersten Gebotes wird für den christlichen Handwerker und dessen Mitmenschen zu einer Warnung vor Selbstversklavung unter den Betrieb oder dessen Produkte.

2. Die Wahrhaftigkeit im beruflichen Handeln (2. Gebot)

Auch das zweite Gebot hat es mit der Wahrung der Ehre Gottes zu tun: „Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht unnützlich führen!“ (2. Mos. 20, 7). Ein Mißbrauch des Namens Gottes erfolgt im handwerklichen Berufsleben nicht nur in der Form des leichtfertigen Schwurs oder des gedankenlosen Fluchens sondern mehr noch und zwar verkappter und darum gefährlicher auf der kaufmännischen Seite des Handwerksberufs. Wenn ein Handwerker sich im Unterschied zu seinen Konkurrenten als „Christen“ bezeichnet, um damit Aufträge zu erwirken, so mißbraucht er Christi Namen zu geschäftlichen Zwecken. Gewiß darf ein christlicher Auftraggeber unter gleichen Bedingungen bei der Vergebung von Aufträgen „allermeist an des Glaubens Genossen“ denken; aber das Spekulieren des Handwerkers darauf bringt ihn in den Verdacht, sich nur um des Geschäftes willen als „christlichen“ Handwerker zu präsentieren. Es gibt Menschen, „die meinen, die Frömmigkeit sei ein Mittel zum Erwerb.“ (1. Tim. 6, 5). Dabei wird Gott entthront und in den Dienst ganz nackter Wirtschaftsinteressen gestellt. Das Gefährliche an diesem Unternehmen ist die Rückwirkung auf den Handwerker, der gerade bei so erwirkten wirtschaftlichen Erfolgen seinen Glauben nicht ernst nimmt und im Materialismus versinkt. Er wird auch insofern „nicht ungestraft“ einen solchen Mißbrauch treiben.

Noch ein zweites hängt mit dem zur Schau getragenen Glauben zusammen, nämlich die Frömmerei, gegen die Jesus sich so energisch zur Wehr setzte: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“ (Matth. 7, 21). Die Gefahr des Pharisäismus besteht bezüglich seiner sozialetischen Auswirkung darin, daß er durch Religiosität den Glauben diskreditiert und den Menschen vor Christus im Wege steht. Darum sagt Jesus zu den Pharisäern: „Ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließt vor den Menschen! Ihr kommt nicht hinein, und die hineinwollen, laßt ihr nicht eingehen.“ (Matth. 23, 13). Solche unechte Frömmigkeit ist den Mitmenschen ein Hindernis auf dem Wege zu Christus und damit nicht sozialetisch im Sinne unseres Sozialimperativs.

Ein solches Frommsein aus wirtschaftlichen Gründen ist ebenso unevangelisch wie ein Unfrommsein aus wirtschaftlichen Gründen. Letzteres nimmt meist die Kirchensteuer oder karitative Sammlungen zum Anlaß, sich von der Kirche abzuwenden. Außerdem steht der Handwerker in der Gefahr, aus wirtschaftlichen Gründen unfrohm zu werden, wenn etwa der Pfarrer oder ein kirchlicher Angestellter oder eine Gemeinde (etwa bei der Vergabe von Bauarbeiten) nicht zu den Kunden oder Auftraggebern des Handwerkers gehört. Dann hält der Handwerker sich gerne für berechtigt, sich vom Gemeindeleben zurückzuziehen. In all solchen und ähnlich gelagerten Fällen handelt es sich um ein Kurzschlußverfahren, auch wenn es „religiös“ motiviert wird. Mit Christus auf den Lippen glaubt man, sich bei vermeintlicher wirtschaftlicher Benachteiligung von der Gemeinde entfernen zu dürfen. Besonders nehmen die Sekten eine solche Kurzschlußhaltung zum Ansatzpunkt einer Proselytenmacherei. Hierbei wird mit vorgeschobenen „religiösen“ Gründen der wirtschaftliche Egoismus getarnt. Wer aber nicht bereit ist, an den wirtschaftlichen Lasten teilzunehmen, die zur Aufrechterhaltung einer geordneten Verkündigung und Diakonie notwendig sind, entzieht sich den Forderungen des Sozialimperativs. Denn er denkt nur an sich, nicht aber an die Aufgabe, Anderen das Evangelium zu verkünden und durch Liebestaten zu bezeugen. Dies ist ein Mißbrauch des Namens Christi, sich zwar frohm zu nennen, aber nicht den Willen Gottes auch unter Opfern zu tun. Letztlich ist es eine Unwahrhaftigkeit, die ihre wirtschaftlichen Interessen nur religiös maskiert.

Der Handwerker wird durch das zweite Gebot auch im Umgang mit allen ihm im Beruf Begegnenden gemahnt, unbedingte Wahrhaftigkeit zu üben. Jesus selbst hat dies Gebot in dem Sinne ausgelegt, daß ein Anrufen Gottes beim Schwören zur Bekräftigung der Wahrhaftigkeit einer Aussage ein Verstoß gegen das zweite Gebot ist. Ein Mensch in der Nachfolge Jesu soll die Wahrheit immer sagen, so daß er nicht in besonderen Fällen genötigt ist, seine Wahrhaftigkeit erst unter Anrufung Gottes unter Beweis zu stellen. „Eure Rede sei Ja für Ja und Nein für Nein. Was darüber hinausgeht, ist vom Bösen.“ (Matth. 5, 37). Jede Preisbegründung oder Materialbezeichnung soll wahrhaftig sein und nicht erst durch Schwören glaubhaft werden. Wenn überhaupt eine solche Bekräftigung für erforderlich gehalten wird, handelt es sich um das unausge-

sprochene Eingeständnis der grundsätzlichen Unlauterkeit. Im Grunde wird auch hierbei Gott in den Dienst wirtschaftlicher Interessen gestellt.

Wenn aber der Handwerker, gemahnt durch das zweite Gebot, immer zur Wahrhaftigkeit bereit ist, auch wo sie ihm Nachteile einträgt, wird er damit zum Zeugen eines Glaubens, dem Gott höher steht als irdische Werte. Er wird seinen Mitmenschen zu einem Hinweis auf Christus.

14. Das zweite Gebot warnt den Handwerker davor, Gott in den Dienst wirtschaftlicher Interessen zu stellen, und erzieht zugleich zu Wahrhaftigkeit in allen beruflichen Dingen.

3. Die Arbeit als dienende Funktion (3. Gebot)

Das dritte Gebot, angewandt auf die Handwerksarbeit, ist eine Hilfe zur Wahrung der Menschlichkeit und Menschenwürde des Handwerkers. Diesem Gebot geht es darum, den Menschen nicht in der Arbeit ersticken zu lassen, das Menschsein nicht als eine nur-wirtschaftliche Sache zu verstehen, sondern den Menschen als für Gott geschaffen und bestimmt aufzuweisen. Das Feiern am Ruhetag als die älteste Sozialordnung der Menschheitsgeschichte hat gewiß auf Gott gesehen das Ziel, Gott die Ehre zu geben; aber gerade indem dies geschieht, hat auch der Mensch erst seine Würde. Er soll durch dieses Gebot vor einem Absinken auf die Stufe der Arbeitskraft oder des Arbeitstieres bewahrt werden.

Der selbständige Handwerker steht besonders ungeschützt in der Gefahr, über seiner Arbeit und seinem Betrieb Gott zu vergessen oder zurückzustellen. Denn dieser Handwerker kann in Selbstverantwortlichkeit seine Arbeitszeit bestimmen, während der Arbeitnehmer wenigstens formal durch gesetzliche Bestimmungen geschützt ist bzw. angehalten wird, nicht in der Arbeit aufzugehen.

Würde der Handwerker den Feiertag zum Werktag machen, so würde er in reiner Innerweltlichkeit aufgehen und damit seine gottgegebene Menschenwürde verlieren. Solcher praktischer Materialismus (die Bibel nennt es Mammonsdiens) bestimmt heute weitgehend die Lebenshaltung. Dagegen gibt es auf Grund des dritten Gebotes eine legitime Pflicht zur Ruhe, auch über die Beteiligung am Gottesdienst hinaus. Deshalb nämlich bestimmt dieses Gebot einen ganzen Tag dazu, daß der Mensch an ihm „keine Arbeit tun“ und sogar seinen Mitarbeitern die ganztägige Ruhe ermöglichen soll. (5. Mos. 6, 14). Die Feier- und Festtage, von deren freudigem Begehen in der Bibel immer wieder die Rede ist, weisen auf die zur Menschenwürde unentbehrliche Arbeitsfreiheit hin, die nicht nur zum Kräftesammeln sondern auch zur Freude des Menschseins dient. Der Mensch, der nur in der horizontalen Ebene lebt, ist ein Flächenmensch; er richtet seinen Blick nur nach unten auf die Erde, indem er sich als nur zur Arbeit bestimmt versteht, und büßt dabei sein Menschsein ein. Menschsein kann er nur, wenn er auch sein Haupt erheben kann, weil sich seine Er-

lösung naht (Luk. 21, 28). Menschsein kann er nur, wenn er auch in der über ihm stehenden Welt (dem Reich Gottes) lebt, d. h. wenn er in dem Spannungsfeld der Horizontalen und der Vertikalen lebt. Nur in dieser Doppelheit ist er Mensch.

Daher erklärt sich auch die Doppelform des dritten Gebots: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Beschäftigungen ausführen; aber der siebente Tag ist Ruhetag für Gott deinen Herrn, da sollst du keine Beschäftigung ausführen.“ (2. Mos. 20, 9-10).

Indem die deuteronomistische Form dieses Ruhegebotes (5. Mos. 5, 12-15) den Hausvater (und das heißt für unser Thema den selbständigen Handwerksmeister) dafür verantwortlich macht, daß dieser Ruhetag auch den von ihm wirtschaftlich oder sozial Abhängigen zukommt, erhält dieses Gebot ein sozial-ethisches Schwergewicht. Der Sohn und die Tochter und ebenso der Knecht und die Magd (d. h. unter heutigen Handwerksverhältnissen: Lehrling, Geselle und Hilfsarbeiter) und selbst der Fremdling (d. h. für unser Thema: der Lieferant oder der Kunde) werden unter den Schutz des Ruhegebotes gestellt. Diese sozialetische Wirkungsmacht des Ruhegebotes wird im Deuteronomium mit der Befreiung des Volkes Israel aus Ägypten durch Gott begründet (5. Mos. 5, 15). Das heißt: es gehört zur gottbereiteten Freiheit, daß der Mensch auch seine Freizeit für Gott hat.

In dem Rhythmus von Arbeit und Ruhe vollzieht sich das Menschsein. Wo eines schuldhaft fehlt, ist der Mensch auf die tierische Stufe abgesunken. Beides aber, Arbeit wie Ruhe, ist auf Gott hin gerichtet. Auch die Ruhe ist nicht einfach ein Nichts-Tun. Sie ist „Ruhe für Gott“; sie ist Erheben des Hauptes, sie ist Atemholen, aber Atemholen bei Gott. Sie dient nicht nur der Kräfteergänzung sondern sie gehört als Bereitsein des Menschen für Gott zum Leben des Menschen qua Mensch.

Vom Neuen Testament her ist dieses Gebot nicht gesetzlich-schematisch zu sehen. Es kann durchaus, wenn es für die Erhaltung des menschlichen Lebens notwendig ist, auch am Ruhetag Arbeit getan werden (Luk. 13, 10-17). Das ist dann lebensnotwendige Arbeit oder Notstandsarbeit, wie die des Arztes, des Katastrophenschutzes, der Versorgungsbetriebe. Auch der Handwerker kann davon betroffen sein, soweit er in solchen Betrieben tätig ist oder wenn seine beruflichen Fähigkeiten zum Schutze und zur Erhaltung des Lebens erforderlich sind. Aber dies ist kein Freibrief für Sonntagsarbeit aus Profitgier; vielmehr wird es in echtem Sinne in das Gewissen des Handwerkers gelegt, zu entscheiden, wann seine Arbeit — unabhängig von der Möglichkeit des Verdienkönnens — auch am Sonntag notwendig ist.

Umgekehrt hat der evangelische Handwerker auch gewissensmäßig zu entscheiden, ob nicht auch je und dann die Arbeitszeit des Werktages ganz oder teilweise der Ruhe weichen muß. Dies kann dann eintreten, wenn Christus ruft, sei es zum Hören des Wortes (wie es an der Geschichte von Maria und Martha deutlich wird, vgl. Luk. 10, 38-42) oder sei es zur außerberuflichen diakonisch-helfenden Tat (vgl. den barmherzigen Samariter, Luk. 10, 25-37 u. 13, 10-17).

Hätte der Christ diese Freiheit nicht, so wäre er ein Sonntagschrist und ein Werktagsmensch. Erst wenn der Handwerker sich soweit vom Besitzstreben freimachen kann, daß er auch am Werktag je und dann den Anruf Gottes hört, erst dann ist er von der Gesetzlichkeit zur Freiheit eines Christenmenschen gekommen.

Die Bedenken, die aus engherzig-gesetzlichem Verständnis des dritten Gebots gegen die Einführung der Fünf-Tage-Woche geltend gemacht worden sind, erledigen sich bei genauer Betrachtung dieses Gebotes von selbst. Denn einmal heißt es in diesem Gebot nicht, daß an den sechs Wochentagen ununterbrochen gearbeitet werden müsse. Der Sinn ist vielmehr der, daß alle zu erledigende Arbeit in den Zeitraum der sechs Wochentage zu legen ist, um den siebenten Tag von aller Arbeit frei zu haben. Mit dem einen arbeitsfreien Feiertag ist das Minimum an Freizeit festgelegt, dessen Unterschreitung den Menschen seiner in lebendiger Gottesbegegnung und Gottesverehrung begründeten Menschenwürde beraubt.

Zum zweiten ist das, was an den sechs Arbeitstagen geschehen soll, nicht auf die Erwerbsarbeit beschränkt. Es soll sowohl die Erwerbsarbeit in den Zeitraum der sechs Wochentage gelegt werden als auch „alle deine Beschäftigungen“. Der Mensch hat außer der zur Existenzhaltung notwendigen Arbeit auch noch mancherlei andere Dinge zu tun, die eben nicht am Feiertag erledigt werden sollen.

Unter modernen Verhältnissen verstehen wir hierunter den ganzen Raum wirtschaftsfreier oder nicht primär-wirtschaftlicher Beschäftigungen, d. h. all das, was oft unter dem Begriff „Freizeitgestaltung“ zusammengefaßt wird. Dies alles ist keineswegs nutzlose Spielerei oder Luxus, es bietet vielmehr erst die Möglichkeit der Persönlichkeitsentfaltung. Gerade dann, wenn die auf Erwerb abzielende Tätigkeit der Persönlichkeit keinen großen Spielraum läßt, gewinnt die außerberufliche Betätigung umso mehr persönlichkeitsbildende Bedeutung. Diese außerberufliche Beschäftigung, zumal dann wenn sie nicht nur zeitlich sondern auch sachlich eine wirklich außerberufliche ist, hat es mit wirtschaftlichen Erwägungen nicht oder nur sekundär zu tun. Wenn der Auto-Schlosser (Meister oder Geselle) nach seiner Arbeitszeit in seiner Wohnung Reparatur- oder Verschönerungsarbeiten vornimmt oder seinen Garten pflegt, so können damit durchaus Einsparungen verbunden sein; aber das Entscheidende ist die Möglichkeit einer persönlichkeitsgeprägten individuellen Ausgestaltung des Heimes und das heißt zugleich die Freude und innere Anteilnahme an der Arbeit ganz unabhängig von ihrem wirtschaftlichen Ertrag. Das Spiel, die Liebhaberei, das Hobby, das Steckenpferd, die Leibesertüchtigung, die musisch-literarische Beschäftigung, die Teilnahme am gesellschaftlichen und politischen Leben, dies alles sind echte Möglichkeiten der Persönlichkeitsbildung und Entfaltung. Sie dürfen keineswegs nur einer bestimmten sozialen Schicht vorbehalten bleiben, weil diese Möglichkeit zum Menschsein gehört.

Der Mensch, der nach achttündiger Arbeitszeit nach Hause kommt und allenfalls noch die Tageszeitung liest, hat somit innerhalb des dritten Gebotes

einen legitimen Anspruch, ja eine Verpflichtung dazu, sich um andere als nur wirtschaftliche Dinge zu kümmern. Er soll und darf sich seinem Ehepartner und der Erziehung seiner Kinder widmen; er soll und darf auch allerlei nützliche häusliche oder gärtnerische Arbeiten verrichten; er soll und darf Körperertüchtigung betreiben; er soll und darf sich am musischen und geistigen Leben freuen und bilden; er soll und darf Geselligkeit pflegen und sich um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern, für die er mitverantwortlich ist. Wenn nun durch Freimachung eines der sechs Arbeitstage von erwerblicher Arbeit ein ganzer Tag für all diese Dinge freigestellt wird, so ist das im Interesse der Menschlichkeit nur zu begrüßen. Ob und wie rasch dies angesichts volkswirtschaftlicher Erwägungen möglich ist, das hängt wesentlich von der Entwicklung der Technik (d. h. dem Ersatz menschlicher Arbeitskraft durch maschinelle), von der bestehenden Sozialordnung und letztlich dem Betroffenen selbst ab. Die Freistellung eines Wochentages für solche Betätigungen ist nämlich nur dann zu rechtfertigen, wenn der davon Betroffene nun nicht seinerseits diesen Tag wieder mit Berufsarbeit ausfüllt, etwa durch Drängen auf Überstunden oder durch Schwarzarbeit. Dies wiederum hängt davon ab, ob der Mensch dem Götzen Lebensstandard verfallen ist oder einer christlichen Genügsamkeit zu leben vermag (vgl. unten Abschnitt 9).

Grundsätzlich aber sollte die Freistellung eines Wochentages für die mancherlei angeführten Beschäftigungen auch für den Handwerker ein legitimes Ziel sein. Er wird es gewiß aus wirtschaftlichen Gründen schwerer haben, dies zu erreichen, als ein industrieller Betrieb; aber eine schrittweise Verwirklichung sollte auch im Handwerk erstrebt werden, nicht nur weil es heute aktuell ist, sondern weil es dem Handwerker wie seinen Mitarbeitern die Möglichkeit zur persönlichkeitsgeprägten Lebensgestaltung gibt. Es zeigt sich dabei zugleich, ob der Mensch der Erfüllung seines Auftrages, sich die Erde untertan zu machen (1. Mos. 1, 28), ein Stück näher gekommen ist.

Außerdem, und das liegt dem dritten Gebot besonders an, wird dann der Sonntag von all den angeführten Beschäftigungen wieder befreit, die sich dort eingenistet haben und den Sonntag seines Charakters als Ruhetag beraubt haben. Alle die genannten Liebhabereien, Beschäftigungen und besonders auch die sportlichen und gesellschaftlichen Veranstaltungen sowie alle Tagungen und Versammlungen können dann von dem überlasteten Sonntag weggenommen werden, so daß eine echte Heiligung des Sonntages möglich und dieser seiner eigentlichen Bestimmung zurückgewonnen wird.

15. Das dritte Gebot mit seiner rhythmischen Ordnung von Arbeit und Ruhe ist dem Handwerker ein Schutz gegen ein Absinken von der Menschenwürde zur Arbeitskraft und es macht ihn zugleich für die Menschenwürde seiner Mitarbeiter sozial mitverantwortlich.

4. Die Treue in der Tradition des Berufsethos (4. Gebot)

In einer Zeit ständischer Gesellschaftsordnung war das Handwerk gewissermaßen eine Gemeinschaftsarbeit der Großfamilie. Die Meisterin mit ihrer Fürsorge für das leibliche Wohl und ihrem Achten auf Zucht und Ordnung gehörte ebenso zum „Betrieb“ wie der in patriarchalischer Autorität erziehende Meister und die in die Betriebs- und Familiengemeinschaft einbezogenen Lehrlinge und Gesellen. Hier hatte das vierte Gebot noch eine Stellung in einer tatsächlich vorhandenen Sozialordnung, derzufolge Meister und Meisterin noch Elternstelle an Lehrlingen und Gesellen vertraten. Wenn wir uns auch auf weite Strecken hin mit der Auflösung alter Sozialordnungen abfinden müssen, so enthält das Zusammenwirken des Meisters und der Frau Meisterin ethische Werte gemeinschaftsbildender Kraft für Familie und Werkstatt, deren Fruchtbarmachung in neuer Form uns aufgegeben ist. Auf der anderen Seite ist es uns nicht mehr möglich, aus dem vierten Gebot die Autorität der Obrigkeit und den Gehorsam gegen sie abzuleiten. So konnte es noch Luther; in dieser Beziehung haben wir neu zu sehen gelernt.

Wenn vieles an den alten Sozialordnungen vergangen ist, so ist damit noch nichts über Wert und Gültigkeit des Berufsethos der Vätergenerationen gesagt. Es könnte sein, daß dieses bleibende Bedeutung hat und auch beim Ersetztwerden alter Formen durch neue seine Geltung bewahren sollte, zumal wenn in diesem Berufsethos Werte einer christlichen Sozialethik enthalten sind. Es ist daher allen Ernstes die Frage aufzuwerfen, ob nicht ein Berufsethos, das vom „ehrlichen Handwerk“ spricht, das zudem die Angehörigen des gleichen Handwerks zu einer nicht nur rechtlichen sondern auch sittlichen und sittebewahrenden Gemeinschaft (Innung, Zunft, Gilde) zusammenschließt, das sich weiterhin nicht nur für die fachliche Ausbildung der nachwachsenden Generation sondern auch für deren menschliche und sittliche Bildung verantwortlich weiß, ob ein solches Berufsethos nicht doch in einer veränderten Welt seinen bleibenden Wert behält. Wenn ja, dann ist die Bewahrung und Überlieferung dieses Ethos eine unaufgebbare Aufgabe des Handwerks. Eine solche Weitergabe bedeutet eine innere Bindung der älteren Generation an die jüngere und umgekehrt, und dies ist primär im Verhältnis Eltern — Kinder verankert, so daß wir von hier aus doch auf die Bedeutung des vierten Gebotes für das Handwerk zurückgreifen müssen.

Den Eltern verdankt das Kind seine Existenz. Die Eltern aber haben an den Kindern einen über die leibliche Betreuung hinausgehenden doppelten Auftrag. Einmal sollen sie sich als die „Älteren“, d. h. die Erfahreneren und Wissenderen erweisen und gerade darum auch ihren zweiten Auftrag sehen, ihre Kinder aufzuerziehen „in der Zucht und Vermahnung zum Herrn“ (Eph. 6, 4). Die Eltern als Bewahrer und Überlieferer des Glaubensgutes (5. Mos. 6, 20. — 2. Mos. 12, 26. — 13, 14) sind für das Kind: Gottes natürliche Repräsentanten. Der Gehorsam gegen die Eltern hat darum die Verheißung (Eph. 6, 2), daß ihm Wohlergehen und langes Leben in dem ihm von Gott zugeteilten Lande zugesagt wird. Die Kinder sollen so Wissen und Können von den Eltern übernehmen und sich von den Eltern unter Gott weisen lassen.

Wenn wir mit diesem Licht des vierten Gebotes das Handwerk beleuchten, so sehen wir dort zunächst noch kein genuines Eltern-Kind-Verhältnis sondern primär ein Lehr-Lern-Verhältnis und ein Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Verhältnis. Aber indem die Eltern ihr Kind einem Handwerker in die Lehre geben, übertragen sie dem Lehrherrn einen Teil ihrer Aufgabe und ihrer Autorität. Der Lehrling soll einmal das Wissen und Können des Erfahreneren und Wissenderen vermittelt erhalten; gewiß zunächst in handwerklich-fachlicher Beziehung, aber damit verbunden doch zugleich auch in ethischer auf Sitte und Sittlichkeit eines ehrbaren und ehrlichen Handwerks ausgerichteter Beziehung. Gerade dies aber ist nicht anders möglich, als daß der Lehrherr seinem Lehrling evangelische Lebens- und Berufsführung vorlebt und ihn auch hierin unterweist.

Für einen bedeutenden Bereich ist somit der Lehrherr auch Erzieher des Nachwuchses und hat stellvertretend Elternrechte und Elternpflichten, die zwar nicht juristisch fixiert, aber für den evangelischen Handwerker gewissensmäßig begründet sind und darum doch eine Berücksichtigung im Lehrvertrag beanspruchen können. Fallen Lehrherr und Vater in einer Person zusammen, wie wir es beim Handwerk noch häufig haben, so versteht sich die Elternaufgabe des Lehrherrn von selbst; in allen anderen Fällen aber hat der Lehrherr eine begrenzte und abgeleitete Elternfunktion auszuüben.

In dieser Erziehungsaufgabe ist auch die Autorität des Lehrherrn begründet, derzufolge der Lehrling den Lehrherrn „ehren“ soll. Der Lehrherr führt aus seiner Berufs- und Lebenserfahrung den Lehrling in die Tradition des Berufes, in das fachliche Können und in das berufliche Ethos ein. Insofern und nur insofern ist der Lehrling auf Grund des vierten Gebotes zum Gehorsam verpflichtet, der dort seine Grenzen hat, wo der Lehrherr gegen Gottes Willen Gehorsam verlangen würde.

Damit ist auf den Lehrherrn eine große Verantwortung gelegt. Denn er muß in seinem Beruf und seiner Lebensführung selbst tun, was er vom Lehrling erwartet bzw. wozu er den Lehrling erziehen will. Im Umgang mit diesen seinen Mitmenschen ist er zu besonderer Selbstzucht verpflichtet. Aber es ist zugleich auch eine schöne Aufgabe, die handwerkliche und die beruflich-sittliche Tradition von Generation zu Generation weitergeben zu können. Berufsehre und Berufsethos gehören mit zu den Grundlagen einer Handwerkserziehung. Es sollte dabei dem Lehrling auch bewußt gemacht werden, daß es für ihn einen Segen bedeutet, anders als viele seiner Altersgenossen in eine Tradition von Wissen, Können und Berufsethos eingeführt zu werden, die allerdings auch zu besonderer Leistung verpflichtet. Dann ist der Gehorsam nicht nur Legalität sondern innere Bindung zwischen Lehrling und Meister. Im Meister wird das Handwerk geehrt.

16. Das vierte Gebot verpflichtet den Handwerker wie den Lehrling zur Treue gegenüber einer Berufstradition, die außer fachlichem Wissen und Können auch Berufsethos und Berufsehre umfaßt.

5. Die Gewissenhaftigkeit handwerklicher Arbeit (5. Gebot)

Das fünfte Gebot als Verbot des Tötens (2. Mos. 20, 13) scheint zunächst keine besondere Bedeutung für den Handwerker zu haben, jedenfalls nicht mehr und nicht anders als für alle anderen Menschen auch. Wenn es nämlich individual-ethisch verstanden wird und nur für das „Privatleben“ gilt, hat es mit der Berufsarbeit offenbar nichts zu tun.

Aber dieses Gebot gilt nicht nur für die private Lebenssphäre. Auch in seinem beruflichen Handeln ist dem Menschen das Töten verboten. Dies nun könnte wohl für den Richter, den Polizisten und den Soldaten eine Warnung sein; aber — so scheint es — die Handwerksarbeit hat doch beruflich nichts mit Töten zu tun.

Und doch geht es auch im Beruf des Handwerkers immer wieder um die Ehrfurcht vor dem Leben (vgl. A. Schweitzer u. K. Barth). Auch der Handwerker kann durch seine Berufsarbeit töten. Als Beispiel sei auf den Schlosser verwiesen, der eine Schraube für ein Fahrzeug anfertigt oder auch nur anmontiert. Von der Gewissenhaftigkeit dieser Arbeit hängt die Sicherheit eines Fahrzeuges und damit auch das Leben von Menschen ab. Dem Sozialimperativ entsprechend aber soll der Handwerker immer das Wohl seiner Mitmenschen bei seiner Berufsarbeit vor Augen haben. Der Abnehmer oder Kunde wird durch sein Benutzen des Handwerksproduktes für den Handwerker zu einem diesem im Beruf begegnenden Nächsten, auch wenn er dem Handwerker unbekannt, unsympathisch oder gar verfeindet ist. Für den Kraftfahrer, Lokführer, Weichensteller und alle im Verkehrswesen Tätigen ist dieser Zusammenhang sofort einsichtig, aber auch für jeden Maschinenwärter in handwerklichen oder industriellen mit Maschinen ausgestatteten Betrieben. Selbst auch Bauhandwerker, Dachdecker, Schornsteinfeger, Schlosser, Bäcker, Metzger und viele andere Handwerker können gegen das fünfte Gebot verstoßen, indem sie ihre Mitarbeiter ungeschützt in gefährdender Situation arbeiten lassen.

Wenn das fünfte Gebot nicht nur negativ sondern auch in seiner positiven Zielsetzung als Mahnung zur Erhaltung des Lebens verstanden wird, so hat jedes Handwerk, bald mehr, bald weniger mit diesem Gebot zu tun. Ob ein Haus gebaut wird, ob Kleidung angefertigt wird, ob Nahrungsmittel bereitet werden, ob Maschinen hergestellt werden, ob der Verkehr in Gang gehalten wird oder ob irgendwelche Bedarfsgegenstände produziert werden, fast immer geht es darum, menschliches Leben zu erhalten, zu schützen. Darum ist eine unbedachte Leichtfertigkeit immer auch ein Konfliktfall mit dem fünften Gebot. Denn ein Christ kann sich nicht mit Nichtwissen entschuldigen. Besonders kritisch wird die Sachlage, wenn nicht Fahrlässigkeit sondern Gewinnsucht das Motiv für verantwortungslose Handwerksarbeit darstellt.

Nun hat uns Luthers Erklärung zum fünften Gebot darauf aufmerksam gemacht, daß ein neutestamentliches Verständnis nicht erst den Tötungsfall meint sondern jeden „Schaden“ oder jedes „Leid“, das wir absichtlich oder fahrlässig unseren Mitmenschen zufügen. Dabei ist besonders an Jesu Auslegung dieses Gebotes (Matth. 5, 21-24) zu denken, die auch den Zorn, die Beleidigung

und das In-Unfrieden-Stehen schon als eine Übertretung kennzeichnet. Ein Mensch kann auch durch eines anderen unlauteres Geschäftsgebaren, Beleidigen, Diffamieren und Ruinieren wirtschaftlich und seelisch so geschädigt werden, daß er zerbricht. Hier gibt es für keinen Handwerkszweig mehr ein Ausweichen vor dem Gebot. Der Schneider, der Bäcker, der Friseur können ebenso wie der Schreiner, der Klempler, der Elektriker und jeder andere Handwerksberuf durch unexakte Arbeit einem Mitmenschen Schaden an Hab und Gut, an Leib und Leben und auch an inneren Werten wie Ehre und Frieden zufügen. Hier gibt es für den christlichen Handwerker keine „Kleinigkeiten“, denn von ihm wird Treue „im Geringsten“ wie „im Großen“ erwartet. Eine nur oberflächliche Ausführung eines Auftrages ist nicht nur eine sachliche Schädigung des Auftraggebers sondern meist auch eine Kränkung oder Beleidigung, weil dabei der Auftraggeber als einer gewissenhaften und soliden Arbeit nicht würdig behandelt wird.

Umgekehrt hat der Handwerker aber auch einen Anspruch darauf, von den Menschen, mit denen er es in seinem Beruf zu tun hat, ebenso behandelt zu werden. Wenn dies weitgehend nicht geschieht, ist der Handwerker sogar zur erzieherischen Belehrung und Ermahnung etwa seiner Kunden berechtigt und verpflichtet. Als Beispiel sei an die Vergebung von Bauaufträgen ohne Vorhandensein der Mittel gedacht. Nicht nur das Hinhalten mit der Zahlung und das Drücken der Preise, auch schon ein leichtfertiges Vergeben führt in vielen Fällen sowohl den Bauherrn als auch den Handwerker zu Verlusten, die bis an die Existenzgrenze gehen.

Somit bedeutet das fünfte Gebot eine besonders exemplifizierte Anwendung des Sozialimperativs. Für einen christlichen Handwerker darf es schon um des fünften Gebotes willen keine „christliche“ Schludrigkeit geben. Je stärker das Gewissen des Handwerkers unter der Herrschaft Christi steht, um so exakter und nüchterner wird er seine Berufsarbeit ausführen. Umgekehrt läßt sich aus leichtfertiger, oberflächlicher und unsolider Arbeitsweise zumindest häufig auf das Fehlen eines christlichen Gewissens schließen. Ein christlicher Handwerker sollte sich darum an fachlicher Exaktheit, an solider Arbeitsweise und an sachbestimmter Nüchternheit von niemandem übertreffen lassen.

17. Das fünfte Gebot mahnt den Handwerker zu peinlicher Gewissenhaftigkeit bei fachmännisch solidester Arbeit um des Wohles der Mitmenschen willen.

6. Die Achtung des anderen Geschlechts im Berufsleben (6. Gebot)

Das sechste Gebot als Verbot des Ehebrechens (2. Mos. 20, 14) hat es nicht nur individualethisch mit dem außerberuflichen Leben des Menschen, und hier also des Handwerkers, etwa mit der Lebensführung nach Arbeitsschluß, zu tun. Denn der Ehebruch reicht heute (und nicht erst heute) weit in die berufliche Sphäre hinein, vielleicht beim Handwerker nicht so ausgedehnt wie im Geschäftsleben,

aber doch als eine stetige Versuchung. Der Ehebruch findet an der kaufmännischen Seite des Handwerks daher am leichtesten Eingang. Wer das gegenwärtige Geschäftsleben auch nur einigermaßen kennt, weiß, wie mancher Geschäftsabschluß oder Auftrag durch ehebrecherische Beziehungen gefördert oder vermittelt wird oder von diesen begleitet wird. Wo der Handwerker dem erliegt, bringt er dem Namen Christi Unehre und untergräbt selbst die Vertrauenswürdigkeit seines handwerklich-kaufmännischen Handelns. Jesus hat dieses Gebot radikalisiert, indem er nicht erst die äußere Tat sondern das innere Wesen des zum Ehebruch neigenden Menschen als Übertretung des Gebotes bezeichnete (Matth. 5, 28).

Auch während der Arbeit selbst und in den Arbeitspausen hat das sechste Gebot seine Aufgabe. Die Arbeits- wie die Pausengespräche drehen sich weitgehend in lascivem Sinne um das Thema Ehebruch oder Unzucht und werden damit für ungefestigte Jugendliche oft erst zum auslösenden Moment für die Tat. Sie erzeugen in der Vorstellungswelt des Jugendlichen eine Gier nach Realisierung der Zoten-Situation und erregen den falschen Ehrgeiz, den älteren Kollegen hierin ebenbürtig zu werden. Hier hat das Handwerk, dem so viele Jugendliche anvertraut sind, eine verantwortungsvolle Aufgabe für Leib und Seele seiner jüngeren, aber auch der älteren Mitarbeiter. Es darf sich dem nicht entziehen und dies als Aufgabe von Eltern, Schule und Kirche beiseite schieben. Denn in seinem Betrieb und im Bereich seiner Aufsichtspflicht vollzieht sich die Vergiftung der jungen Menschen. Besonders bei Auswärts-Montagen ist die Gefahr des sittlichen Absinkens gegeben. Schützen kann der Handwerker meist nicht durch Fernhalten des Schmutzes, dem der Jugendliche mindestens auch in der Freizeit begegnet. Wirklich schützen kann der Handwerker nur als Erzieher durch Vorbild, Ermahnung, Belehrung und Hinführen zu Christus. Der einzige wirksame Schutz ist somit die innere Festigung des Jugendlichen. Der christliche Meister weiß wohl, daß sein Lehrling im Sinne des Begehrens gegen das Gebot verstößt, vielleicht sogar auch in der Tat. Dann ist nicht ein moralisches Verurteilen die dem Sozialimperativ entsprechende Hilfe. Dann geht es um die Verkündigung, Bezeugung der Vergebung vom Kreuz Christi her; aber auch um das Auf-den-rechten-Weg-Stellen: gehe hin und sündige hinfort nicht mehr (Joh. 8, 11). Erst vom Kreuz her kann ein neues Leben beginnen.

Die Lehrlinge zu Handwerkern heranzubilden, bedeutet somit nicht, nur Fachleute auszubilden, bedeutet aber, Handwerker zu erziehen. Zum Begriff des christlichen Handwerkers gehört die Beachtung des sechsten Gebotes, gehört die Achtung des Menschen anderen Geschlechts als eines Geschöpfes und Erlösten Gottes. Dies dem Nachwuchs mitzugeben, ist ein wesentlicher Teil handwerklicher Erziehung.

18. *Das sechste Gebot mahnt den Handwerker zur Reinhaltung seines Berufes und besonders des Nachwuchses von Ehebruch, Unzucht und unsauberer Atmosphäre.*

7. Recht und Grenze des Eigentums bei ehrlicher Preis- und Lohngestaltung (7. Gebot)

Angesichts des Absinkens der Ehrlichkeit im gesamten Wirtschaftsleben hat das siebente Gebot (2. Mos. 20, 15) als ein Verbot des Diebstahls auch für die Handwerkswelt ein besonderes Gewicht erhalten. Dabei ist zunächst einmal festzustellen, daß dieses Gebot die Anerkennung des Eigentums voraussetzt, und zwar eines persönlichen Eigentums der natürlichen Person. Ein persönliches Eigentum gehört der Anschauung der Bibel zufolge zum Wesen des Menschen, wenn dieser nicht Sklave werden oder sein soll. Das Maß des Eigentums mag sehr bescheiden oder sehr umfangreich sein, dafür bietet die Bibel keine gesetzlichen Maßstäbe; aber grundsätzlich hat der Mensch das Recht auf Eigentum. Der sog. Liebeskommunismus der Urgemeinde (Apg. 2, 42-47 und 4, 32-35) war keine Wirtschaftsordnung sondern eine Versorgung der Armen durch die Gemeinde mit Hilfe freiwilliger Opfergaben der Vermögenden.

Doch ist der Eigentumsbegriff der Bibel kein juristischer sondern ein religiöser bzw. glaubensmäßiger. Die gesamte Erde ist Eigentum Gottes, das Land, die Früchte des Bodens, die Bodenschätze und besonders auch alles Leben auf der Erde (Ps. 24, 1. - 50, 12. - 1. Kor. 10, 26). Gott setzt den Menschen, wie wir hörten, nur als seinen Mandatar auf diese Erde und stellt ihm die Erde, die Pflanzen und die Tiere zu seiner Nutzung zur Verfügung (1. Mos. 1, 28-30). Alles „Eigentum“ des Menschen ist daher Leihgabe Gottes, die der Mensch verantwortlich vor Gott oder nach Gottes Willen zu verwalten hat. Schon hieraus ergibt sich in Verbindung mit dem Sozialimperativ, daß der Christ nicht willkürlich mit seinem „Eigentum“ verfahren darf, es vielmehr im Dienst der Liebe zum Besten seiner Mitmenschen zu verwalten hat. Der Christ kann und soll daher bereit sein, Opfer zu bringen und auf sein Eigentum je und dann ganz oder teilweise zu verzichten (Mark. 10, 21. - Luk. 12, 33. - Matth. 19, 27). Die Christen besitzen Eigentum, „als besäßen sie es nicht.“ (1. Kor. 7, 30). Damit ist eine bestimmte Wirtschafts- oder Eigentumsordnung weder angetastet noch aufgerichtet. Aber es ist festgelegt, daß der Christ auch irdischem Besitz gegenüber frei ist, diesem nicht versklavt ist sondern Herr darüber bleibt.

Nur unter dieser Voraussetzung gibt es Eigentum, aber dann darf es auch dem Eigentümer nicht ohne dessen Willen entwendet werden. Die Jünger hatten Privateigentum (Matth. 8, 14. - Luk. 8, 3. - 19, 1 ff.); Jesus setzt Privateigentum einfach voraus (Matth. 20, 15. - Luk. 19, 16.23); Paulus besaß Privateigentum (Phil. 4, 11-12); in der Urgemeinde gab es Privateigentum (Apg. 2, 46. - 12, 12). Erworben werden soll das Eigentum grundsätzlich durch eigene Arbeit (Apg. 20, 34-35. - 1. Thess. 2, 9. - 4, 11-12. - Eph. 4, 28). Dann aber steht es auch unter dem Schutz des Willens Gottes, der aus dem siebenten Gebot ersichtlich ist und auch im Neuen Testament immer wieder als solcher betont wird (Matth. 15, 19. - 1. Kor. 6, 10. - Eph. 4, 28). Ein Eingriff in das Eigentum eines anderen Menschen ist sowohl Verstoß gegen Gottes Gebot als auch eine Einschränkung oder Beseitigung der Freiheit des anderen Menschen. Indem das siebente Gebot das Eigentum schützt, schützt es damit die Freiheit und Menschenwürde.

Im Berufsleben des Handwerkers begegnet die Verletzung des Eigentums oder zumindest die Versuchung dazu auf Schritt und Tritt. Darum sollen, um mit dem Einfachsten zu beginnen, Lehrling und Gesellen durch Vorbild und Ermahnung davon abgehalten werden, sich Werkzeuge oder Produkte unrechtmäßig anzueignen. Der Meister hat seine Aufsichtspflicht über alle seine Mitarbeiter noch lange nicht erfüllt, wenn er im Vergehensfalle zum Mittel der Entlassung greift. Das Vorbeugen ist seine primäre Aufgabe. Dieses Vorbeugen geschieht gewiß durch Ermahnung und Belehrung; aber auch durch Vermeiden eines In-Versuchung-Führens. Wird der Mitarbeiter (und sei es auch unter Einhaltung der Tarife) unter dem Existenz-Minimum gehalten (etwa als Lehrling), so kann dies schon eine Verleitung zum Diebstahl sein, wenn nämlich die Familie des Lehrlings diesen nicht menschenwürdig zu unterhalten vermag. Hier setzt das über die gesetzliche Forderung hinausgehende soziale Handeln des Arbeitgebers, das verantwortungsvolle Verwalten des Eigentums im Dienst der Liebe ein. Das heißt noch keineswegs, daß jeder Meister jedem Lehrling nun den vollen Lebensunterhalt ermöglichen solle; aber es bedeutet, daß der Meister um die familiären und wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Mitarbeiter wissen und dementsprechend auch sein Eigentum einsetzen soll. Es heißt aber weiter auch, die Begehrlichkeit der Mitmenschen nicht durch luxuriösen Aufwand zu wecken und diese damit zum Diebstahl zu reizen. Die Selbstbeschränkung und Selbstzucht gehört zur Erziehung ebenso wie zur Mitmenschlichkeit. Der Handwerker als Christ kann daher sein Eigentum nicht nach eigenem Gutdünken verwenden sondern immer nur im Sinne unseres Sozialimperativs. Die helfende Tat mit Hilfe des Eigentums kann und soll zum Hinweis auf Christus werden und damit der Gefahr des Diebstahls den Boden entziehen.

Dem Diebstahl als Besitzquelle wird im Neuen Testament die Arbeit als Besitzquelle entgegengestellt: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen das Gut, auf daß er habe, zu geben den Dürftigen.“ (Eph. 4, 28). Damit hat das siebente Gebot die positive Ausrichtung, auf „ehrliche“ Arbeit hinzuweisen und den Mitmenschen einzubeziehen.

Die Gefahr des Diebstahls besteht aber in gleicher Weise für den Handwerksmeister selbst. Wir können dies den indirekten oder verschleierte Diebstahl nennen. Die Überteuerung der Ware, das Übersetzen der Rechnung, falsche Material- oder Arbeitsstunden-Angaben, die Steuerhinterziehung, das Lohndrücken u. a. sind Versuchungen, die den Handwerker heute täglich ansprechen. Ein sehr ernstes Problem ist dabei die Ansetzung von Meisterlohnstunden für Lehrlingsarbeiten sowie die Steuerehrlichkeit. Hier ist eine schwere Gewissensbelastung auf den Handwerker gelegt, der seine gesamten Unkosten einkalkulieren muß und der bei der weit verbreiteten Steuerunehrlichkeit als ehrlicher Handwerker nicht konkurrenzfähig bleibt. Hier wäre es Aufgabe der Handwerker-Innungen, aber auch der Kirche, den Staat auf die Notwendigkeit aufmerksam zu machen, die Voraussetzungen für eine gesunde Steuermoral zu schaffen.

Das gerechte Festsetzen der Preise und Löhne gehört zu den gewissenmäßig schwierigsten Aufgaben des selbständigen Handwerkers. Eine nachlässige Berechnung kann schon Diebstahl sein. Dabei geht das Neue Testament weit über eine legale Erfüllung des Diebstahl-Verbotes hinaus. Denn nach dem Sozialimperativ kommt es nicht nur darauf an, dem Nächsten keinen Schaden zu tun, sondern auch positiv darauf, „ihm sein Gut und Nahrung helfen bessern und behüten“, wie Luther es formuliert hat. Daß dies durchweg nicht der Fall ist, lehrt die Erfahrung. Schon die angeführte Epheserbrieffstelle, noch mehr aber 1. Kor. 6, 8, weisen auf die unter „Christen“ vorkommende Tatsache des kaufmännischen Diebstahls hin: „Aber ihr tut unrecht und übervorteilt, und das an Brüdern.“ (Vgl. Sprüche 16, 8: „Es ist besser wenig mit Gerechtigkeit denn viel Einkommen mit Unrecht.“ Oder Jes. Sir. 27, 1: „Denn um eitlen Güts willen tun viele unrecht.“).

Für den, der seinen Beruf als selbständiger Handwerker ausüben will, ohne unrecht zu tun, ergibt sich die besondere Schwierigkeit, daß er in einer Welt des Unrechts, der Ungerechtigkeit, des Betrugs und der Übervorteilung steht, also an wirtschaftlichen Erfolgen nicht wird konkurrieren können. Trotzdem kann ein Christ sich nicht auf die gleiche Stufe mit dieser Welt stellen, denn er würde damit seinen Herrn und dessen Kirche in Mißkredit bringen und verleugnen. Hier hat das Leiden des in der Nachfolge Stehenden auch als wirtschaftliche Last seinen Ort. Paulus kleidet es in die Frageform: „Warum laßt ihr euch nicht lieber Unrecht tun? Warum laßt ihr euch nicht lieber übervorteilen?“ (1. Kor. 6, 7). Darum auch die Mahnung: „Stellt euch nicht dieser Welt gleich!“ (Röm. 12, 2). Denn: „Wisset ihr nicht, daß die Ungerechten Gottes Reich nicht ererben werden? Laßt euch nicht in die Irre führen! Weder Hurer noch Götzen-diener weder Diebe noch Habgierige werden das Reich Gottes ererben.“ (1. Kor. 6, 9-10).

Hier steht die harte Forderung, „daß niemand übervorteile seinen Bruder im Handel“ (1. Thess. 4, 6). Dabei ist hier nicht der leibliche Bruder gemeint sondern der Glaubensbruder, ja es gilt jedermann gegenüber (vgl. Röm. 12, 17. - 1. Kor. 10, 33. - Gal. 6, 10. - 1. Thess. 5, 15). Das ist für den natürlichen Menschen eine Überforderung; denn sie schließt in sich, im wirtschaftlichen Konkurrenzkampf dort, wo es um der Ehrlichkeit willen sein muß, bewußt die wirtschaftlich schwächere Position zu beziehen. Dies hat u. U. eine Schmälerung der Lebenshaltung und je und dann auch eine Gefährdung des Betriebes und damit der Existenz der Familie im Gefolge. Darf dies von einem christlichen Handwerker, ja von einem Christen schlechthin gefordert werden? Eine solche Forderung kann nicht an jedermann gerichtet werden, sie wäre dann Überforderung und Unbarmherzigkeit. Darum ist auch hier kein Gesetz möglich. Diese Forderung nach absoluter Ehrlichkeit im Handwerk ohne Rücksicht auf die Existenzfähigkeit des Betriebes und der Familie ist überhaupt nur in eschatologischer Haltung hörbar und setzt voraus, daß der Handwerker sich mit seiner Familie auf dem Wege der Kreuzesnachfolge befindet. Jesus spricht davon, daß Besitz und Familie u. U. ein Entweder-Oder zur Nachfolge ausmachen: „Und jeder, der Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder

Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen verlassen hat, der wird es vielfältig empfangen und das ewige Leben.“ (Matth. 19,29. - Mark. 10, 29-30). Nur im Blick auf das ewige Leben ist diese Alternative im Sinne der bedingungslosen Ehrlichkeit zu entscheiden. Die absolute „Ehrlichkeit an sich“ ist keinem Menschen möglich. Aber dort, wo Unehrlichkeit als Verleugnen Christi und Ehrlichkeit als Zeugnis für Christus empfunden wird, gibt es für den in der Nachfolge und in der Erwartung des Gottesreiches Stehenden nur eine Antwort. Darum spricht Jesu hier auch nicht von einem planlosen Verstreuen des Besitzes oder einer Gleichgültigkeit gegenüber der Familie sondern von einem Handeln „um seines Namens willen“. Würde es sich um die Alternative Ehrlichkeit oder Familienexistenz handeln, so würde wohl kein Handwerker aus sich heraus die unbarmherzige Preisgabe der Familie zugunsten eines bloßen Prinzips der Ehrlichkeit im Beruf zuwege bringen. Nun aber lautet die Alternative Ehrlichkeit als Christuszeugnis um der Mitmenschen willen oder Selbsterhaltung der Familie durch Unehrlichkeit. Hier steht die Entscheidung für den an Christus Gebundenen fest, daß er nämlich Gott mehr gehorcht als den Menschen (Apg. 5, 29). Letztlich läuft auch das siebente Gebot in der Berufspraxis des Handwerkers wieder auf das erste Gebot hin, Gott über alle Dinge zu lieben (vgl. Luthers Erklärungen zum 1. Gebot). Daß die Gemeinde einem solchen Gliede gegenüber, das um Christi Namens willen Existenz und Familie gefährdet, die besondere Aufgabe des gemeinsamen Tragens hat, ist hier von Jesus aufgezeigt („der wird es vielfältig empfangen“, d. h. in diesem Zusammenhang: der wird mit allem Notwendigen versorgt und in der Gemeinschaft der Gläubigen beheimatet sein). Eine große Verantwortung ist auf die Gemeinde gelegt, die ein solches Glied in echter Bruderschaft bis hin zur materiellen Hilfe zu tragen hat.

Daher wäre es nicht nur eine Überforderung sondern ein Rückfall vom Evangelium ins Gesetz, wenn die Gemeinde eine solche Bereitschaft zum Übervorteiltwerden und zum Opferbringen ihren Gliedern nur als Pflicht auferlegen wollte. Die Kirche hat vielmehr sich als wirkliche Gemeinschaft zu erweisen; nicht nur materiell sondern ebenso durch Verkündigung der froh und freimachenden Botschaft des Heils und durch Aufnahme und Tragen eines solchen Gliedes mit all seinen materiellen und gewissenmäßigen Nöten. Denn eine solche Forderung kann der Mensch nur dann annehmen, wenn Christus ihn „stark macht“ (Phil. 4, 13), wenn die Hoffnung dahinter steht, daß diese irdische Welt vergeht.

Konkret wird diese Forderung bei der Preisgestaltung, bei der Materialverwendung, bei der Qualitätsangabe und bei der Lohnberechnung. Oft kann der Handwerker den ihm vom Kunden vorgeschriebenen Preis nur bei Verwendung billigeren Materials einhalten; dann aber hat er die Pflicht zur Ehrlichkeit. Dazu gehört auch die ehrliche Berechnung der auf die Herstellung verwandten Arbeitszeit sowie das gerechte Einkalkulieren von Unkosten, Steuern und Verdienstspanne. Für die zu zahlenden Löhne ist der Handwerker heute an die Tarife als Mindestleistungen gebunden. Hier besteht die Gefahr eines Lohndiebstahls marxistischer Formulierung weniger (wenn man sie nicht schon in den

Tarifverträgen suchen will). Die gegenteilige Gefahr der Überforderung des Meisters macht sich heute bereits bemerkbar. Denn er kann oft die geforderten und von der leistungsfähigeren Industrie angebotenen Löhne nicht zahlen; er sucht daher hier und dort schon nach dem Ausweg, an Stelle von handwerklich ausgebildeten Mitarbeitern ungelernte Hilfsarbeiter einzustellen. Dafür unterliegt der Handwerker leichter als die Industrie der Versuchung, über die Arbeitszeit hinauszugehen, zumal für den Lehrling, der bei einem Handwerksmeister in einem viel engeren Abhängigkeitsverhältnis steht als bei einem Industrie-Unternehmen. Das Gute der persönlichen Nähe zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer birgt auch seine Gefahren in sich. All' dies läßt sich zusammenfassen in dem Leitsatz:

19. Der christliche Handwerker weiß seine Person mit dem Eigentum als eine Leihgabe Gottes, die auf Grund des siebenten Gebotes in ehrlicher Arbeit zu verwalten ist und von ihm insbesondere das Lebenszeugnis einer gewissenhaften Preis- und Lohngestaltung fordert.

8. Die Achtung der Kollegen und anderen Berufe (8. Gebot)

Bei der Härte des modernen Konkurrenzkampfes entsteht sowohl in der Werbung als auch in der Wahrnehmung berechtigter Interessen ein Zwielicht von Wahrheiten, Halbwahrheiten und Unwahrheiten, das den Mitmenschen des gleichen Berufes oder auch andere Berufsgruppen (wie etwa die Industriearbeiter, die Beamten oder die Unternehmer) nicht nur materiell schädigt, sondern auch an der Ehre angreift und diffamiert. Dagegen steht das achte Gebot: „Du sollst nicht falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten!“ (2. Mos. 20, 16) mit der Erklärung Luthers: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten nicht fälschlich belügen, verraten, afterreden oder bösen Leumund machen, sondern sollen ihn entschuldigen und Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren.“

Zwar wird man dem Handwerk nachsagen müssen, daß es sich hier noch eine gewisse Zurückhaltung auferlegt hat, wenn auch besonders im Bauhandwerk die Gefahr eines unlauteren Unterbietens und Sich-Beschaffens der Aufträge sehr nahe liegt. Eine auf jede Reklame verzichtende und nur der werbenden Kraft der Leistung vertrauende Haltung des Handwerks wäre eine romantische Utopie und könnte auch nahe an selbstmörderisches Verhalten führen. Es müßte dem Handwerk im Interesse seiner Selbsterhaltung und damit der Erhaltung der in ihm liegenden sittlichen Werte und Möglichkeiten nahegelegt werden, die Werbung in stärkerem Maße zu berücksichtigen.

Aber diese Werbung darf nicht auf Kosten der Ehre von anderen geschehen. Selbst wenn andere Erwerbszweige hier und da unlautere Werbung treiben, darf es für das Handwerk — wenn es sich selbst treu bleiben will — nur eine Werbung geben, die auf jedes falsche Zeugnis verzichtet. Nicht die Werbung an sich ist das Übel, sondern die irreführende, unlautere und darum den Kunden wie den Kollegen schädigende Werbung.

Eine lautere Werbung bezieht sich erstens auf das Verhältnis zum Kunden. Diesem in der Werbung bewußt ungenaue, übertreibende und darum schädigende Angaben zu machen, verstößt schon gegen das siebente Gebot. Zweitens aber hat der werbende Handwerker auch Rücksicht auf seine Innungsgenossen bzw. Berufskollegen zu nehmen, die eben nicht nur Konkurrenten im Wirtschaftskampf sind, sondern eben Mitmenschen, deren Ehre nicht durch falsche Angaben verletzt werden darf. Drittens bezieht sich die Werbung des Handwerks auch auf andere Berufszweige, vor allem die der Industrie. Ein Stände- oder Berufsegoismus, sei er in Angst oder Hochmut begründet, ist auf jeden Fall ein Angriff gegen Mitmenschen. Ein Herabsetzen der Industrieprodukte durch das Handwerk trifft immer die in der Industrie tätigen Menschen. Denn in der Industrie arbeiten auch „Nächste“. Mag die Industrie wirtschaftlich, arbeitstechnisch und soziologisch anders strukturiert sein als das Handwerk und mehr Güter des Massenbedarfs herstellen, so dient die Industrie eben auf ihre Weise dem Wohle des Ganzen, und über den „Wert“ ihrer Produkte ist damit noch nichts ausgemacht. Autoindustrie, Rundfunkindustrie, Bergwerksindustrie, Eisenindustrie und viele andere produzieren Güter, ohne die unser modernes Leben nicht denkbar ist und von denen auch das Handwerk zum großen Teil wieder abhängig ist. Der Nächste ist für den Handwerker u. U. in einem ganzen Industriezweig zu sehen, für den Tischler etwa in der Möbelindustrie. Im Wettbewerb mag jeder auf seine besonderen Leistungen hinweisen; der eine etwa auf individuelle Anfertigung, besondere Stabilität; der andere auf niedrigere Preise und leichte Ergänzbarekeit, — aber eben nie mit Herabsetzung des anderen. Es mag sein, daß dabei das eine oder andere Handwerk von der Industrie überrollt wird (wie heute das Schuhmacherhandwerk mehr und mehr an Boden verliert), auch das würde nicht die Anwendung eines falschen Zeugnisses rechtfertigen, ja, es könnte durch ein falsches Zeugnis auch nicht aufgehalten werden.

So hat das achte Gebot eine die Grenzen der Berufsgruppen, Stände und sozialen Schichten überwindende Bedeutung. Der christliche Handwerker darf sich nicht in einem Handwerks-Egoismus zur Mißachtung des Sozialimperativs verführen lassen.

Hingewiesen sei noch auf die Bedeutung des achten Gebots für die Angehörigen des gleichen Betriebs. Vom Meister aus gesehen geht es darum, keinen Mitarbeiter aus unsachlichen Gründen zu bevorzugen oder zu benachteiligen und ein ungerechtes Urteil über ihn zu verbreiten. Er soll jeweils die ganze Person seines Mitarbeiters mit ihrer Leistung, ihrer Charakterqualität, ihrer Entwicklungsstufe und ihrer besonderen Situation als eine Ganzheit werten. Von den Mitarbeitern aus gesehen geht es darum, weder sich selbst beim Meister über Gebühr ins Licht zu rücken, noch den Kollegen ungerechterweise herabzusetzen, sondern alles zum besten zu kehren. Ein echtes Betriebsklima ist auch im Handwerk nur in der Achtung vor der Person des anderen möglich.

20. Das achte Gebot will zu einem brüderlichen Miteinander unter den Mitarbeitern, den Berufskollegen und anderen Berufszweigen helfen.

9. Die Überwindung der Habgier durch Glaubens-Genügsamkeit (9. und 10. Gebot)

Die beiden letzten Gebote stellen die „Begehrlichkeit“ des Menschen heraus (2. Mos. 20, 17). Alles, was zum Lebenskreis des Nächsten gehört (Ehefrau, Angestellte, Vieh- oder Sachbesitz), soll einem Christen unantastbar sein. Das Neue Testament bezeichnet die hierauf gerichtete Begehrlichkeit als *epithymia* (Röm. 7, 7 und 13, 9) und meint damit das Lenken des Sinnens und Trachtens auf des Nächsten Recht und Gut. Auch damit wird darauf hingewiesen, daß die Sünde tiefer sitzt als nur in der äußeren Tat und daß der ganze Mensch ein neuer werden muß, wenn seine Taten andere werden sollen. Das sündige Handeln wächst nach Jesu Worten aus dem Inneren des Menschen, aus seinem Herzen (Matth. 15, 19 parr.). Wo die rechte Gesinnung gegenüber dem Nächsten besteht, kommt es nicht zur Tat des Unrechts.

Dies aber ist eine in der Moderne schon ins Groteske gewachsene und jede Gemeinschaftsbildung schon im Keim erstickende Krankheit, daß jeder nur an sich denkt, den Nächsten aus seinen Gedanken ausklammert und daher von der Jagd nach Besitz, ganz unabhängig von den sittlichen Grenzen, ergriffen ist. Der Lebensstandard wächst zu einer immer mehr anschwellenden Vorstellung, die alles Sinnen und Handeln beherrscht. Dieses moderne Lebensstandard-Denken ist nichts anderes als das biblische Mehr-Haben-Wollen (*pleonexia*), sowohl auf materiellem als auch auf erotischem Gebiet. Von der Genügsamkeit der Gläubenden (1. Tim. 6, 6-10. - Phil. 4, 11-13) ist fast nichts mehr übrig geblieben.

Das Anschwellen des Lebensstandard-Denkens nach dem zweiten Weltkrieg ist wohl als eine Reaktion auf die Zeit der Entbehrung teilweise erklärbar, hat aber doch tiefere Gründe. Es offenbart nämlich die Kleingläubigkeit. Denn die Befriedigung des sog. Nachholbedarfs hätte niemals solche Ausmaße angenommen, wenn es im Inneren der Menschen in Ordnung gewesen wäre. Die Jagd nach Besitz ist Ausdruck einer doppelten Angst; einmal der Angst, etwas vom Leben und seinen Gütern zu versäumen; zum anderen der Angst, sich Sicherheiten schaffen zu müssen. Letzlich steht die mit dem Glauben unvereinbare Lebensangst dahinter (Matth. 6, 25-34. - 8, 23-27).

Davon ist der Handwerker wie jeder andere ergriffen, sowohl in dem Streben nach Sicherung als auch in der Ausnutzung der Lebensangst der Kunden und dann auch im Ausgenutztwerden von solcher Lebensangst. Auch das Handwerk kann nicht aus dieser Hetze heraus zu einer stetigen Entwicklung kommen, wenn es ihm primär nur um Ausweitung, Produktionssteigerung, Betriebserweiterung usw. geht. Das alles kann sein, muß wohl auch sein, darf aber nicht zum Selbstzweck werden; es kann nicht zur Garantie einer Sicherheit werden, es darf nur als dienendes Mittel im Blick auf den Mitmenschen erfolgen.

Ein Sonderfall der Begehrlichkeit, von dem das Handwerk passiv betroffen wird, ist die von Großbetrieben hier und da vorgenommene Abdingung handwerklicher Fachkräfte durch Anbieten übertariflicher Löhne. Hier darf das Handwerk auch einmal warnend seine Stimme erheben, nicht nur weil dadurch das schon geschwächte Handwerk weiter geschädigt würde, sondern vor allem

deshalb, weil dadurch die Gemeinschaft, die auch im Wirtschaftsleben der verschiedenen Wirtschaftszweige untereinander bestehen soll, gefährdet wird.

Die „Begehrlichkeit“ oder Pleonexia (= Mehr-Haben-Wollen) ist von Luther dem Sprachgebrauch seiner Zeit entsprechend meist mit „Geiz“ übersetzt worden (Mark. 7, 22. - Luk. 12, 15. - 1. Kor. 5, 11. - 6, 10. - 2. Kor. 9, 5. - Eph. 5, 3.5. - Kol. 3, 5. - Vgl. auch Philargyria 1. Tim. 6, 10. — Hebr. 13,5). Gemeint ist damit nicht eine übertriebene Sparsamkeit bzw. eine Knauserigkeit sondern ein viel tiefer wurzelndes Übel, nämlich die Sucht nach immer größerem Besitz als (vermeintlicher) Lebenssicherung. Das klassische Beispiel für diese Pleonexia ist der reiche Kornbauer (Luk. 12,15-21). Bei ihm wird das Doppel der Ursache und des Zieles der Pleonexia sichtbar. Das Mehr-Haben-Wollen wurzelt in der Angst, das Leben nicht erhalten zu können, wenn nicht der Besitz bis zu einer als Garantie ausreichenden Höhe gesteigert wird. Auch hinter dem modernen Getriebe und Gehetztsein in einer blühenden Wirtschaft steht diese Angst des Wissens um die eigene Unsicherheit. Dafür steht dem modernen Menschen die dem größeren Besitz zugetraute Sicherheit vor Augen. So stellen Angst und Sicherheitsbedürfnis das Elternpaar des Mehr-Haben-Wollens dar.

Dieses menschlich-natürliche Streben nach Sicherheit kann als ein Irregeleitetsein des Menschen nicht durch ein Gesetz oder eine Moral überwunden werden. Es muß eine andere Größe im Menschen Platz und Herrschaft gewinnen. Ein Verbot wäre keine Hilfe sondern nur ein Aufzeigen des Übels. Darum warnt Jesus nicht einfach vor dem Mammonsgeist und dem Streben nach irdischen Schätzen sondern verdrängt dieses betrügerische Sicherheit-Anbieten durch die frohe Botschaft des nahen Gottesreiches, daß nämlich Gott der Schatz ist, dem allein zu Recht das Vertrauen gelten darf: „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo Motte und Rost sie zunichte machen und wo Diebe einbrechen und stehlen. Sammelt euch vielmehr Schätze im Himmel, wo weder Motte noch Rost sie zunichte machen und wo Diebe nicht einbrechen und stehlen.“ (Matth. 6, 19-20). Der Angst angesichts fehlender Sicherheit (d. h. der merimna als Sorge) stellt Jesus das Vertrauen auf den Gott entgegen, dessen Fürsorge selbst an der Tierwelt ersichtlich wird. Darum geht das Streben des Glaubenden nicht auf irdische Schätze sondern auf das Reich Gottes (Matth. 6, 25-34).

Für die Lebenshaltung ergibt dies die Forderung nach Genügsamkeit. Denn „die da reich werden wollen, fallen in Versuchung“ (1. Tim. 6, 9). Nur aus der Haltung derer, die um die Vergänglichkeit alles Irdischen wissen und die auf ihren Herrn warten, ist solche Genügsamkeit möglich: „Der Lebenswandel erfolge nicht in Geldliebe; lasset euch genügen an dem, was da ist.“ (Hebr. 13, 5). Die eschatologische Haltung läßt den Christen auch ohne Reichtümer in Geduld sein Leben führen: „Es ist aber die Frömmigkeit verbunden mit Genügsamkeit ein großer Erwerb. Denn wir haben nichts in die Welt hereingebracht; so ist offenbar, daß wir auch nichts hinausbringen können. Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, sollen wir uns daran genügen lassen.“ (1. Tim. 6, 6-8). Der alte Paulus sagt aus seiner Glaubens- und Lebenserfahrung: „Ich habe gelernt, mir in meiner Lebenslage genügen zu lassen. Ich weiß in Niedrigkeit zu leben, ich weiß auch Überfluß zu haben. In alles und jedes bin ich gewöhnt,

sowohl satt zu sein, als zu hungern, sowohl Überfluß zu haben als Mangel zu leiden. Alles vermag ich durch den, der mich stark macht.“ (Phil. 4, 11-13).

21. Das neunte und das zehnte Gebot wollen den Handwerker davor bewahren, durch eine den Nächsten schädigende Habgier die irdische Ungesichertheit zu bannen, die nur in einem zur Genügsamkeit führenden Glauben zu bestehen ist.

Eine Fülle weiterer einzelner Ermahnungen des Neuen Testaments ließe sich anführen und auf die Situation des Handwerkers anwenden. Sie alle sind aber aus der Glaubenshaltung, die zum Sozialimperativ führt, hergeleitet, so daß der Glaubende die Freiheit und Möglichkeit zur Entscheidung in seinem Lebenswandel findet. Als eine Hilfe kann dabei die recht verstandene goldene Regel gelten: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch.“ (Matth. 7, 12).

VII. Der Handwerker in der Kirche

Vorbemerkung

Die Kirche nimmt den Handwerker unangesehen seines Berufes und Standes in ihre Gemeinschaft auf. Sie dokumentiert damit, daß es vor Gott kein Ansehen der Person gibt und daß die Kirche keine Standes- oder Interessenvertretung darstellt, auch nicht eine Vertretung wirtschaftlicher, nationaler, kultureller, politischer oder sonstiger Interessen. Nur darum ist die Kirche — auch für den Handwerker — die einzige Gemeinschaft, die es nicht auf irdische Zwecke abgesehen hat. In ihr soll auch der Handwerker leben in der Gewißheit, daß es hier nicht um sein berufliches Können, nicht um seine wirtschaftliche Bedeutung, nicht um seine Privatinteressen oder Liebhabereien geht. Hier ist der einzige „irdische“ Ort, an dem es ausschließlich um den Menschen, aber dann auch wirklich um den Menschen geht. Es ist darum keine Mindereinschätzung, wenn die Kirche den Handwerker nicht nach seinem Beruf wertet, sondern die einzig echte Wertung, nämlich die als eines Menschen, vornimmt.

Was in diesem Zusammenhang unser Thema angeht, ist nicht die selbstverständliche Tatsache, daß der Handwerker nicht anders als jedes andere Gemeindeglied am ganzen Leben der Kirche in Wortverkündigung, Sakramentsempfang, Liebesarbeit, Gemeindeleben und Gemeindeleitung teilnimmt. Denn hierin macht es keinen Unterschied aus, ob ein Gemeindeglied Handwerker ist oder nicht. Wonach wir sozialetisch zu fragen haben, ist vielmehr dies, was es für den Handwerker bedeutet, daß er als Handwerker Glied der Kirche ist. Wenn und weil der Handwerker als Mensch, und zwar als gläubiger Mensch, der Kirche angehört, kann er als solches Kirchenglied nicht davon abstrahieren, daß er eben Handwerker ist. Er kann sich nicht in einen Sonntagschristen und einen Werktagshandwerker aufspalten. Es geht nicht anders, als daß sein Glieder-Kirche-Sein sich auch in seinem Alltags-Handwerksleben auswirkt und umgekehrt.

1. Der Berufs-Apostolat des Handwerkers

Die Herausarbeitung der in den Sozialimperativ mündenden sozialetischen Grundhaltung eines evangelischen Christen in seinem Beruf und ebenso die Befragung der sittlichen Forderungen der Bibel nach ihrer Bedeutung für das Berufsleben haben uns immer wieder vor die Tatsache gestellt, daß ein evangelischer Christ in seinem beruflichen Handeln einen Dankesdienst gegen Gott und einen Liebesdienst an seinen Mitmenschen übt. Das berufliche Handeln wird so zur Sichtbarmachung des inneren Lebens, des Glaubenslebens. Das biblische Wort „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“ (Matth. 12,34) läßt sich für das Berufsleben dahin variieren: Wes das Herz voll ist, des zeugt das Berufsleben. Das gilt im Negativen wie im Positiven. Für den Glaubenden, in dessen Herz Christus wohnt, ist daher das Berufsleben ein Christuszeugnis. Dies gilt in dem doppelten Sinne, daß einmal der lebendige Christus sich im Leben der Seinen bezeugt, die Glieder an seinem Leibe (d. i. der Kirche) sind, daß es also eigentlich nicht der Mensch ist, der dieses sozialetische Leben

bewirkt, sondern Christus. („Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ Gal. 2, 20. Vgl. Phil. 4, 13); zum anderen aber auch so, daß der Glaubende mit seinem ganzen Berufsleben auf Christus hinweist. Das letztere ist im Blick auf den Sozialimperativ für unser Thema jetzt das Entscheidende: das Berufsleben des evangelischen Christen will und soll ein Zeugnis für Christus sein.

Wenn Paulus es von *dem* Stand, der sein Berufsleben unter ganz besonders erschwerten inneren und äußeren Bedingungen führen muß, nämlich von den Sklaven, sagt und fordert, sie sollten ihr berufliches Verhalten so einrichten, „daß nicht der Name Gottes und die Lehre gelästert werde“ (1. Tim. 6, 1), so gilt das um so mehr in unseren modernen Berufsverhältnissen, die alle die persönliche Freiheit voraussetzen, und insbesondere für den selbständigen Handwerker. Nicht nur in dieser negativen Formulierung macht Paulus die Aussage, daß das Berufsleben eines Glaubenden mit Christus in Beziehung stehe, sondern auch in der positiven, wenn er den Sklaven sagt, sie sollten in ihrem Alltagsleben „volle, echte Treue beweisen, um der Lehre Gottes, unseres Erretters, in jeder Weise Ehre zu machen.“ (Tit. 2, 10). Das Berufsleben ist somit eine Gelegenheit oder Möglichkeit, Gott (bzw. Christus) und dem Evangelium Ehre zu erweisen, ja es ist für den Glaubenden eine verpflichtende Möglichkeit, dies zu tun.

Da aber nun Christus nicht irgendwo in weiter Ferne lebt, wo ihn solche Ehrung oder Schändung seines Namens und seiner Heilsbotschaft nicht berühren könnte, sondern seinen Leib in seiner Gemeinde, in seiner Kirche, hat, deren Haupt er ist (Eph. 5, 23. — 1. Kor. 12, 12-13. 27. — Röm. 12, 4-6), trifft ein Ehre- oder Unehre-Bereiten den Herrn Christus in seiner Kirche. Wenn der Handwerker ebenso wie jeder andere Glaubende als ganzheitliche Person Glied der Kirche Christi ist, dann ist er auch wie jedes andere Glied der Kirche mit seinem ganzen Leben ein Zeuge für die Kirche Christi. Er kann nicht anders, als sich in seinem Berufsleben als Kirchenglied anders zu verhalten, als etwa ein Nichtchrist sich verhalten würde. Wo ein christlicher Handwerker in seinem Berufsleben in bezug auf den Sozialimperativ versagt, ist das nicht seine Privatsache, die nur ihn persönlich in schlechten Ruf bringen könnte, sondern zugleich auch eine Diskreditierung der Kirche Christi. Diese Tatsache ist noch allzuwenig in das Bewußtsein des Handwerkers (und übrigens auch anderer Berufe) eingedrungen, daß er mit seinem Berufsleben insonderheit der Kirche und dem Herrn der Kirche entweder Ehre oder Schande bereitet. Der christliche Handwerker ist mit seinem Berufsleben ein Repräsentant der Kirche Christi.

Dieses Repräsentant-Sein des Handwerkers in seinem Berufsleben geschieht nun gerade nicht, um dem Handwerker oder dem Angehörigen eines anderen Berufs eine besondere Auszeichnung zuteilwerden zu lassen, es hat vielmehr eine von Gott gesetzte Zielrichtung. Es ist darum kein Sein im statischen Sinne sondern ein zielgerichtetes Handeln. Denn Gott „will, daß alle Menschen gerettet werden und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“ (1. Tim. 2, 4). Gott benutzt seine Kirche, um das Evangelium allen Menschen zugänglich zu machen. Wenn er das tut, dann gewiß durch das Wort-Zeugnis und das Zeugnis

der Gegenwart seines Sohnes in Taufe und Abendmahl; aber auf indirekte Weise eben auch durch das Lebenszeugnis und das hierin enthaltene Berufszeugnis, das dem Fernstehenden den Zugang zu Wort und Sakrament eröffnen soll. Apostolat ist daher zentral und primär die Verkündigung der Heilsbotschaft (Apg. 1, 25. — Röm. 1, 5. — 1. Kor. 9, 2. — Vgl. 1. Kor. 9, 17. — 2. Kor. 3, 6. — 4, 1. — 5, 18 u. a.). In einem begrenzten Sinne wird dann aber auch das Lebenszeugnis zur Verkündigung, gewiß nicht ohne das Wort verständlich, aber eben doch ein Hinweis auf das Wort und eine Hinführung zu diesem. Das Lebenszeugnis ist in abgeleitetem Sinne ein Apostolat. Insofern ist es berechtigt, von einem Berufs-Apostolat zu sprechen, wenn darunter verstanden wird der von Christus und den Gliedern seiner Kirche erteilte Auftrag, durch ihr berufliches Verhalten die Fernstehenden zur Kirche Christi, zur Verkündigung des Wortes und damit zum Herrn der Kirche hinzuführen.

Den in diesem Sinne gemeinten Berufs-Apostolat haben wir nicht nur indirekt erschlossen, er ist vielmehr in vielen Worten Jesu (insbesondere der Bergpredigt) und seiner Apostel (vor allem den Paränesen) zum Ausdruck gebracht. Wir könnten ihn auch aus Luthers Lehre vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen herleiten, insofern als damit Recht und Auftrag gemeint ist, das Evangelium unabhängig von einem juristischen Amt zu verkündigen (durchs Wort) und zu bezeugen (durchs Leben). Doch sei auf ein Wort Jesu als auf die knappste und klarste Herausstellung des so gemeinten Berufs-Apostolats verwiesen. Es ist die Aufforderung Jesu zu guten Werken, einschließlich deren Begründung und Zielsetzung: „Ihr seid das Licht der Welt! Darum soll leuchten euer Licht vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ (Matth. 5, 14. 16). Die Aufforderung zum Tun der guten Werke mit den Worten „Darum soll leuchten euer Licht vor den Menschen“ meint mit den guten Werken nicht nur Verkündigung der Lehre oder Hingeben von Almosen sondern die ganze Lebensführung. Auch darf man diese Aufforderung nicht in dem Sinne einengen, daß sie nur an die Jünger des engeren Kreises gerichtet sei. Denn die Bergpredigt hat nicht nur den Zwölferkreis vor Augen sondern alle, die das Evangelium hören und tun (Matth. 5, 19. — 7, 21. 24. — 12, 50. — 21, 28-31. — Joh. 7, 17. — 13, 17. — 1. Kor. 10, 31 u. ö.). — Die Begründung zum Tun der guten Werke liegt in den Worten „Ihr seid das Licht der Welt“. Die guten Werke sind damit als Werke derjenigen gekennzeichnet, die das Wort aufnehmen und dadurch zu Christus gehören (vgl. Joh. 15, 5: „Denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“). So haben die guten Werke ihren Grund in dem Glauben der Gläubigen, das deren Tun zugrunde liegt: „Ein jeglicher guter Baum bringt gute Früchte.“ (Matth. 7, 17). Das heißt: das neue Sein ist die Voraussetzung zur neuen Lebensführung. — Das Ziel dieser guten Werke ist es, die Fernstehenden zum Lobpreis Gottes zu führen; sie sollen „eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ Damit ist dem Tun der guten Werke eine missionarische (apostolische) Zielsetzung gegeben. Die guten Werke stehen nicht im luftleeren Raum, sie sollen nicht ihren Tätern selbst Ruhm und Ehre eintragen, sie haben vielmehr eine Ausrichtung auf die Mitmenschen. Dabei haben die guten Werke nicht nur

das irdische und materielle Dasein der Fernstehenden vor Augen sondern deren eigentliche und innere Not: das Fernsein von Gott. Durch die guten Werke der Glaubenden sollen die Mitmenschen aufmerksam werden, den Grund ihrer Not erkennen und herausgerufen werden aus ihrer Gottesferne. — So ist das ganze Leben der Glaubenden — und damit auch das Berufs- und Alltagsleben — eine Apostel-Möglichkeit und Aufgabe, in der auch der Handwerker mit seinem beruflichen Verhalten ein Zeuge des Evangeliums Christi sein kann und soll.

In diesem Sinne sehen wir auch in den Briefen des Neuen Testaments den Lebenswandel der Glaubenden bewertet. Von den vielen möglichen Belegen seien hier nur einige markante herausgegriffen. Der erste Petrusbrief schreibt: „Führet einen guten Wandel unter den Heiden, damit die, so euch als Übeltäter verleumden, eure guten Werke sehen und Gott preisen am Tage der Heimsuchung.“ (1. Petr. 2, 12). Daher soll der Christ sich auch in seinem Erwerbsleben bewußt sein, daß die nichtchristliche Welt auf seine Lebensführung achtet und danach nicht nur seine Person sondern auch den von ihm verehrten Gott beurteilt. Zugleich soll der Christ sich dessen bewußt sein, daß er durch sein berufliches Verhalten seinen Mitmenschen den Zugang zu Christus erschweren oder aufzeigen kann. Der Jakobusbrief erwähnt als abschreckende Beispiele diejenigen Reichen, die ihre wirtschaftliche Macht mißbrauchen, indem sie die wirtschaftlich Schwächeren in Abhängigkeit bringen und unter dem Schein des Gesetzes in Prozesse verstricken: „Verlästern diese nicht den guten Namen (scil. Christi), der über euch (scil. bei der Taufe) genannt ist?“ (Jak. 2, 6-7). Des weiteren sei auf die oben angeführten Stellen 1. Tim. 6, 1 und Tit. 2, 10 verwiesen.

Dieser Berufs-Apostolat ist, indem er Auftrag von Jesus Christus und Zeugnis für Jesus Christus ist, zugleich auch im eigentlichen Sinne ein kirchliches Eingegliedertsein. Denn Jesus Christus hat, wie wir hörten, seinen Leib in seiner Kirche, und diese Kirche lebt von dem Auftrag und für den Auftrag, das Evangelium zu verkündigen (vgl. Matth. 28, 19-20). Diejenigen, die als Glaubende zur Kirche Christi gehören, haben einen Auftrag, an diejenigen auszurichten, die außerhalb dieser Kirche leben. Das ist eine echt-apostolische Situation, die in dem angeführten Jesuswort „Darum soll leuchten euer Licht vor den Menschen“ aufgezeigt ist. Diese Apostel-Situation wendet Paulus auch auf das Alltagsleben an: „In Weisheit führt euern Lebenswandel vor denen draußen!“ (Kol. 4, 5. — D. h. vor den außerhalb der Glaubengemeinschaft Lebenden). Gelegentlich zieht Paulus diese Linie so weit aus, daß er das Arbeits- und Berufsleben der Glaubenden als ein kirchliches Zeugnis anspricht: „Wir ermahnen euch aber, Brüder, daß ihr noch vollkommener darin (scil. in der Bruderliebe) werdet und es als eure Ehre liebgewinnt, ein stilles Leben zu führen, eure eigenen Angelegenheiten zu erledigen und mit euern Händen zu arbeiten, wie ich es euch verkündigt habe, damit ihr vor denen draußen einen Lebenswandel guten Verhaltens führt und auf niemandes Unterstützung angewiesen seid.“ (1. Thess. 4, 10-12). Damit wird das berufliche Leben zur Möglichkeit und Aufgabe missionarischen Dienstes, eben zum Berufs-Apostolat.

Wie die Angehörigen jedes anderen Berufes so ist auch der christliche Handwerker ein Träger dieses Berufs-Apostolats. In diesen Zusammenhang gehören alle Mahnungen, die sich auf den Lebenswandel im Erwerbs- und Berufsleben beziehen bzw. dieses einschließen (etwa Apg. 20, 34-35. — Röm. 6, 4. — 8, 1. — 13, 13. — Gal. 5, 15-26. — Eph. 2, 10. — 4, 1. 28. — 5, 2. 9. 15. — 6, 5-8. — Phil. 1, 27. — 3, 17. — Kol. 1, 10. — 2, 6. — 3, 22-25. — 4, 5. — 1. Thess. 4, 1. 10-12. — 2. Thess. 3, 6-15. — 1. Tim. 6, 2. — Tit. 2, 9-10. — 1. Petr. 1, 15-17. — 2, 18-21. — 2. Petr. 1, 3. — 1. Joh. 1, 7. — 2, 6. — Hebr. 13, 5. — Jak. 3, 13 u. a.). Insbesondere sind es die zwei Seiten des Lebenswandels, die es mit der geschlechtlichen und der wirtschaftlichen Lebensführung zu tun haben, von denen unser Thema vorzüglich die letztere angeht. Davon spricht Paulus häufig sehr präzise, etwa mit den Worten: „Ihr habt es von uns empfangen, wie ihr wandeln sollt und Gott gefallen. . . . Denn das ist der Wille Gottes: eure Heiligung, daß ihr nämlich die Unzucht meidet und daß niemand über das Maß hinausgehe und sich bereichere in seinem Erwerbsleben an seinem Bruder.“ (1. Thess. 4, 1-6).

Ein solcher Berufs-Apostolat kann nur in Opfer- und Leidensbereitschaft geübt werden. Paulus sagt dies von seinem Verkündigungs-Apostolat: „Ich freue mich in meinem Leiden, das ich für euch leide, und erstatte an meinem Fleische, was noch mangelt an Trübsalen in Christo für seinen Leib, welcher ist die Gemeinde.“ (Kol. 1, 24). Solche Leidensbereitschaft gehört zu jedem Leben, das ein Leben des Christus-Zeugnisses sein will. Wenn Paulus als Grundlegung allen sittlichen Verhaltens dies fordert, daß es „ein lebendiges, heiliges, gottgefälliges Opfer“ sei (Röm. 12, 1), so fordert dieses Opfer im Hinblick auf das Verhältnis der Geschlechter zueinander ein (im Vergleich zur griechischen „Freiheit“) weitgehendes Verzichtenkönnen; im Hinblick auf das Erwerbsleben fordert es ein weitgehendes wirtschaftliches Verzichtenkönnen. Wer als Handwerker ein Christ sein will, der muß mancherlei sonst vorkommende Praktiken ablehnen; er kann nicht mehr wie ein Weltkind handeln. Dies Opfer umfaßt nicht nur die Bereitschaft zum Verzicht sondern u. U. auch ein Hingeben von materiellen Werten und rechtlichen Ansprüchen. Paulus spricht einmal davon, daß ein Gemeindeglied nicht auf jeden Fall in wirtschaftlichen Fragen auf seinem Rechtstitel bestehen dürfe: „Es ist schon vollends ein Absinken für euch, daß ihr Prozesse untereinander führt. Warum erduldet ihr nicht vielmehr das Unrecht? Warum erduldet ihr nicht vielmehr die Übervorteilung?“ (1. Kor. 6, 7). Im ähnlichen Sinne hatte auch Jesus das Verzichten auf Rechtsansprüche in materiellen Dingen von den Seinen gefordert (Matth. 5, 40). Der erste Petrusbrief fordert dasselbe sogar von den Sklaven, also den in ganz besonders bedrückender Rechtslage dem Unrecht am hilflosesten Preisgegebenen; um so mehr gilt es dann von anderen Ständen: „Denn das ist Gnade, wenn einer um des Gewissens vor Gott willen Demütigungen erträgt, die er zu Unrecht erleidet.“ (1. Petr. 2, 19. — Vgl. 1. Thess. 5, 15. — 1. Petr. 3, 9 u. a.).

Auch die nichtchristliche Welt und sie insbesondere soll so dem beruflichen Verhalten der Gemeindeglieder abspüren, daß ein Widerschein des Glanzes Christi von ihnen ausgeht. Der christliche Handwerker steht daher mit seiner

Alltagsarbeit für Christus und die Kirche repräsentativ da. Darum heißt es im Epheserbrief mahnend für die Gemeindeglieder, daß ihr „nicht mehr wandelt, wie die anderen Heiden wandeln“, wobei unter dem Wandel des neuen Menschen speziell das ehrliche Berufsleben angeführt wird. (Eph. 4, 17. 22. 28).

Das Berufsleben ist auf diese Weise mit einer ganz neuen Sinnerfüllung bedacht. Der Christ, und dabei eben auch der christliche Handwerker, kann sein Berufsleben als Ganzes (einschließlich aller Mühsale, Verzicht, Enttäuschungen und Nöte, aber auch aller Freuden und Befriedigungen) nicht nur in irdischen Zusammenhängen sehen, daß es etwa der Erhaltung der Existenz des Arbeitenden und seiner Familie sowie der Menschheit und auch zur Förderung von Frieden, Wohlstand und Kultur dient; er kann sein Berufsleben nun sub specie aeternitatis sehen, daß es nämlich der Hinführung seiner Mitmenschen zu der Rettung diene, die Gott in Christus bereitet hat.

22. *Als Repräsentant der Kirche Christi ist der christliche Handwerker mit seinem Berufsleben ein Träger des Berufs-Apostolats, der die Mitmenschen auf Christus hinweisen und seinem Evangelium zuführen soll.*

2. Die Kirche als bergende Gemeinschaft für den christlichen Handwerker

Die Kirche läßt den christlichen Handwerker mit dieser Aufgabe und Verantwortung keineswegs allein. Denn der Handwerker als Glied der Gemeinde hat Recht und Auftrag des Berufs-Apostolats nicht ohne die Kirche empfangen. Indem nämlich Christus einen Menschen durch den heiligen Geist zum Glauben bringt und damit in die Gemeinschaft der Kirche stellt, und nur so gibt er einem solchen Menschen auch den Berufs-Apostolat. Es ist also nicht so, daß ein Individuum gläubig gemacht und mit einem Auftrag bedacht wird; es ist vielmehr so, daß Gläubig-Werden und Zur-Kirche-Christi-Geführt-Werden dasselbe sind. Einen gemeinschaftslosen Glauben gibt es nicht.

Der Berufs-Apostolat ist somit Folge des Gläubig-Seins und Folge der Gliedschaft in der Kirche Christi. Indem Christus bzw. seine Kirche einen Auftrag erteilt, gibt er bzw. sie auch die Möglichkeit zur Ausführung des Auftrages. Die Kirche will nicht nur den rechten Weg zur Sterbensbereitung sondern ebenso den Weg zur rechten Lebensführung zeigen und sie will als Gemeinschaft ihren Gliedern helfen, auf diesem Wege zu gehen. Darum nimmt die Kirche sich ihrer Glieder mit all deren Sorgen und Nöten an. In der Kirche nämlich sollen „die Glieder füreinander in gleicher Weise Sorge tragen“ und „wenn ein Glied leidet, leiden mit alle Glieder.“ (1. Kor. 12, 25-26). Der Kirche gehört man aber nicht korporativ an, so daß etwa „die Handwerker“ als ein Glied der Kirche gelten könnten und die Kirche damit die Aufgabe hätte, die Interessen der

Handwerker wahrzunehmen. Der Kirche gehört der glaubende Mensch an und seiner nimmt sich die Kirche an. Wenn und weil nun auch Handwerker gläubig sind, hat die Kirche an diesen und für diese eine besondere Aufgabe, nämlich die, solche Handwerker in ihrer Berufs-Situation ernst zu nehmen und ihnen zu helfen, aus dem Glauben auch ihr Berufsleben zu bewältigen und zu ertragen.

Von vornherein ist hierbei ein mögliches und immer wieder auftauchendes Mißverständnis abzuwehren, das die Kirche primär als Wirtschaftsfaktor wertet und ihre Aufgabe in einer Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse sieht. Die Kirche will und darf aber nicht zur Wirtschaftsgröße werden, wenn sie ihrem Auftrag treu bleiben will. Es ist also nicht böser Wille seitens der Kirche, wenn sie ihre Aufgabe nicht primär darin sieht, wirtschaftliche Probleme zu lösen, wenn sie dies vielmehr den Personen und Institutionen überläßt, deren spezielles Aufgabengebiet diese Dinge sind. Die Kirche ist primär weder Arbeitgeber, noch Unternehmer, noch Finanzierungsinstitut; sie kann dies nur gelegentlich zur Erhaltung ihrer Organisation im Dienste ihres Verkündigungsauftrages sein, aber niemals darf sie dies als ihren eigentlichen Daseinszweck betrachten.

Die Kirche ist eine Glaubensgemeinschaft, der es um die ganze Person eines jeden ihrer Glieder geht, also auch mit um deren wirtschaftlichen Nöte, aber primär doch um den Menschen und seine Gehörigkeit und Zugehörigkeit zu Gott. Im Bilde gesprochen ist die Kirche eine Bruder-Gemeinschaft, der es dann allerdings nicht gleichgültig ist und sein darf, welche inneren und äußeren Nöte und Aufgaben ihre Glieder im Alltagsleben zu bestehen haben.

Die Kirche lebt, wie wir sahen, vom Wort Gottes, und das heißt von der Frohbotschaft der Vergebung in Jesus Christus. Von hier aus hat sie auch ihre eigentliche Aufgabe an den Handwerkern unter ihren Gliedern, die in ihrem Berufs-Apostolat versagen bzw. schuldig werden oder in Konflikte geraten.

Wenn ein Handwerker ganz konkret vor der Entscheidung steht, ob er sein Angebot ganz reell machen und es damit nicht-konkurrenzfähig gestalten soll oder ob er sich durch Verschleierungen und unwahrhaftige Angaben einen Auftrag verschaffen soll, so darf er sich einen seelsorgerlichen Rat holen, sofern er die Entscheidung nicht allein gewissensmäßig treffen kann. Denn die Kirche weiß davon, daß ihre Glieder sich um des Berufs-Apostolats willen vieles versagen, aber auch vieles aufbürden müssen, was die Nichtchristen nicht bedrückt. Sie wird dann aus Gottes Wort mit dem Bedrängten den rechten Weg suchen und sich niemanden versagen, der ihres Rates und ihrer Hilfe bedarf. Eine rechte brüderlich-seelsorgerliche Beratung ist die erste Hilfe, die von der Kirche dem Handwerker geboten wird.

Aber auch dann ist der Handwerker noch nicht vor einem Versagen gegenüber dem Sozialimperativ bzw. in seinem Berufs-Apostolat geschützt. Wenn er sich dann aus wirtschaftlichen Erwägungen etwa doch zur Unlauterkeit entschlossen hat und infolgedessen in seinem Gewissen in harte Bedrängnis gerät, so darf und soll er sich in Beichte und Abendmahl an die Gemeinschaft der Kirche wenden. Denn die Kirche weiß davon und nimmt daran Anteil, daß ihre Glieder in der Welt schuldig werden; darum hilft sie ihnen auch, den Weg

zu dem vergebenden Gott zu gehen. Ohne diese Vergebung kann kein Handwerker in Frieden mit Gott und im Frieden des Gewissens leben. Die Kirche hilft dem Handwerker dort, wo dessen eigentliche und innere Not sitzt. Der in Schuld geratene Handwerker soll sich nicht von Gott und den Menschen verlassen fühlen; er findet in der Kirche Christi die Vergebung Gottes und damit die Geborgenheit, die ihm die Welt nicht geben kann.

Wenn auf der anderen Seite ein Handwerker unter den Gliedern der Kirche durch Treue gegenüber dem Herrn in Bedrängnis wirtschaftlicher Art für seine Familie und seinen Beruf gerät, dann ist die Kirche auch noch in einer dritten Weise eine bergende Gemeinschaft, nämlich durch ihren stärkeren Trost und Zuspruch. Eine christliche Lebensführung im Sinne des Berufs-Apostolats bringt für den Handwerker unvermeidlich wirtschaftliche Nachteile (im Vergleich zum Handeln der Weltkinder) mit sich. Es wäre aber falsch, wenn die Kirche ihren Gliedern diese Opfer einfach abnähme; denn dann wären sie keine Opfer mehr und der Berufs-Apostolat wäre keine Möglichkeit des Christus-Zeugnisses. Vielmehr würde dann die Gliedschaft in der Kirche als eine wirtschaftliche Rückversicherung angesehen. Die Kirche will dagegen ihren so bedrängten Gliedern wirklich helfen, indem sie diese innerlich stark macht, auch Opfer zu bringen, d. h. durch Glaubensstärkung. Dies geschieht durch die Evangeliums-Verkündigung in Gottesdienst, Seelsorge und Belehrung (etwa auch auf berufsständischen Tagungen, auf den evangelischen Akademien, im Männerwerk, in Sozialseminaren, in Freizeiten und vielen anderen Zurüstungen). Der christliche Handwerker soll damit eben nicht auf die Stufe eines Almosenempfängers herabgedrückt werden, sondern so gestärkt werden, daß er als freier Christenmensch auch unter Verzichten- und Entbehren-Können seinen Lebensweg geduldig und zuversichtlich gehen kann.

Der Handwerker ist von Gott zu einer ungesicherten und wagemutigen wirtschaftlichen Selbständigkeit gerufen. Dabei soll er sich der besonderen Achtung und Würdigung des Wagnischarakters seiner Lebenssituation durch die Kirche gewiß sein. Somit hat die Kirche am Handwerker eine besondere Aufgabe, die ihn noch nicht allorts bewußt geworden ist. Sie hat sich um ein Verständnis der Wagnissituation des Handwerksberufes zu bemühen und ihre mittragende und bergende Liebe dem Handwerker zu öffnen. Der Handwerker verdient eine ganz neue Beachtung in der Kirche, da sein Beruf ihn in eine unaufhebbare Ungesicherheit stellt und damit von ihm eine besondere Bewährung als Persönlichkeit fordert. Darum sollte die Kirche, ebenso wie sie ihren Blick auf den Arbeitnehmer zu lenken begonnen hat, auch den Handwerker in seiner Situation zu verstehen suchen und sich ihm als bergende Gemeinschaft erweisen.

Ist dabei die wirtschaftliche Bedrängnis, in die ein um Christi willen ehrlich und reell handelnder Handwerker gerät, so groß, daß seine persönliche bzw. familiäre Existenz bedroht oder gar verloren gegangen ist, so nimmt die Kirche ihn auch wirtschaftlich in ihre Gemeinschaft auf und läßt einen Lebenszeugen Christi nicht untergehen. Sie wird dann durch ihre diakonische Hilfe alles tun, um diesem Handwerker die Möglichkeit zu verschaffen, sich doch durch seiner Hände Arbeit sein Brot zu verdienen, möglichst sogar in seinem Beruf. In

akuten Fällen wird sie auch materielle Hilfe leisten, wozu sie gegenüber jedem, allermeist aber gegenüber ihren Gliedern verpflichtet ist (Gal. 6, 10). Dabei wird es ihr Hauptanliegen sein, einen solchen Handwerker nicht zum Rentenempfänger absinken zu lassen, ihm vielmehr zu helfen suchen, wieder auf eigene Füße zu stehen zu kommen. Hierzu ist sie durch viele Weisungen des Neuen Testaments angehalten, insbesondere durch das Jesuswort von Mark. 10, 29-30, wo denen, die um Christi willen Äcker oder Häuser hingegeben haben, die Verheißung zuteil wurde, daß sie es (scil. in der Gemeinde) wieder erhalten. Denn alles, was die Gemeinde oder ihre einzelnen Glieder besitzen, ist nur Leihgabe, die auch zu solcher Hilfeleistung verantwortlich verwaltet werden soll. Die Verpflichtung zu solcher Hilfe hat nicht nur die Gemeinde als solche sondern jedes Gemeindeglied, das dazu in der Lage ist.

Das Letzte und keineswegs weniger Wertvolle, was die Kirche an ihren um des Christus-Zeugnisses willen bedrängten Gliedern tun sollte, ist das fürbittende Gebet, wie es uns von der Urgemeinde überliefert ist als Gebet für den um seines Verkündigungs-Apostolats willen inhaftierten Petrus: „Und Petrus zwar wurde im Gefängnis gehalten; die Gemeinde aber betete ohne Aufhören für ihn zu Gott.“ (Apg. 12, 5). Ebenso wie dieses Fürbittengebet für Kranke (Jak. 5, 14-16) und für Märtyrer gesprochen wird, sollte es auch die um ihres Berufs-Apostolats willen in Not Befindlichen einschließen.

23. Die Kirche nimmt sich als bergende Gemeinschaft des christlichen Handwerkers in seelsorgerlichem Rat, in Verkündigung der Vergebung, in Kraft- und Trost-Spenden, in diakonischer Hilfe und in fürbittendem Gebet an.

3. Der soziale Frieden für und durch den Handwerker

Die Kirche ist der Ort der Verkündigung der Versöhnung Gottes mit dem sündigen Menschen. Aber sie ist zugleich als die Gemeinschaft solcher mit Gott versöhnter Menschen der Ort der Versöhnung dieser Menschen untereinander. Wo zwei Christen — etwa ein Handwerker und ein Industrieller — in Unfrieden miteinander leben und nicht auf direktem Wege zueinander finden können, da ist die Kirche der Ort der Versöhnung, der Ort des Friedentiftens im Sinne von Matth. 5, 9. Der Unrecht Erleidende (oder sich als solcher Fühlende) hat die Wegweisung von Matth. 18, 15-16, mit Hilfe von zwei oder drei Gemeindegliedern die Bereinigung herbeizuführen und bei eventuellem Scheitern eines solchen Versuches an die Gemeinde heranzutreten (Matth. 18, 17). Während es für Weltkinder in solchen Fällen nur das feindliche Auseinandergehen oder den Weg des Gerichtsverfahrens gibt, sollen Christen den Weg des Sich-Zusammen-Setzens gehen, um dadurch auch zueinander zu finden. Schon Jesus warnte vor dem Prozeßwege (Matth. 5, 39-40), der nur zur Vertiefung der Kluft führt. Paulus hat es sehr hart gerügt, wenn Gemeindeglieder der

Welt das Schauspiel eines Streites boten (1. Kor. 6, 1-8). Aus beiden Weisungen geht hervor, daß eine Beilegung von Streitigkeiten unter Gemeindegliedern ganz anders vor sich gehen soll als in einem Rechtsverfahren, bei dem ein jeder auf seinem „Recht“ besteht. So wie Gott mit den Menschen auch nicht einen Prozeß führt — bei dem zudem die Schuldigsprechung des Menschen von vorneherein feststünde —, so wie Gott vielmehr in Christus das Unrecht auf sich nimmt und erleidet, so soll auch ein Nachfolger Christi bereit sein, auf sein „Recht“ zu verzichten (Matth. 5, 40. — 1. Kor. 6, 7), um sich gerade auch damit als Träger des Berufs-Apostolats zu bewähren. Schon Paulus hat dennoch die Erfahrung gemacht, daß Gemeindeglieder einander im Erwerbsleben Unrecht tun: „Aber ihr tut Unrecht und Übervorteilung und dies an Brüdern.“ (1. Kor. 6, 8). Wenn aber nun schon einmal unter Gemeindegliedern Streit um materielle Güter ausbricht, dann soll er wenigstens nicht vor nichtchristlichen Richtern ausgetragen sondern innerhalb der Gemeinde beigelegt werden. „Wenn ihr nun Streitigkeiten um irdische Güter habt, dann macht ihr die von der Gemeinde Verachteten zu Richtern. So muß ich es euch zur Beschämung sagen. Ist denn so nicht ein einziger Weiser unter euch, der imstande wäre, als Schiedsrichter zwischen Bruder und Bruder zu wirken?“ (1. Kor. 6, 4-5).

Ein Streit um materielle Güter entsteht nun nicht nur zwischen einzelnen Personen sondern auch zwischen Berufen und Berufsgruppen. Im modernen Leben ist es einmal der Konkurrenzkampf und zweitens der ständig in Bewegung befindliche Kampf zwischen den Sozialpartnern. Bei letzterem geht es primär um materielle Dinge wie Löhne und Preise. Auch der Handwerker ist davon betroffen. Im Konkurrenzkampf liegt er im Streit mit Angehörigen des gleichen Berufs oder mit seinem Beruf verwandten Industriezweigen, in der Lohnfrage steht er der Schicht der „Arbeitnehmer“ gegenüber. Hier hat die Kirche eine erzieherische und eine helfende Aufgabe. Sie ist auch heute auf dem besten Wege, eine lange Zeit nicht gesehene Aufgabe anzufassen. Vor allem haben die Evangelischen Akademien, die Evangelischen Kirchentage, die Sozialseminare, die Einrichtungen des Männerwerks und die allerorts ermöglichten Begegnungen der Sozialpartner auf dem Boden der Kirche sich als Möglichkeiten erwiesen, die streitenden Gruppen an einen Tisch zu setzen. In Lehre, Verkündigung und Begegnungen bemüht sich die Kirche heute, bei den Sozialpartnern Verständnis füreinander zu wecken und sie zu einer Verständigung zusammenzuführen. Dabei geht es nicht darum, richterliche Urteile zu finden, sondern darum, die Streitenden darauf hinzuweisen und sie zu der Einsicht zu führen, daß sie als Glieder der Kirche beide die Aufgabe haben, zueinander zu finden.

Auf diesem Wege, der erst neu beschritten wird, hat die Kirche auch für den Handwerker und mit ihm noch manches zu tun. Denn gerade auch dem Handwerker sollte daran liegen, einen Sozialfrieden mit den bei ihm Beschäftigten zu finden und einen modus vivendi mit der Konkurrenz im Handwerk oder der Industrie zu erstreben. Die Kirche kann sich nicht einfach damit abfinden, daß der Handwerker ständig berechtigte oder in der Angst übertriebene Klage über „die Industrie“ oder „die Arbeitnehmer“ und deren Organisationen führt. Denn

die Kirche kann und darf nicht übersehen, daß die Industrie ebenso ihre Existenzberechtigung und ihre für das Gesamtwohl unentbehrlichen Aufgaben hat; sie kann und darf auch nicht überhören, was der Arbeitnehmer und seine Organisationen an Wünschen und Hoffnungen vortragen. Was die Kirche dazu tut, das tut sie nicht in Prozeßform, indem sie sich zur Richterin erheben würde. Denn daraus würde nicht Friede werden sondern nur jeweils der Keim zum nächsten Streit gelegt. Was die Kirche tut, ist „weniger“, in Wirklichkeit aber „mehr“, nämlich die gegeneinander Stehenden zu miteinander Stehenden zusammenzuführen. Wo bei allen Beteiligten christliche Verantwortung lebendig ist, da müßte sich auch ein Weg finden, auf dem beide miteinander gehen können. In diesem Sinne ist die Kirche auch auf sozialpolitischem Gebiet eine Friedensstifterin.

So stellt die Gemeinschaft, die der Handwerker in der Kirche findet, ihn auch im modernen Gesellschaftsleben in eine Gemeinschaft und läßt ihn über die Grenzen seines Berufes hinausschauen. Der christliche Handwerker kann die Menschen nicht mehr nur nach Klassen, Berufen, Gesellschaftsschichten, Ständen usw. beurteilen, er darf und soll sie sehen als Mitmenschen, ja als Brüder unter dem einen Herrn Christus. Der Arbeitnehmer oder der Industrielle, der Kaufmann oder der Techniker, der Angestellte oder der Beamte ist für den sich in einer kirchlichen Gemeinschaft mit diesen wissenden Handwerker nicht mehr „der andere“, dem es besser geht oder der es besser hat. Dieser Handwerker hört die Mahnung: „Wandelt nicht in Hader und Neid.“ (Röm. 13, 13) nicht nur als individuelle Mahnung sondern zugleich als soziologisch-bezogene. Er wird nicht neidisch sein auf den Segen, den Gott in seines Bruders und Nachbarn Haus legt. Ein Klassenkampf ist der inneren Haltung des in der Gemeinschaft der Kirche lebenden Handwerkers fremd (vgl. Gal. 5, 20. — 1. Petr. 2, 1. — Jak. 3, 16. — 4, 2). Darüber hinaus führt die kirchliche Gemeinschaft den Handwerker sogar zu einem positiven Verhalten gegenüber anderen Berufen und Gesellschaftsschichten. Waren hier und dort Angehörige anderer Berufe ihm bisher Gegner oder gar Feinde, so soll er ihnen nun Liebe entgegenbringen. Auch das Gebot der Feindesliebe (Matth. 5, 44. — Röm. 12, 20-21) hat seine sozialethische Wirksamkeit. Der in kirchlicher Gemeinschaft Lebende „überwindet das Böse mit Gutem.“ (Röm. 12, 21. — Matth. 5, 9). Er wird zum Friedensstifter.

24. *Die Gemeinschaft der Kirche verwehrt dem christlichen Handwerker Sozial-Feindschaft und macht ihn zu einem Bindeglied der Berufe und Gesellschaftsschichten untereinander.*

Schlußwort

Trotz allem, was eine evangelische Sozialethik dem Handwerker gibt, sagt und von ihm fordert, wird es auch einer solchen Sozialethik und den sie tragenden Handwerkern nicht möglich sein, das soziale Problem — und sei es nur für ihren Sektor — zu „lösen“. Die Errichtung eines irdischen Paradieses oder die Herbeiführung des Reiches Gottes ist den an Christus Glaubenden auch dann nicht verheißen, wenn sie alles tun, was ihnen aufgetragen ist. Denn dieses Reich Gottes kommt nicht mit äußeren Gebärden, es steht als Zukunftserwartung vor den Christen und wird nur von Christus selbst herbeigeführt. Die irdische Welt aber wird nicht durch menschliches Handeln in einen Idealzustand verwandelt. Diese Erkenntnis will und darf nicht zu dem resignierenden Schluß verleiten, dann lohne es sich der Mühe eines sozialethischen Handelns nicht. Denn es ist den Glaubenden aufgetragen, in dieser Welt dennoch fröhlich und getrost zu sein. Das „Dennoch“ des Glaubens bleibt trotz aller Sozialethik in Kraft. Der Christ bleibt bei allem sozialethischem Handeln seiner selbst und seiner Mitchristen ein Kreuzträger in der Nachfolge Christi.

Aber diese Erkenntnis und dieses Wissen sollten nicht als lähmende Last über der Sozialethik liegen. Bei allem Wissen um die Unvollkommenheit, Vergänglichkeit und Sündhaftigkeit der Welt darf doch nicht übersehen werden, daß ein Leben in christlicher Sozialethik eben doch innerhalb dieser Welt ein Zeichen dafür aufrichtet, daß es eine andere Welt, ein Reich Gottes, gibt, wo das Stückwerk aufhören wird (1. Kor. 13, 10) und dessen wir auf Erden nicht nur warten sondern auch in der Gemeinschaft der Glaubenden einen Vorschmack verspüren. Es ist eben doch nicht — auch in bezug auf das sozialethische Miteinander der Menschen auf Erden — umsonst geschehen, daß Christus über die Erde ging und für die Seinen das Leben gelassen hat, auf daß sie seinen Fußstapfen nachfolgen sollen. So unvollkommen und sündenvermengt alles sozialethische Handeln auch der Glaubenden auf Erden ist, so ist es doch — weil es ein Widerschein des Glanzes Christi ist — ein Licht, das in der Welt leuchtet (Matth. 5, 14-16).

In solcher Haltung darf auch der evangelische Handwerker seinen Lebensweg gehen; wissend, daß er gerufen ist, ein Licht in der Welt zu sein; wissend, daß er wartet auf die Offenbarung der Herrlichkeit des kommenden Herrn. Darum gilt auch ihm der Aufruf und Zuruf des Propheten (Jes. 60, 1):

„Mache dich auf, werde Licht!
Denn dein Licht kommt,
und die Herrlichkeit des Herrn
geht auf über dir!“

